

**IN
TRANS
RE**



FORMIEREN

Zukunftsforum vom 15.–17. Mai 2014
im Ruhrgebiet

DOKUMENTATION



Evangelische Kirche
in Deutschland

■ Vorwort

Mit dieser Dokumentation legt das Projektbüro Reformprozess eine Art Bilanz des Zukunftsforums für die Leitenden der Mittleren Ebene in unseren Kirchen vor. Dekanate und Kirchenkreise, Superintendenturen und Propsteien waren eingeladen, im Mai 2014 nach Wuppertal und ins Ruhrgebiet zu kommen, um sich über den Stand der Reformanstrengungen zu informieren und auszutauschen.

Das Zukunftsforum bot Gelegenheit, an drei informativen Tagen die Erfahrungen der Transformation, die das Ruhrgebiet seit etwa einem Vierteljahrhundert macht und erträgt, anzuschauen und zu reflektieren. An beeindruckenden Orten wie z.B. der Zeche Zollverein in Essen oder der Jahrhunderthalle in Bochum wurden die Teilnehmenden ermutigt, miteinander auf dem Weg einer »ecclesia semper reformanda« zu bleiben. Ziel des Reformprozesses unserer Kirchen ist es, das Reich Gottes in einer ausstrahlungsstarken, milieusensiblen und zuversichtlichen Kirche schon hier und jetzt aufscheinen zu lassen. Und zwar nicht nur in Predigt und Verkündigung, sondern auch in kirchlichen Ordnungen und Satzungen.

Es gab eine Vielzahl von überwiegend positiven Rückmeldungen der Teilnehmenden. Offenbar war es diese Mischung aus Arbeit und Fest, aus eigener Aktivität und Faszination, aus Persönlichem und Strukturellem,

aus Gegenwärtigem und Zukunftsperspektiven, die die mitunter arg belasteten Leitenden der Mittleren Ebene berührt und erfüllt hat. Dass man bei einer die Landeskirchen übergreifenden Begegnung spürt: »Anderen geht es auch nicht anders. Wir sind als Kirche gemeinsam unterwegs«, das ist ein Segen, der über den Tag hinaus wirkt.

Ich hoffe, dass die Ermutigung und Begeisterung des Zukunftsforums auch dazu beitragen, das Jubiläumsjahr 2017 trotz aller gegenwärtigen Belastungen EKDweit als großes geistliches Fest anzunehmen.

Herzlich danke ich allen Teilnehmenden der mittleren Leitungsebene für ihr Kommen und Mitwirken. Mein Dank gilt auch den Landeskirchen, die das Zukunftsforum finanziell und konzeptionell unterstützt haben.

Die vorbereitenden Diskussionen in Rat und Kirchenkonferenz haben dieses Forum als Meilenstein auf dem Weg zum Reformationsjubiläum identifiziert. Mit ihrer Unterstützung wurde deutlich, dass und wie Reform und Reformation zusammenhängen.

Mein Dank gilt auch der Steuerungsgruppe Reformprozess, die im Anschluss an das Impulspapier »Kirche der Freiheit« von 2006 schon den Zukunftskongress in Wittenberg 2007 und die Zukunftswerkstatt in Kassel 2009 verantwortet hatte. Sie hatte es sich jetzt zur Aufgabe gemacht, die »Mittlere Ebene« als eine entscheidende Handlungsebene der evangelischen Landeskirchen

bewusst in den Blick zu nehmen. Damit ist der Reformimpuls auf einer strategisch wichtigen Ebene angekommen.

Unerlässlich bei der Vorbereitung war die Konferenz der Ruhrsuperintendenten und Ruhrsuperintendentinnen. Sie gewährte Gastfreundschaft und Unterstützung. Und der Beirat, der im Vorfeld die Breite der Möglichkeiten eines Zukunftsforums mit auslotete, war intensiv an der Gestaltung beteiligt.

Herzlich gedankt sei nicht zuletzt den Mitarbeitenden des Projektbüros Reformprozess unter der Leitung von Vizepräsident Dr. Thies Gundlach im Kirchenamt der EKD. Sie haben dafür Sorge getragen, dass dieses Zukunftsforum 2014 »informieren – transformieren – reformieren« auf eine ungewohnte, aber ansprechende Art stattgefunden hat.

Uns allen wünsche ich, dass die Eindrücke, Anregungen und Erkenntnisse, die wir auf dem Zukunftsforum 2014 in Wuppertal und dem Ruhrgebiet gewonnen haben, uns in unserem Alltag beflügeln. Damit wir zu einer überzeugenden Verkündigung der frohen Botschaft inspiriert und ermutigt werden: »Verbum Dei manet in aeternum – Gottes Wort bleibt in Ewigkeit« (Schlussatz der Barmer Theologischen Erklärung).

Eine anregende Lektüre Ihnen allen!

*Dr. h.c. Nikolaus Schneider,
Vorsitzender des Rates der EKD*

Quellen:

»informieren – transformieren – reformieren«

EKD-Zukunftsforum für die Mittlere Ebene

15.-17. Mai 2014

Aus dem Inhalt:

»informieren - transformieren - reformieren«

EKD-Zukunftsforum für die Mittlere Ebene, 15.-17. Mai 2014

▶ Dr. h.c. Nikolaus Schneider: Vorwort	2
▶ Dr. Konrad Merzyn: »Informieren – transformieren – reformieren‘. Perspektiven für den Reformprozess«	5
▶ Tagungsprogramm	7
▶ Dr. h.c. Nikolaus Schneider: Predigt beim Eröffnungsgottesdienst über 1. Petrus 1, 25a	9
▶ Susanne Erlecke: »Erfahrungswelten - Flanieren im Wandel«	12
▶ Thomas Scholle: »Der Wandel der Emscherregion im Spiegel der Kunst – Projekte und Initiativen der Emschergenossenschaft«	14
▶ Bundespräsident Joachim Gauck: Grußwort	16
▶ Prof. Dr. Hubert Knoblauch: »Die Transformation von Religion und Gesellschaft«	18
▶ Kathrin Oxen und Dr. Folkert Fendler: Liturgischer Entwurf – Morgenandacht: »Anderer Ort, gleiches Wort«	24
▶ Katrin Göckenjan: Morgenandacht: Auslegung zu Num 13, 21 – 33	27
▶ Marion Greve: Morgenandacht: Auslegung zu Num 13, 21 – 33	29
▶ Rüdiger Höcker: Morgenandacht: Auslegung zu Num 13, 21 – 33	31
▶ Susanne Erlecke: Transformation anschaulich – Die Veranstaltungsorte sind Programm	34
▶ Dr. Johannes Goldenstein: Orte der Transformation - Darstellung der Orte	35
▶ Dr. Johannes Goldenstein und Jürgen Schilling: Anregungen gewinnen. Achtundzwanzig Mal Zukunft – Themen der Workshops	41
<i>Aus den Workshops:</i>	
▶ Bischof Dr. Dr. h.c. Markus Dröge: »Was kann die mittlere Ebene?«	51
▶ Dr. Kerstin Söderblom und Peter Burkowski: »Die unsichtbare Sichtbarkeit der Macht«	55
▶ Dr. Beate Sträter: »Gute Nachbarschaft – na klar!«	59
▶ Andreas Bauer: »Transformation im Pfarrberuf«	63
▶ Dr. Christoph Vogel: »Pfarramt im Spagat«	66

▶ Hanna Wirth: »Projekt der ELKB: Berufsbild PfarrerIn«	68
▶ Dirk Stelter: »Fresh expressions of church – auch in meinem Kirchenkreis?«	70
▶ Prof. Dr. Tobias Faix, Jost Stahlschmidt und Dr. Roger Mielke: »Die Chancen der ‚Parallelgesellschaft‘ – Wie die Kirche neu anschlussfähig werden kann.«	78
▶ Philipp Meyer: »Wie groß muss ein Kirchenkreis sein? Was soll er leisten?«	86
▶ Dr. Joachim Schwind: »Wie groß muss ein Kirchenkreis sein? Was soll er leisten? Zusammenfassung einiger Überlegungen aus kommunalrechtlicher und verwaltungswissenschaftlicher Sicht«	89
▶ Dr. Detlef Dieckmann-von Büнау: »Leiten im Geist«	92
▶ Anja Gemmer: »Wie bekomme ich ein effektives Gremium – Praktische Hinweise«	98
▶ Dr. Viva Katharina Volkmann: »Wie bekomme ich ein effektives Gremium?«	103
▶ Annette Kurschus: »Geistliches Wort«	105
▶ Katrin Göring-Eckardt, Dr. Ulrich Kühn, Prof. Dr. Margot Käßmann und Prof. Dr. Udo Di Fabio: »2017 und darüber hinaus – Welche Bedeutung hat das Reformationsjubiläum für die Zukunft der Kirche?«	108
▶ Katrin Göring-Eckardt: »Statement nach dem Podiumsgespräch«	116
<i>Statements aus dem europäischen Protestantismus: Welcher Aspekt der Reformation gibt mir Kraft, die Zukunft der Kirche zu gestalten?</i>	
▶ Grzegorz Giemza	117
▶ Marianne Christiansen	119
▶ Dr. h.c. Peter Schmid-Scheibler	121
▶ Prof. Dr. Margot Käßmann: »Wie feiern wir 2017?«	123
▶ Dr. Johannes Goldenstein: Reformation existentiell – SMS-Aktion	125
▶ Dr. Johannes Goldenstein: »Unsere Kirche – ein Klang aus vielen Stimmen«	126

»Informieren – transformieren – reformieren«. Perspektiven für den Reformprozess

Von Dr. Konrad Merzyn, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Erstmals in der Geschichte der EKD waren (haupt- und ehrenamtliche) Verantwortliche der mittleren Leitungsebene zusammen mit den Mitgliedern des Rates und der Kirchenkonferenz eingeladen, um gemeinsam die Frage zu bedenken, welche Herausforderungen anstehen und mit welchen Umbrüchen in der evangelischen Kirche des 21. Jahrhunderts in theologischer und organisatorischer Hinsicht gerechnet werden muss. Diese Frage erhielt vor dem Hintergrund der Ergebnisse der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die im Frühjahr 2014 (also unmittelbar vor dem Zukunftsforum) publiziert wurde, ihre spezifische Relevanz. Der Rat der EKD sowie die Kirchenkonferenz hatten im Vorfeld die Veranstaltung als Meilenstein des Reformprozesses auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 identifiziert. So stand das Zukunftsforum 2014 in Kontinuität zum Zukunftskongress 2007 in Wittenberg und der Zukunftswerkstatt 2009 in Kassel.

Gerade die mittlere Leitungsebene erweist sich aktuell als diejenige Organisationsebene, auf der die Planungen für die Zukunft der Kirche am wirksamsten angegangen werden können. In der Vermittlungsposition zwischen parochialer Basis und kirchleitenden Richtungsentscheidungen stellt die mittlere Leitungsebene eine Scharnierstelle von besonderer Relevanz dar, mit der sich Gestaltungsspielräume ebenso wie Erwartungsdruck von oben und unten verbinden.

Dementsprechend stand die dreitägige Veranstaltung in Wuppertal und im Ruhrgebiet unter der Überschrift »Informieren – Transformieren – Reformieren«. Die inhaltliche Struktur des Forums basierte also auf dem konzeptionellen Dreischritt von Hinführung (Donnerstag), Analyse (Freitag) und Perspektivierung (Samstag).

– »Informieren« meinte die Möglichkeit zur wechselseitigen Beratung und zum Austausch der Teilnehmerinnen und Teilnehmer untereinander. In den drei Tagen des Zukunftsforums hatten die Teilnehmenden vielfältig die Gelegenheit, einander zu begegnen, miteinander zu diskutieren, voneinander zu hören und zu lernen und gemeinsam nachzudenken: Was braucht es, um den beachtlichen Umbauprozess innerhalb unserer evangelischen Kirche zu gestalten?

– Mit dem Stichwort »Transformieren« verband sich die Perspektive der organisationellen Wandlungen auf dem Weg zu zukunftsfähigen Formen kirchlicher Präsenz im Kontext gesamtgesellschaftlicher Umbrüche. Der Grundgedanke der »Transformation« wurde über die Themen, aber auch durch die Veranstaltungsorte erfahrbar, die einen Wandel vollziehen oder gerade vollzogen haben. Gelungenes ebenso wie Verbesserungsbedürftiges war an diesen Orten erlebbar. Bei der zentralen Veranstaltung in der Historischen Stadthalle in Wuppertal wurden Umwandlungsprozesse, wie sie in besonderer Weise das Ruhrgebiet geprägt haben, in fünf »Erfahrungswelten« (u.a. aus den Bereichen Architektur, Wirtschaft, Kultur) durch Inszenierungen erlebbar gemacht. Am Abend regten die imposante Ansprache des Bundespräsidenten, der Vortrag des Soziologen Prof. Knoblauch und die anschließende Podiumsdiskussion zur Auseinandersetzung mit dem Transformations-Paradigma an.

In den 28 Workshops am zweiten Tag des Zukunftsforums konnten die Teilnehmenden anhand ausgewählter Praxisfelder und Einzelfragen konkrete Anregungen für die Gestaltung und Umsetzung von (innerkirchlichen) Transformationsprozessen gewinnen. Ziel war es einerseits, aus explizit nicht-kirchlichen Veränderungsprozessen (Wirtschaft, öffentliches Leben etc.) zu lernen und andererseits an diversen Orten des ökonomischen und sozialen Wandels im Ruhrgebiet eine theologische Debatte darüber anzustoßen, wie Transformation im Sinne einer substantiellen Erneuerungsbewegung verstanden werden kann.

– »Reformieren« schließlich zielte auf die theologisch verantwortete Steuerung der innerkirchlichen Veränderungsprozesse. Zum Abschluss stand nach der Andacht von Präses Kurschus das Reformationsjubiläum 2017 im Fokus. In Statements und einer Podiumsdiskussion reflektierten u.a. der Vorsitzende des Rates der EKD, der Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirats des Kuratoriums Luther 2017 und die Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum 2017 die theologischen Zusammenhänge zwischen dem Reformationsjubiläum und den zukünftigen Entwicklungen des Protestantismus als gesellschaftliche Prägekraft. Am Ausgang erhielten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer deshalb ein

Exemplar des Grundlagentextes »Rechtfertigung und Freiheit«.

Welche Perspektiven erwachsen daraus für die künftige Ausrichtung des Reformprozesses? Die Auswertung der Evaluation des Zukunftsforums zeigt in Bezug auf die Frage nach der Unterstützung zukünftiger Reformvorhaben aus der Sicht der Vertreterinnen und Vertreter der mittleren Leitungsebene ein klares Bild: Die Impulse des EKD-Reformprozesses sind mittlerweile an der richtigen Stelle, nämlich auf der Ebene der Kirchenkreise angekommen. Die Umsetzung der Impulse vor Ort entzieht sich nicht zuletzt aufgrund der regionalen Diversität in der Regel einer zentralen Steuerung.

Die Ergebnisse der aktuellen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (V. KMU) zeigen im Grundsatz eine Verstärkung und Verdeutlichung der schon in den vergangenen Untersuchungen wahrgenommenen Tendenzen. Eine wie auch immer geartete Umkehr der Trends ist nicht zu erkennen: Die absolute Zahl der Kirchenmitglieder sinkt kontinuierlich, die Kasualien werden seltener begehrt, die Verbundenheit zur Kirche und zum christlichen Glauben schwächt sich ab, mit jeder nachrückenden Generation wird die Relevanz von Glaube und Kirche in der Gesellschaft undeutlicher.

Analog zu den grundlegenden gesamtgesellschaftlichen Veränderungen (demographische Entwicklung, soziale Diversifizierung, zunehmende Mobilität) verändern sich auch die Kontexte kirchlicher Arbeit in fundamentaler Weise. Die Veränderungen betreffen alle kirchlichen Ebenen und ziehen einen konstanten Reformbedarf nach sich. Der organisatorische Wandel in der Kirche

braucht einen langen Atem. Die Ergebnisse der V. KMU machen deutlich, dass die Weiterarbeit an der Reorganisation kirchlicher Strukturen im Sinne des Impulspapiers »Kirche der Freiheit« zukünftig vorwiegend dezentral auf den verschiedenen Ebenen der Gliedkirchen verfolgt werden muss. Und mit dem Zukunftsforum für die Leitungskräfte der mittleren Ebene im Mai 2014 wurde deutlich, dass die Reformaufgaben dort aufgenommen und situationsangemessen umgesetzt werden; insofern ist der Reformprozess »auf der richtigen Ebene angekommen«. Viele Leuchttfeuer des Impulspapiers »Kirche der Freiheit« wurden auf den verschiedenen Ebenen inzwischen aufgenommen und je nach Lage vor Ort modifiziert. Neue Reformimpulse aus der Zentralperspektive erscheinen in dieser Hinsicht gegenwärtig weder wünschenswert noch notwendig, der weitere Fortgang des Reformprozesses in organisatorischer Perspektive wird maßgeblich vor Ort entschieden werden. In diese Richtung deuten auch die Ergebnisse der V. KMU, die Kirche wesentlich als Vor-Ort-Kirche erscheinen lassen. Dementsprechend entzieht sich das Anliegen des ersten Leuchttfeuers (»den Menschen geistliche Heimat geben«) einer zentralen Steuerung und ist nur vor Ort zu befördern.

Stärker als bislang sollte dagegen aus zentraler Perspektive die Dimension einer mentalen Reorganisation der Institution und einer theologischen Orientierung des zu gestaltenden Wandels in den Blick genommen werden. Aus dieser Perspektive stellt sich verstärkt die Frage, ob und wenn welche Impulse aus der Zentralperspektive im Blick auf die theologische Substantiierung des evangelischen Profils möglich und nötig sind; die Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 ist der geeignete Anlass, diesen Fragen nachzugehen. **D**

Tagungsprogramm

Donnerstag, 15. Mai 2014 in Wuppertal

ab 13.00 Uhr
Historische Stadthalle
Wandelhalle/Foyer

Anmeldung, Registrierung und Gepäckabgabe

15.00 Uhr
Laurentiusplatz

Eröffnungsgottesdienst

Predigt:
Dr. h. c. Nikolaus Schneider,
Vorsitzender des Rates der EKD

Liturgie:
Dr. Kurt Beckstein,
Vizepräsident der Synode der EKD
Ilka Federschmidt,
Superintendentin des Kirchenkreises Wuppertal
Dr. Bruno Kurth,
Stadtdechant Katholische Kirche Wuppertal
Olaf Reitz,
Sprecher, Wuppertal
Manfred Rekowski,
Präsident der Evangelischen Kirche im Rheinland,
Petra Wunderlich, Mitglied des Kreissynodalvorstandes Wuppertal

Musik:
Ensemble Thios Omilos,
Leipzig
Blechbläserensemble unter Leitung von
Jörg Häusler
Landesposaunenwart der Evangelischen Kirche
im Rheinland, Vallendar

16.00 Uhr
Grußworte aus Land, Stadt und Ökumene

ab 17.00 Uhr
Historische Stadthalle

Flanieren im Wandel – Informatives und Sinnhaftes zur Transformation im Ruhrgebiet und darüber hinaus

Raum für Begegnungen und Gespräche
Imbiss und Erfrischungen

Begrüßung

Dr. h. c. Nikolaus Schneider,
Vorsitzender des Rates der EKD

Dr. Kurt Beckstein,
Vizepräsident der Synode der EKD

Grußwort Bundespräsident Joachim Gauck

19.00 Uhr
Großer Saal

Vortrag
»Die Transformation von Religion und Gesellschaft«
Prof. Dr. Hubert Knoblauch,
Professur für Theorien moderner Gesellschaften
im Fachgebiet Allgemeine Soziologie, Technische
Universität Berlin

Diskussion zum Vortrag
Prof. Dr. Jan Hermelink,
Praktische Theologie, Universität Göttingen
Dr. Volker Jung,
Kirchenpräsident, Evangelische Kirche in Hessen
und Nassau, Darmstadt
Dr. Marlene Schwöbel-Hug,
Dekanin, Kirchenbezirk Heidelberg

Moderation
Oliver Hoesch,
Sprecher der Evangelischen Landeskirche in
Württemberg, Stuttgart

Dr. Stefanie Schardien,
Amt für Gemeindedienst der Evangelisch-
Lutherischen Kirche in Bayern, Nürnberg

Abendsegen

22.00 Uhr
Transfer zu den Hotels

Freitag, 16. Mai 2014 – unterschiedliche Orte

9.15 Uhr
diverse Veranstaltungsorte in Bochum,
Dortmund, Essen, Hattingen, Herten und Gelsen-
kirchen

»Anderer Ort, gleiches Wort«
Gemeinsame Morgenandacht

10.00 Uhr
Workshops (1)

12.00 Uhr

Pause

Mittagessen. Zeit für Begegnungen und Gespräche. Angebote zur Erkundung der Veranstaltungsorte

14.00 Uhr

Workshops (2)

ab 16.00 Uhr

Abfahrt der Busse

zu den Hotels und dann weiter nach Bochum

19.00 Uhr

Jahrhunderthalle Bochum

Festlicher Abend

22.30 Uhr

Bustransfer zu den Hotels

Samstag, 17. Mai 2014 in Bochum

9.30 Uhr

Jahrhunderthalle Bochum

Geistliches Wort

Präses Annette Kurschus,
Evangelische Kirche von Westfalen

Einführung in den Vormittag

Dr. h. c. Nikolaus Schneider,
Vorsitzender des Rates der EKD

Moderation

Katrin Göring-Eckardt, Mitglied der Synode der EKD, Gotha/Berlin

Dr. Ulrich Kühn, NDR Kultur, Hannover

Gespräch

2017 und darüber hinaus – Welche Bedeutung hat das Reformationsjubiläum für die Zukunft der Kirche?

Prof. Dr. Dr. Udo Di Fabio,
Richter des Bundesverfassungsgerichts a. D.,
Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats »Luther 2017«

Prof. Dr. Margot Käßmann,
Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum

10.40 Uhr

Pause, Imbiss und Erfrischungen

11.30 Uhr

Statements aus dem europäischen Protestantismus

Welcher Aspekt der Reformation gibt mir Kraft, die Zukunft der Kirche zu gestalten?

Grzegorz Giemza,
Präses der Synode der Lutherischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen

Marianne Christiansen,
Bischöfin des Bistums Haderslev / Dänemark

Dr. theol. h.c. Peter Schmid-Scheibler,
Vizepräsident des Schweizer Evangelischen Kirchenbundes

Visuelles Live-Protokoll
Ulrich Scheel Illustration, Potsdam

Wie feiern wir 2017?

Prof. Dr. Margot Käßmann,
Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum

Musikalische Interaktion

Unsere Kirche – ein Klang aus vielen Stimmen

Martin Burzeya, Kirchenkreiskantor, Burgdorf

Reisesegen

Dr. h. c. Nikolaus Schneider,
Vorsitzender des Rates der EKD

Abreise



Predigt beim Eröffnungsgottesdienst über 1. Petrus 1, 25a

Von Dr. h. c. Nikolaus Schneider, Vorsitzender des Rates der EKD, Hannover

Das Wort

das wort! es kündet
und ist nicht euer
es blitzt und zündet
das wort ist feuer
das wort schuf welten
das wort des höchsten
das wort will gelten
zum wohl des nächsten
das wort hält wache
das wort ist bote
das wort stärkt schwache
das wort weckt tote

(Kurt Marti, DU Rühmungen, Radius-Verlag 2008, S. 40)

So, liebe Gemeinde,

hat der Schweizer Theologe Kurt Marti die bleibende Wirkmacht des Wortes Gottes verdichtet.

Schöpfung und Neuschöpfung, Werden und Vergehen, Anfang und Ende werden durch die Macht dieses göttlichen Wortes bestimmt.

»**Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.**« (Jesaja 40,8 und 1. Petrus 1,25a)

Das galt und das gilt für die ganze Weltzeit und für alle Menschengeschichten.

»**Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.**«

Diese Zusage ist Grund und Wegweisung für unsere Kirche und für alle ihre Zukunftsplanungen.

»**Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.**« – das ist das Predigtwort für diesen Gottesdienst.

In drei Gedankengängen will ich diese Zusage der Heiligen Schrift zur *Vergewisserung im Glauben* und zur *Stärkung für die Zukunft* fruchtbar werden lassen.

Zum Ersten:

Gottes Wort allein schenkt Verlässlichkeit im Wandel und trotz aller Vergänglichkeit.

Wandel und Vergänglichkeit kennzeichnen irdisches Leben und alles menschliche Reden und Tun.

Das zu akzeptieren fällt nicht leicht.

Wir sehnen uns nach Verlässlichkeit und nach Dauer für unsere Wertvorstellungen und für unser Wirken.

Uns treiben die Fragen um:

Was *bleibt* von uns Menschen?

Was *bleibt* von unserem Leben, unserem Hoffen, Glauben und Lieben?

Was bleibt von unseren Werken?

Und auch die Fragen:

Was *bleibt* von unserem theologischen Denken und Reden,

von unserem kirchlichen Entscheiden und Handeln

von unseren Zukunftsforen, Reformprozessen und Reformationsjubiläen?

Dieses Fragen nach dem, *was bleibt* und in allem Wandel einen verlässlichen Halt gibt, ist alt.

Es verbindet uns Heutige mit Menschen vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende.

Dieses Fragen spiegelt sich auch in vielen Texten der Bibel.

Und die Bibel konfrontiert uns mit einer wenig ermutigenden Antwort:

»*Die Menschen sind wie Gras, und all ihre Herrlichkeit ist wie eine Blume im Gras; das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen...*« (Jesaja 40,6f und 1. Petrus 1, 24)

So steht es beim Propheten Jesaja und so zitierte der 1. Petrusbrief diese ernüchternde Einsicht.

Beide führen uns die Vergänglichkeit alles Menschlichen bildhaft und klar vor Augen. So schärfen sie unsere Sinne für Ursprung, Maß und Ziel der Welt- und aller Menschengeschichten:

»**Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.**« (Jesaja 40,8 und 1. Petrus 1,25a)

Das Prophetenbuch des Jesaja und der 1. Petrusbrief schreiben es in unser Herz und in unseren Verstand:

Verlässlichkeit und dauerhaften Halt schenkt uns allein Gottes Wort.

Nur Gottes Wort hat und bewirkt Ewigkeit.

Bleibendes erwächst dem Menschen nicht aus seinem eigenen Denken und Reden, Planen und Entscheiden, Wirken und Tun.

Bleibendes ist uns Menschen und ist unserer Kirche allein in der Bindung an Gottes bleibendes Wort zugesagt.

Zum Zweiten:

Gottes Wort bewirkt neue Anfänge auch in aussichtslosen Situationen.

»Gottes Wort schuf Welten« und »Gottes Wort weckt Tote« – mit diesem Glaubenszeugnis bekennen wir:

Gottes Worte tragen eine Realität-schaffende und Realität-verändernde Wirkkraft in sich.

Der hebräische Begriff (»davar«), der hier mit »Wort« übersetzt ist, umfasst das **gesprochene Wort** und zugleich das damit **bewirkte Ereignis**. **Wort und Ereignis** hängen unmittelbar zusammen.

Im Gegensatz zum manchem menschlichen »Wortgeklingel« gilt:

Gottes Wort ist nicht flüchtiger Schall und Rauch.

Gottes Wort bewirkt eine neue Wirklichkeit – gerade wenn die erlebte Wirklichkeit von Not, Bedrängnissen und todbringender Gewalt geprägt ist.

Deshalb nennen Jesaja und der 1. Petrusbrief die Vergänglichkeit des Irdischen und die Ewigkeit des Gotteswortes in einem Zusammenhang.

»Das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen; aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.«
(1. Petrus 1,25 nach Jesaja 40,8).

Im Kontext des Jesaja-Wortes war es die Zusicherung und Verheißung der Heimkehr Israels aus dem babylonischen Exil:

Gottes Wort begleitete die gefangenen Israeliten auch in der Fremde.

Es bewirkte neues Gottvertrauen und ließ sie so der Verzweiflung, der Resignation und einer Anpassung widerstehen, die die Identität zerstört.

Im Kontext des 1. Petrusbriefes war es die Bestärkung der jungen Christengemeinde in Verfolgungszeiten:

Gottes Wort tröstete die jungen Christengemeinden beim Erleiden von verleumderischen Anschuldigungen und zunehmenden Aggressionen wegen ihres christlichen Glaubens.

Ihre Bereitschaft zum »Leiden um der Gerechtigkeit willen« (vgl. 1. Petrus 3,14) wurde so neu gestärkt. Sie konnten festhalten an bleibendem Glauben, Lieben und Hoffen.

Im Kontext der Barmer Theologischen Erklärung war es eine theologische und kirchliche Neubestimmung inmitten einer Gesellschaft – und auch inmitten von Kirchenvertretern – die sich gefangen nehmen ließ durch verbrecherische Ideologien und lähmende Ängste.

Gottes Wort bewirkte einen neuen Anfang kirchlicher Existenz als »Kirche der Freiheit«. Die Lesung der 6. These hat uns das noch einmal ins Gedächtnis gerufen. Kirchenmenschen erkannten und bekannten:

»Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt ... die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.«

Und die Aufforderung zur Rückkehr zu den in den Thesen der Barmer Theologische Erklärung bekannten Wahrheiten und Verwerfungen wurde mit dem Bekenntnis beschlossen: »Verbum Dei manet in aeternum« – »Gottes Wort bleibt in Ewigkeit«.

Das Wort des Schöpfers und Herrn der Welt schwebt also nicht als vertröstende Wahrheitstheorie über der oft so leidvollen Realität von uns Menschen.

Das Wort Gottes vermag die bedrängte Lage der Hörenden zu transzendieren und zu verändern, auch wenn diese aussichtslos zu sein scheint.

Das Wort des Herrn, das in unsere Weltgeschichte und in unsere Menschengeschichten ergeht,

ermöglicht und bewirkt den »Exodus« von Menschen in neue Lebenshaltungen und neue Lebenswege.

Gottes Wort wird uns auch heute zu neuen Aufbrüchen und neuen Perspektiven inspirieren und ermutigen.

Und zum Dritten:

Jesus Christus ist für uns das *eine Wort Gottes*, aus dem unsere Kirche lebt und Zukunft gestaltet.

Martin Luther hat einmal gesagt:

Gott ist überall, *»will aber nicht, dass du überall nach ihm tappest, sondern wo das Wort ist, da tappe nach, so ergreifst du ihn recht.«*¹

Wir können nach Gott nur *»recht tapfen«*, wenn wir immer wieder neu Gottes Wort in der Heiligen Schrift hören und bedenken.

So heißt es zu Beginn des Johannesevangeliums:

»Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.« (Joh 1,1-3)

Das Johannesevangelium zitiert hier die Schöpfungserzählung der Hebräischen Bibel. **Mit Gottes Wort beginnt alles**, verdeutlicht die Bibel in beiden Testamenten. Auf Gottes Wort kommt alles an.

Kern des Evangeliums aber ist, was die These 1 der Barmer Theologischen Erklärung nachdrücklich verdichtet hat – wir haben sie am Anfang des Gottesdienstes als Lesung gehört:

»Jesus Christus ... ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.«

Jesus Christus ist für Christinnen und Christen das »eine Wort Gottes«,

Zugang und Schlüssel für alle anderen Gottes-Worte der Heiligen Schrift.

Nur solange wir *»in Jesus bleiben«* und *»Jesu Worte in uns bleiben«*, sind uns *bleibende Früchte* verheißen – wir haben es in der Evangeliumslesung gehört:

bleibende Früchte unseres theologischen Denkens und Redens,
bleibende Früchte unseres kirchlichen Entscheidens und Handelns,
bleibende Früchte unserer Zukunftsforen, Reformprozesse und Reformationsjubiläen.

Für unsere Kirche gilt:

Jesus Christus ist das *»eine Wort Gottes«*, aus dem sie gegründet ist, aus dem sie gegenwärtig lebt und in dem sie ihre Zukunft verheißungsvoll gestalten kann.

*»das wort will gelten
zum wohl des nächsten
das wort hält wache
das wort ist bote
das wort stärkt schwache
das wort weckt tote«*

So haben wir es durch Jesu Leben, Sterben und Auferstehen erfahren.

Und so wollen wir es in und durch unser Kirche-Sein bezeugen.

»Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.«

Diese Verheißung inspiriere die Tage, die vor uns liegen und gründer unser Informieren, Reformieren und Transformieren.

Amen

Anmerkung:

¹ Martin Luther, Sermon von dem Sakrament des des Leibes und Blutes Christi; Wider die Schwarmgeister 1526, in: WA 19, 492, 19

Erfahrungswelten – Flanieren im Wandel

Von Susanne Erlecke, Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Wuppertal und das Ruhrgebiet gehören zu den Gegenden Deutschlands, die extreme Höhen und Tiefen erlebt haben: Zeiten der Veränderung und des Wandels. Sie stehen immer noch inmitten eines Prozesses stetiger Transformation. Dem Zukunftsforum dienen sie quasi als Anschauungsorte. Für die zukünftige Entwicklung der evangelischen Kirche können die Erkenntnisse an diesen beispielhaften Orten von Gewinn sein.

Unter diesem Gesichtspunkt bot sich Informatives und Sinnhaftes zur Transformation des Ruhrgebiets in den Sälen der Historischen Stadthalle. Das besondere Ambiente der Stadthalle legte es nahe, verschiedene sinnliche Wahrnehmungen bei den Besuchern anzusprechen und sie zu »Transfer-Transformationen« herauszufordern.

Unter dem Titel: »Veränderung = reines Theater?« – gastierte das Improvisationstheater – Schwammdrüber aus Unna und beteiligte die Teilnehmenden aktiv. Musikalisch trafen Töne beschwingter Kaffeehausmusik auf modernen kritischen Hip-Hop. Die Geräusche am Industriestandort Ruhrgebiet haben sich im Laufe der Jahre verändert. Etliche gehören der Vergangenheit an. »Klänge von einst – Hoffnung auf Morgen« – dahinter verbargen sich Klanginstallationen. Ein akustisches Narrativ entführte den Hörenden in längst vergangene Zeiten: Zechenwagen, Fördertürme, Werkssirenen mischten sich mit dem Zirpen von Tauben u.v.m.

Unter dem Titel »Tief im Westen, wo die Sonne verstaubt...« wurden Highlights der Industriefotografie aus der Sammlung Lohoff dargeboten. Die Ruhrgebietschronisten fotografierten eine Vielzahl Bochumer Firmen aller Branchen und dokumentierten damit die Entwicklung im Ruhrgebiet.

»Ruhrein- und Ruhrausblicke« konnten in einem anderen Saal wahrgenommen werden.

Dort bot sich in zwei Bildserien Lebensgeschichten aus dem Ruhrgebiet, die der Schriftsteller Heinrich Böll 1958, der zur Blütezeit der Montanindustrie das Industriegebiet bereiste, folgendermaßen beschrieb: »... da riecht es nach Ruß und Geld, nach Hütte und Kohlenstaub, nach den Abgasen der Kokereien, den Dämpfen der Chemie.«¹ Männer bei schwerster Arbeit unter Tage und im Stahlwerk; über Tage aber auch viel Grün, Frauen bei noch traditionell weiblich ge-

prägten Tätigkeiten bzw. in solchen Berufen, Bauern auf den Feldern, Flusslandschaften, dörfliche Idyllen mit Fachwerkhäusern; Neubauesiedlungen am Stadtrand; Menschen, die flanieren, ihre freie Zeit genießen und – auf der Autobahn im Stau stehen, wurden gezeigt.

Einst gehörte das Revier zu den wichtigsten Wirtschaftsregionen Deutschlands. Eine Region, die mit ihrer florierenden Industrie beim Wiederaufbau eine bedeutende Rolle spielte und am sogenannten Wirtschaftswunder entscheidend mitwirkte.

Mit 5,3 Millionen Einwohnern ist das Ruhrgebiet anderthalb, in der Fläche fünfmal so groß wie Berlin, es hat heute vier Universitäten, fünf Opernhäuser sowie je drei der bedeutendsten Theater- (Bochum, Essen, Gelsenkirchen) und Museumsbauten (Bottrop, Duisburg, Essen) in Deutschland.

Migration, Integration, Umweltfragen beschäftigten die Menschen schon damals. Allerdings gehört die damalige Vollbeschäftigung der Vergangenheit an. Oberhausen ist mit einer Pro-Kopf-Verschuldung von 8340 € die ärmste Stadt Deutschlands und, wie Duisburg und Hagen, Remscheid und Wuppertal, überschuldet. Vieles hat sich seitdem verändert.

Die gezeigte Auswahl sollte einen Eindruck vermitteln, wie es einmal war. Denn wie sich die Orte gewandelt haben, das konnten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Zukunftsforums am Freitag sehen.

Unter dem Titel »Die Emscher spielt anders ...« präsentierte sich ein kulturelles Projekt.

Der Emscherplayer ist eine Art Archiv der Veränderungen. Er dokumentiert mit Fotos, Interviews und Vortragsausschnitten die Entwicklungen im Emschertal. Er fängt Stimmungen, Lebensgeschichten im Wandel der Zeit ein, ermöglicht Rückblicke und wagt Ausblicke.

Dass alles im Fluss ist, zeigte die Ausstellung der Emschergenossenschaft »Ein Fluss verwandelt sich zu mehr.« (s. Artikel: Thomas Scholle, Der Wandel der Emscherregion im Spiegel der Kunst; (S. 14)

Real konnte Transformation anhand zweier Personen kennengelernt werden, die sich unter die Besucher gemischt hatten: Katharina von Bora und Martin Luther beehrten das Forum zu Beginn und brachten dadurch manchen zum Staunen.

Offenbach Saal
Flanieren im Wandel
Kaffeehaus Meets Hip-Hop

Hindemith Saal
Flanieren im Wandel
»**Tief im Westen, wo die Sonne verstaubt...**«
Highlights aus der Industriefotografie –
Sammlung Lohoff

Mahler Saal
Flanieren im Wandel
Veränderung = Reines Theater?
Impro-Theater Schwammdrüber

Ruhrein- und Ruhrausblicke
Eine Bildgeschichte aus dem Revier

Majolika Ost
Flanieren im Wandel

»**Die Emscher spielt anders...**«
Dokumentationen des Emscherplayers

Mendelssohn Saal
Flanieren im Wandel
»**Ein Fluss verwandelt sich zu mehr**«
Bridges – Homestories – Metamorphosen
(Emschergenossenschaft)

Majolika West
Flanieren im Wandel
Klänge von Einst, Hoffnung auf Morgen
Klanginstallationen

Filmische Eindrücke zu Ruhr.2010
Und darüber hinaus

Foyer
Flanieren im Wandel
Transformation Real

Anmerkung:

¹ Heinrich Böll, Aufsatz »Im Ruhrgebiet«, Köln 1958



Der Wandel der Emscherregion im Spiegel der Kunst – Projekte und Initiativen der Emschergenossenschaft

Von Thomas Scholle, *plan-lokal*, Dortmund

Ein Fluss verändert eine Region

Die Emschergenossenschaft wurde als Körperschaft des öffentlichen Rechts 1899 als erster deutscher Wasserwirtschaftsverband gegründet. Der gesetzliche Auftrag umfasst die Abwasserreinigung, die Sicherung des Abflusses, den Hochwasserschutz und die Gewässerunterhaltung in der Region – Aufgaben, die eng miteinander verzahnt sind und daher nach dem Prinzip der integralen Wasserwirtschaft strukturiert werden.

Ein Jahrhundert lang war die Emscherregion von offenen Abwasserläufen geprägt. Häufige durch den Kohleabbau in der Region bedingte Bergsenkungen ließen die anderenorts üblichen unterirdischen Abwasserkanäle nicht zu, so dass Flüsse und Bäche über Jahrzehnte für diesen Zweck genutzt werden mussten. Die Nordwanderung des Bergbaus Ende der 1980er-Jahre hat hier neue Chancen eröffnet. Das Abwasser kann nun unter die Erde verbannt werden. Damit wird die Voraussetzung für die naturnahe Umgestaltung des gesamten Emschersystems geschaffen. Am Hauptlauf der Emscher und an zahlreichen Nebenläufen sind der Bau unterirdischer Abwasserkanäle und die ökologische Umgestaltung der Gewässer schon weit fortgeschritten. Das gesamte Flusssystem der Emscher und ihrer Zuflüsse hat eine Gesamtlänge von über 300 Kilometern. Der Umfang dieser gewaltigen Baumaßnahme verdeutlicht, dass vom Wandel des Flusses auch Impulse zum Wandel der Region ausgehen.

Wandel im Dialog – Partizipation, Kunst, Kultur und Bildung

Der Umbau einer ganzen Region berührt viele Interessen. Seit über 100 Jahren ist es daher das Prinzip der Emschergenossenschaft, mögliche Konflikte im Dialog aller Beteiligten zu lösen. Mindestens ebenso wichtig ist die aktive Beteiligung der Bürger am Umbauprojekt. Hier sind Kunst, Kultur und Bildung wirksame Plattformen, um die Menschen von der Emscherquelle in Holzwickede bei Dortmund bis zur Emschermündung in den Rhein bei Dinslaken in die Gestaltung ihrer Zukunft einzubeziehen. Vom Großprojekt wie der Emscherkunst bis zum kleinen Wasserheft für Grundschüler ist die Emschergenossenschaft

bei einer Vielzahl von Projekten und Initiativen aktiv.

Bridges Fotoprojekt Emscher Zukunft

Eines der Projekte im Bereich von Kunst und Kultur ist das Bridges Fotoprojekt Emscher Zukunft, das 2006 initiiert wurde und dessen Sammlung heute über 80 Bildserien umfasst. Beim Bridges Fotoprojekt handelt es sich um einen Fotopreis, der jährlich ausgelobt wird. Eine Jury beurteilt die eingereichten Arbeiten und wählt in jedem Jahr mehrere Arbeiten aus, die in die Sammlung des Projektes aufgenommen werden.

Die fotografische Auseinandersetzung mit dem Wandel des Flusses und seines Umfeldes kann den Wünschen, Erinnerungen und Visionen Ausdruck verleihen, die sich hinter der wasserwirtschaftlichen und technischen Dimension der Veränderungen verbergen. Fotografie kann dokumentieren, kommentieren, fokussieren und vermitteln. Mit der jährlich wachsenden Sammlung werden die fotografischen Impulse und Positionen sichtbar, die den Planungs- und Gestaltungsprozess des Emschertals beeinflusst haben. Die Ergebnisse der fotografischen Auseinandersetzung werden am Ende des Emscher-Umbaus im Jahr 2020 eine zweite Landschaft zeigen, eine, die aus Erinnerungen, Visionen, Wünschen – aus Sichtbarem und Unsichtbarem besteht.

Die Fokussierung auf Themen des Wandels und auf regionale Transformationsprozesse inspirierte die EKD, Exponate des Bridges Fotoprojekts im Rahmen des Zukunftsforums 2014 zu zeigen, das unter dem Titel »informieren, transformieren, reformieren« stand und in der Historischen Stadthalle in Wuppertal stattfand.

Die Ausstellung »Der Wandel der Emscherregion im Spiegel der Kunst«

Im Mendelssohn-Saal der Historischen Stadthalle wurde die Ausstellung »Der Wandel der Emscherregion im Spiegel der Kunst« gezeigt. Vor allem während des zweistündigen Programmpunktes »Flanieren im Wandel – Informatives und Sinnhaftes zur Transformation im Ruhrgebiet und darüber hinaus« nutzten die Besucher des Zukunftsforums die Gelegenheit, sich mit der Em-

scherregion und den spezifischen Veränderungsprozessen dieses Raumes auseinanderzusetzen.

In den vergangenen Jahren haben sich Fotografen, Filmemacher und bildende Künstler mit zahlreichen Themen des regionalen Wandels beschäftigt. Einige der dabei entstandenen Werke sowie verschiedene Ausstellungsinstallationen wurden vor dem Hintergrund der thematischen Fokussierung des EKD Zukunftsforums zusammengestellt und in Form einer Ausstellung präsentiert.

Im Zentrum des Saales wurde ein »Wald« aus Kuben mit Bildmotiven des Bridges Fotoprojektes installiert. Auf den Kuben waren ausgewählte Bildmotive der prämierten Bildserien des Jahrgangs 2009/2010 unter dem Thema »US/THEM – Nähe und Distanz« zu sehen. Die verschlungenen Wege zwischen den Kuben ließen die Auseinandersetzung mit immer wieder neu auftauchenden Bildmotiven zu kleinen Entdeckungsreisen werden.

Auf der Fensterseite boten fünf große Bänke, deren transparente Sitzfläche historische und aktuelle Motive des Flusses Emscher und ihrer technischen Anlagen zeigten, die Gelegenheit, sich über den Fluss Emscher, seine Geschichte und seine Funktionen zu informieren.

Auf der gegenüberliegenden Wandseite wurde der sogenannte »Emscheratlas« von Peter Strege, Künstler aus Dortmund, präsentiert. Der Atlas besteht aus Zeichnungen und Collagen, die zu einem Buch mit stattlichen Maßen gebunden wurden. Er ist das Ergebnis einer jahrelangen künstlerischen Auseinandersetzung mit der Region und speziell dem Fluss Emscher, der das Er-

scheinungsbild des Raumes wie auch das Leben der Menschen geprägt hat.

In zwei gegenüberliegenden Ecken des Saales wurden in insgesamt vier Medienkuben Ausschnitte der »Emscherskizzen« von Hübner und Voss gezeigt. Die Autoren begleiten mit ihren kurzen dokumentarischen und zyklisch angelegten Filmen die Prozesse des regionalen Wandels seit 2006 und beleuchteten für die Teilnehmer des Zukunftsforums die unterschiedlichsten Facetten des Lebens rund um die Emscher.

Eine kleine Lounge bot innerhalb der Ausstellung Gelegenheit zum Verweilen und zur vertiefenden Information. An kleinen Sitzgruppen aus Sitzwürfeln und kleinen Tischen konnten sich die Besucher mit Hintergrundmaterial rund um den Emscher-Umbau und die Entwicklung der Region auseinandersetzen. Zwei drehbare Litfass-Säulen mit Informationen zum Thema Integrale Wasserwirtschaft trennten die Lounge vom Bereich mit den Bildwürfeln und erschienen aufgrund ihrer Größe zugleich als Mittelpunkt der Ausstellung. Die Bilder und Texte auf den Säulen boten zusätzliche Möglichkeiten, sich mit dem weit gespannten Aufgabenfeld der Emschergenossenschaft zu beschäftigen.

Im sich an den Mendelssohn-Saal anschließenden Majolika-Saal wurde der Emscherplayer präsentiert. Der Emscherplayer ist eine Internet-Plattform, auf der persönliche Rückblicke und Ausblicke auf die Gestalt des Neuen Emschertals und dessen Entwicklung seit Beginn des Emscher-Umbaus 1992 multimedial festgehalten und auf der Website www.emscherplayer.de gesammelt wurden. 

Grußwort

Von Bundespräsident Joachim Gauck

Ich freue mich, hier zu sein, unter Ihnen, also unter Menschen, die der Glaube antreibt zu praktischem Handeln, denen der Glaube keine Ruhe lässt.

Ja, unser Glaube ist kein sanftes Ruhekissen für bürgerliche Gemütlichkeit. Er fordert uns dazu heraus, uns immer wieder selber in Frage zu stellen, unser Tun immer wieder zu reflektieren und unsere Lebenspraxis zu verändern.

Aber es ist nicht nur der Glaube selbst, der uns unruhig macht und geistig beweglich hält. Es sind unser Leben, unsere Welt und darin die Strukturen unserer Kirche, die geradezu radikalen Veränderungen ausgesetzt sind.

Das erfahren alle, die sich in der Kirche engagieren. Und auch wenn hier überwiegend evangelische Christen versammelt sind, so gilt das genauso für unsere Brüder und Schwestern in der Katholischen Kirche in Deutschland.

Wir spüren vielleicht noch mehr als wir wissen, dass sich große Veränderungen vollziehen – und dass wir an diesen Veränderungen mitarbeiten müssen, wenn wir nicht nur blinde Passagiere auf einem fremdgesteuerten Schiff sein wollen.

Dass die Evangelische Kirche in Deutschland diesen großen Kongress zur Selbstverständigung über ihre Wege in die Zukunft veranstaltet, verdient die Aufmerksamkeit von Staat und Gesellschaft. Ich wünsche mir, dass die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes aufmerken, wenn die Kirche sich neu orientiert. Und ich möchte als evangelischer Christ, als Bürger dieses Landes und als Bundespräsident meinen Beitrag zu dieser Neuorientierung leisten. Deshalb bin ich gerne hierhergekommen.

Es ist für unser Land nicht gleichgültig, welchen Weg die großen Glaubensgemeinschaften einschlagen, es ist nicht gleichgültig, welchem Bild vom Menschen und vom menschlichen Zusammenleben, welchen Werten und Zielen ihr Handeln entsprechen soll.

Es ist im Übrigen für diese Gesellschaft und für dieses Land auch nicht gleichgültig, wie in der Kirche von Gott gesprochen wird – ja, ob überhaupt noch vernehmbar und verstehbar von Gott gesprochen wird.

Darf ich so etwas als Bundespräsident sagen? Ich glaube, das darf ich. Ich bin nämlich zutiefst davon überzeugt, dass der Mensch – und damit auch die Politik – auf eine gute Art entlastet wird, wenn wir zwischen letzten und vorletzten Fragen unterscheiden. Es entlastet uns und schenkt uns Freiheit, wenn wir wissen, dass demokratisches politisches Handeln zwar vollkommen zu Recht mit Mehrheit über den einzuschlagenden Weg entscheidet, dass damit aber über die Wahrheit nichts entschieden ist. Es macht die Befragung unseres Gewissens zugleich freier und ernster, wenn wir uns im Letzten vor einer Instanz verantwortlich wissen, die wir nicht selbst gemacht und mehrheitlich bestimmt haben.

Nicht zuletzt um diese Unterscheidung von Letztem und Vorletztem lebendig zu erhalten, indem sie »das unsterbliche Gerücht von Gott« – wie Robert Spaemann es nannte – weitererzählen, nicht zuletzt deshalb tun die Kirchen der Gesellschaft einen guten Dienst. Oft werden sie, von Außenstehenden, die es aber gut mit den Kirchen meinen, eher als eine Art Refugium des Bewahrenswerten, als liebenswertes Museum alterwürdiger Traditionen angesehen, eine mehr oder weniger konservative Moralagentur.

Aber Glaube an Gott ist eine Zumutung für die Glaubenden. Und die Existenz von Glaubensgemeinschaften ist eine Zumutung für die Gesellschaft. Es ist die Zumutung, uns mit Maßstäben zu konfrontieren, die oft quer zu dem stehen, was wir uns selber so schön ausgedacht und zusammengebastelt haben.

Dass der Schwache geschützt wird, dass Teilen richtiger ist als Behalten, dass der geschlagene Nächste am Wegesrand, in welcher Gestalt auch immer er aktuell auftritt, Herausforderung für unsere Nächstenliebe ist, dass Friedfertigkeit so weit geht, dem Angreifer auch die andere Wange hinzuhalten, dass Gerechtigkeit wirkliches Teilen meint und nicht gelegentliche Almosen, dass die Würde des Menschen nicht von seiner Herkunft, nicht von seinem Glauben, nicht von seinem Gesundheitszustand abhängt, dass diese Würde zu achten ist von der Zeugung bis zum letzten Atemzug, dass man nicht alles darf, was man kann:

Das alles wird wohl nie *Mainstream* einer Gesellschaft, das alles wird wohl nie mit Mehrheit ver-

abschiedet, das alles gehört zur Botschaft des Evangeliums, die wir nicht neu zu erfinden brauchen, sondern die wir gesagt bekommen haben und weiter bezeugen dürfen und müssen.

Ja, unsere Kirchen können manchmal selbstgenügsam, bequem, wehleidig oder dem Zeitgeist verfallen sein. Wir müssen uns neu darauf besinnen, wie die junge Kirche einst in der alt gewordenen römischen Welt wuchs und gedieh und überzeugte: als moralische und spirituelle Avantgarde, als eine frische, eigensinnige, vor allem aber als eine von ihrer Aufgabe überzeugte Gemeinschaft.

Solchen Geist wünsche ich mir. Von Ihnen, von uns, von den Kirchen in unserem Land.

Wir sind hier in Wuppertal beisammen. Das lenkt unseren Blick auf die Barmer Theologische Erklärung, mit der mutige Frauen und Männer der Kirche im »Dritten Reich« so eindeutig und über-

zeugend Farbe bekannt haben. In wie viel leichteren äußeren Umständen leben wir heute! Um wie viel leichter wird es uns doch eigentlich gemacht, christlichen Glauben zu bekennen und zu leben. Zu leicht vielleicht?

Und Wuppertal erinnert mich auch an einen meiner Vorgänger, Johannes Rau, an sein Wirken als evangelischer Christ und als Bundespräsident. Seine ständige Ermahnung: »Tun, was man sagt, und sagen, was man tut!« ist immer noch gültig, wie ich finde, für Politiker wie für engagierte Christen. Der von ihm für seinen Grabstein ausgewählte Bibelvers, scheinbar eine Denunziation, in Wahrheit aber eine Auszeichnung, sollte für uns alle, für jeden, dem die Zukunft der Kirche in diesem Land am Herzen liegt, eine fröhliche Verpflichtung sein:

»Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth.«



Die Transformation von Religion und Gesellschaft

Von Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Technische Universität Berlin

Sehr verehrte Damen und Herren,
verehrter Herr Bundespräsident,

so groß die Ehre ist, auf diesem Zukunftsforum eröffnend sprechen zu dürfen, so groß ist sicherlich auch die Herausforderung, den staatsmännischen Worten des verehrten Bundespräsidenten noch etwas Sagenswertes hinzufügen zu können, das den Abend bereichert und Sie vor dem sanften Schlummer bewahrt. Noch größer ist die Herausforderung, weil ich nicht den Finger erheben möchte, um damit den Weg in eine hoffnungsfroh erwartete Zukunft zu weisen oder vor ihren dunklen Gefahren düster zu warnen. Meine Aufgabe ist nicht die des Weisen oder gar des Propheten; ich kann Ihren Blick auf die Zukunft der evangelischen Kirche lediglich mit den zusammengekniffenen Augen des Gesellschaftswissenschaftlers zu schärfen versuchen. Schon aus Zeitgründen kann meine Optik dabei nicht die Vergrößerung des im Alltagsgeschäfts wenig Beachteten sein, beispielsweise als Analyse der Verwendung neuer Medien durch Kirchenmitglieder – dazu werden ja unter anderem die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen (KMU) durchgeführt, auf deren jüngste ich einzugehen gebeten wurde. Der Blick, den ich zur Schärfung empfehle, legt kein konvexes Vergrößerungsglas an, sondern, um im optischen Bild zu bleiben – eine konkave Linse, die verkleinert, um die großen Konturen erkennen zu können. Verstehen Sie mich nicht falsch: fern liegt es mir, die Kirche zu verkleinern, ihre Arbeit und ihre Leistungen zu schmälern. Vielmehr möchte ich den Blick auf die Gesellschaft richten, von der die Kirche nur ein Ausschnitt ist, und ich glaube, dass dadurch etwas ins Bild rückt, das aus der Perspektive der Kirche oder wenigstens der kirchlichen Sozialforschung übersehen wird.

I. Einleitung

Liest man die verschiedenen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen, dann hat man den Eindruck, dieselben Entwicklungen, die schon vor 50 Jahren beobachtbar waren, setzten sich ungebrochen fort: Die Säkularisierung schreitet, so scheint es, düster und unaufhaltsam voran, auch wenn sie eher dem Tempo folgt, das Günter Grass einst so trefflich im Tagebuch einer Schnecke beschrieben hat. Daneben erwähnen die Berichte auch immer wieder die zunehmende Pluralisierung, im Bereich der Religion zumeist am Islam

festgemacht, der ja in seiner Islamkonferenzfassung allmählich auch in der institutionellen Landschaft der Bundesrepublik eine Heimstatt findet. Drittens wird seit langem auch die Individualisierung genannt, die Religion zum Gegenstand einer privaten Wahl mache. Bedenkt man, dass die Soziologie Prozesse der Säkularisierung seit 200 Jahren, der Individualisierung seit 100 Jahren und der Pluralisierung spätestens seit 60 Jahren beschreibt, so vermitteln die kircheninternen Untersuchungen den Eindruck, als sei in den letzten Jahrzehnten nichts Wesentliches geschehen. Dieser Eindruck ist es, dem ich mit dem Blick durchs konkave Glas vehement begegnen möchte.

Deswegen muss ich mich entschuldigen, dass ich auf Themen zu sprechen komme, die Ihnen allen bekannt sein dürften. Ihren besonderen Sprengstoff beziehen sie dadurch, dass sie in der These der Transformation zusammengebracht werden. Unter Transformation verstehe ich mehr als nur einen unbestimmten sozialen oder kulturellen Wandel; Transformation meint, dass sich die Form von Gesellschaft, Kultur und damit auch Religion sehr epochal verändert; es geht dabei um Veränderungen, die nicht schlagartig erfolgen, wie etwa Revolutionen, aber die sozusagen wie permanente kleine Revolutionen die Gesellschaft gleichzeitig an verschiedenen ihrer Teile umwälzen.

Lassen Sie mich dabei zuerst auf einige gesellschaftlichen Transformationen eingehen, die man als grundlegend ansehen kann. Diese grundlegenden Transformationen vollziehen sich zwar weitgehend außerhalb der Kirche, haben aber durchaus auch mit Religion zu tun, auf die ich hier dann auch eingehen. Weniger direkt ist dagegen das Verhältnis dieser Veränderungen zur Kirche, auf das ich im letzten Teil zu sprechen kommen werde.

II. Transformationen von Gesellschaft und Religion

Gerade weil wir uns hier in Wuppertal am Rande des Ruhrgebietes befinden, ist eine Transformation ganz offensichtlich: es handelt sich um den Prozess der De-Industrialisierung. Man sollte bedenken, dass die Industrie und der mit ihr einhergehende Industrialismus eines der Grundmerkmale moderner Gesellschaften ist. Industria-

lismus bedeutet eine auf Fleiß, innerweltliche Askese und materiellen Reichtum zielende Massen-Produktionsweise, die dazu führte, dass bis Ende der 1960er-Jahre etwa die Hälfte der Arbeitnehmer in der industriellen Produktion tätig waren. Mittlerweile beläuft sich dieser Anteil in Deutschland – das übrigens weiterhin das noch am wenigsten deindustrialisierte Land Westeuropas ist – auf etwa 1/5 der Arbeitnehmenden. Man könnte dies als graduelle Abnahme ansehen, doch hat sich seither auch die Art ihrer Arbeit transformiert: Aus der industriellen Handarbeit hat die Automatisierung, Robotisierung und Informatisierung schon seit den 1960ern in zunehmenden Maße selbst in der Industrie Kopfarbeit gemacht. Es dürfte kein Zufall sein, dass meine eigene württembergische Heimatstadt, in der zu meinen Jugendzeiten 30.000 Arbeiter beschäftigt waren, heute nur noch zehntausend Arbeiter, aber mehr als zehntausend Ingenieure beherbergt. Die Ausbreitung der Wissensgesellschaft findet bekanntlich auch in einer massiven Akademisierung ihren Ausdruck, also etwa in der von der UNESCO eingeforderten enormen Zunahme der Studierenden an Universitäten und Hochschulen; daneben aber werden auch immer mehr Berufszweige an eine akademische Ausbildung gebunden (wie etwa Kindergärtner oder Hebammen).

Man hat die aus dieser Transformation resultierende postindustrielle Gesellschaft deswegen auch als Wissensgesellschaft bezeichnet, denn Wissen wird hier zu einem immer häufiger verwertbaren ökonomischen Produkt, und die Wissensproduktion wird zu einem immer entscheidenderen Produktionsfaktor – in allen gesellschaftlichen Bereichen. Auch wenn man die bei dieser Veranstaltung angesprochene Information unter diesem Titel behandeln könnte, sollte man Wissen jedoch nicht auf Information reduzieren. Auf die gerade für einen Wissenssoziologen wie mich problematische Reduktion dessen, was man in der Wissensgesellschaft (und auch in der Bildungspolitik) als Wissen ansieht, kann ich hier nicht eingehen¹; vielmehr möchte ich kurz die veränderte Rolle des religiösen Wissens andeuten.

Um die wissensgesellschaftliche Transformation des religiösen Wissens zu verstehen, sollte man daran erinnern, dass die Säkularisierung ebenso wie die moderne Funktion der Kirchen historisch in einer engsten Verbindung mit der Industriegesellschaft stand. Auch wenn die Richtung der Transformation keineswegs eindeutig ist, so hat doch die gestiegene Dominanz des Wissens auch Folgen für die Religion insgesamt. Wissensgesell-

schaft bedeutet zum einen ja die Durchsetzung eines positivistischen naturwissenschaftlich geprägten Wissens, das auch häufig in einem konflikthafteren säkularistischen Verhältnis zur Religion stand und steht – denkt man nur an die Frage nach der Schöpfung oder den Umgang mit dem Tod. Wissensgesellschaft bedeutet aber keineswegs notwendig einen Rückgang der Religion – nein, es steht deutlich mehr religiöses Wissen verfügbar; angesichts der Jeremiaden zum abnehmenden Wissen über das Christentum mag das erstaunen; wer sich beispielsweise die anfangs nur von Eliten praktizierte, seit den 1960er-Jahren aber populärkulturelle und mittlerweile einfach populäre Ausbreitung und Adaption asiatischer Religiosität ansieht – um nur ein Beispiel zu nennen –, wird kaum übersehen können, wie kulturbedeutsam die Religion auch und gerade in unserer Gesellschaft geblieben ist. Zwar mögen viele von Ihnen bezweifeln, dass es sich bei Yoga und Entspannungsmeditation noch um eine von religiösem Wissen geleitete Praxis handelt; doch gerade dies ist ja eine der Folgen der Wissensgesellschaft: dass religiöses Wissen keineswegs mehr über gesondert geschultes religiöses Personal vermittelt wird, sondern von den Gesellschaftsmitgliedern auf eine Weise angeeignet werden kann, die sich um die Differenz zwischen Religion und Nichtreligion nicht scheren muss. Nur so ist m.E. der bislang in der KMU unerklärte Befund verständlich, dass sich auch die Kirchenmitglieder und nicht selten sogar das kirchliche Personal aus allen Religionen etwas zusammensucht, ohne sich selbst als nicht festgelegte religiös Suchende zu definieren.

Mit der Verschiebung von Handarbeit zu Kopfarbeit geht ebenso eine Veränderung der Handlungsorientierung und damit auch der Moral einher. Denn die Moral ist ja durch die Orientierungen des Handelns gekennzeichnet. Deren tiefgreifende Folgen können wir schon seit den 1970er Jahren – also seit dem Einsetzen der Bildungsexplosion – als »Wertewandel« beobachten: der zentrale Wert wechselt von der »Pflicht« zur »Selbstverwirklichung« und entfernt sich also, wie man es in Anlehnung an Max Weber ausdrücken kann, immer mehr von der protestantischen Ethik. Auch hier ist die Richtung nicht deutlich, denn es wäre sicherlich überzeichnet, würde man von der Dominanz einer hedonistischen Ethik sprechen. Wie beispielsweise die Reaktionen auf die moralisch fundamentalistischen Hetzschriften eines Thilo Sarrazin oder Akif Pirinçci demonstrieren, zeichnet sich eine Tendenz zu einer humanistischen Moral nach Art der amerikanischen Politischen Korrektheit und ihrer digitalen

Schwester, der »Netiquette« ab, wie sie der Wissensklasse besonders entspricht.

Die populäre Ausbreitung von religiösem Wissen, das nicht mehr der schönen Ordnung gesellschaftlicher Organisationen folgt, also hier der Kirchen, ist mit einer weiteren dramatischen gesellschaftlichen Veränderung verbunden, die die meisten von Ihnen auch biographisch erlebt haben. Wer, wie ich, seine Briefe und seine Magisterarbeit noch auf der Schreibmaschine schrieb oder sich während langer Auslandsaufenthalte mit Familie oder Freunden nur mit seltenen, kurzen und sehr teuren Telefongesprächen bescheiden musste, kann sich die Dramatik der Revolution noch vors geistige Auge führen, die man als Informations- oder Kommunikationsrevolution bezeichnet und die zur digitalen Gesellschaft führt, wie es die Bundesregierung in diesem Jahr nennt. Weil die Veränderungen durch die neuen Kommunikationstechnologien noch vor sich gehen, können wir sie bislang nur sozusagen aus dem fahrenden Wagen beobachten. Gerade weil deren Bedeutung durch die KMU nicht bestimmt werden kann, sollte man auf die Dramatik der Veränderungen hinweisen: im Jahr 2000 wurden noch $\frac{3}{4}$ unserer Daten analog (etwa durch Bücher, Zeitungen, Vorträge) kommuniziert, im Jahre 2012 werden 9/10 der Informationen digital kommuniziert. Mittlerweile wird eine Unmenge an Kommunikation über Religion im Netz vollzogen: Bei Altavista waren es 1999 noch 1,8 Millionen Seiten, die unter dem Titel Religion abrufbar waren; im Jahr 2008 waren es bei Google bereits mehr als 492 Millionen Seiten. Mittlerweile wäre es vermutlich sogar effizienter, religiöse Einstellungen über Big Data zu erforschen als über repräsentative Befragungen, bedenkt man, das selbst in Deutschland dauernd hunderttausende in religiösen Foren kommunizieren.

Man kann diesen Transformationsprozess mit dem Begriff der kommunikativen Mediatisierung bezeichnen, in dem sich das Internet und andere digitale Medien sozusagen zwischen die religiösen Organisationen und die Menschen schiebt. Denn auch hier handelt es sich nicht einfach um eine quantitative Zunahme, sondern um eine neue Kommunikationsstruktur, für die gerade die evangelische Kirche einen Sinn haben sollte (die sich ja mit der Medienrevolution des individuell zu lesenden Buches durchsetzte). Die Kirchen teilten ja lange mit den klassischen Massenmedien – vom Buch über das Radio bis zum Fernsehen – eine mehr oder weniger hierarchische Organisation, die eine gewisse Kontrolle über das zu vermittelnde Wissen und dessen Ordnung ermög-

lichte (von der Zensur über kirchliche Medien bis hin zu den klassischen Expertisen zur Religion). Mittlerweile setzt sich neben das hierarchische Modell der organisierten Religion und des entsprechenden Wissens ein dezentrales Modell, das bekanntlich dem Muster von Netzwerken folgt und seine Inhalte »organisatorisch flach« vermittelt. Während zudem die alten Massenmedien noch eine gemeinschaftliche Nutzung möglich machen, führt das Design der neuen Technologien dazu, dass die Kommunikation nicht mehr durch gemeinschaftliche Strukturen (Familien, Nachbarschaften, Klassen) gefiltert wird, sondern sich an die nun technisch vereinzelt Kommunikationspartner (als »Adressen«) wenden kann, die sich bestenfalls zeitlich begrenzt zu »Events« versammeln. Die einzelnen »User« werden durch die neuen Technologien der Kommunikation angesprochen, doch ist die »Interaktion« als einsames Handeln mit einem technischen Medium (Human-Computer-Interaction) konzipiert, an das die soziale Kommunikation sozusagen technisch angehängt wird.

Diese strukturelle Vereinzelung der Kommunikationsteilnehmenden verstärkt die ohnehin schon bestehende »Markt- und Konsumorientierung«, ermöglicht sie doch nun die Ansprache Einzelner als Einzelner. Die »User« können nun auch ihre Entscheidung mit einem einfachen Knopfdruck fällen – handle es sich um die Bestellung eines Buches, eines Schuhs oder die Mitgliedschaft etwa in einer Vereinigung. Man kann diese Entwicklung auch weiterhin als Individualisierung bezeichnen, also mit einem Wort, das schon auf Prozesse angewandt wird, wie sie seit dem 19. Jahrhundert beschleunigt stattfinden; ich halte diese Bezeichnung für ungenau. Zwar haben sich die Individuen aus traditionellen Sozialbeziehungen gelöst – Dorf, Nachbarschaft und Familie waren und sind Schauplätze dieser Entwicklung –, doch ist der Kern der heutigen Entwicklung nicht die zunehmende Verlagerung auf das individuierte Ich; vielmehr zeichnet es sich ab, dass posttraditional mediatisierte Kommunikationsgemeinschaften an deren Stelle treten, die wir neudeutsch als »community« bezeichnen. Das zeigt sich auch in der Religion: Die neue Religiosität ist keineswegs individuell ausgerichtet. Der Erfolg von Taizé, des Evangelikalismus oder auch der Kirchentage geht ja bekanntlich darauf zurück, dass die Gemeinschaftserfahrung gesucht wird. Beachten Sie bitte dabei die bezeichnende Umkehrung: Die Gemeinschaft ist nicht der traditionelle Rahmen der Religion. Vielmehr ist die Gemeinschaftserfahrung das von den Teilneh-

menden wie von den Veranstaltenden strategisch erzeugte und rational gesuchte Handlungsziel.

Individualisierung genügt aber auch aus einem zweiten Grund nicht für die Bestimmung der subjektiven Seite gegenwärtiger Religion. Ein besonderes Gewicht der gegenwärtigen Religiosität liegt nämlich auf dem, was wir als Transzendenzerfahrung bezeichnen: Immer mehr Akteure wollen nicht nur glauben, sie wollen auch am eigenen Leibe erfahren, was Transzendenz ist. Das kann durchaus auch Gott sein. Häufig aber ist es etwas ganz Anderes. Selbst die ansonsten zurückhaltende KMU benutzt in ihrer diesbezüglichen Frage den Ausdruck »spirituelle Macht«. Dahinter kann sich, wie wir wissen, so vielerlei verbergen, dass nicht nur meines Erachtens der Begriff des Spirituellen viel besser das bezeichnen kann, was auch die Kirchenmitglieder erfahren. Der größte gemeinsame Nenner des Spirituellen besteht jedoch weder in der Individualität der Erfahrung noch gar der Personalität der Transzendenz (die auch bei Kirchlichen nicht sehr ausgeprägt sein muss). Sie besteht darin, dass die Erfahrung selbst gemacht hat, also in einer Art Selbst-Vergewisserung des Subjekts. Auch wenn die KMU-Daten dazu etwas kompliziert sind, gibt es doch Hinweise darauf, dass ein Großteil der Gesellschaftsmitglieder – wir reden von etwa 80% – in persönlichen Befragungen Erfahrungen großer Transzendenzen angeben, wie etwa mystische Erfahrungen oder Begegnungen mit göttlichen Wesen.²

Freilich muss ich einräumen, dass es keineswegs sehr leicht ist, die Popularisierung der Spiritualität soziologisch als grundlegenden Trend dingfest zu machen. Umso deutlicher aber ist ihre Beziehung zu einer anderen gesellschaftlichen Umwälzung. Es ist, was man die feministische Revolution nennen könnte. Waren noch die 1960er-Jahre weitgehend von einer patriarchalischen Ordnung geprägt, so erleben wir – auch hier allmählich, in manchen Bereichen schleppend – eine m.E. kulturgeschichtlich einzigartige Umwertung der Geschlechter. Diese Umwertung beschränkt sich keineswegs auf die Frauen, sondern hat natürlich auch Folgen für die Männer und das Verhältnis zwischen ihnen, die vermutlich aus guten Gründen mit dem englischen Neologismus »gender« belegt werden. Die Frauen waren es übrigens auch, die den Rückgang der Kirchlichkeit lange verzögern halfen. Diese sogenannte Feminisierung der kirchlichen Religion vollzog sich in dem Zeitraum, in dem die Industrialisierung die Frauen in der Regel auf das Heim verwies, während die Männer typischerweise ihrer Arbeit außerhalb

des Heimes nachgingen. Mit der De-Industrialisierung und der Entfaltung der »Wissensgesellschaft« veränderte sich die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau allmählich, aber grundsätzlich. Weil Frauen nun denselben Zugang zu Wissen haben, erhalten auch sie den Zugang zur Wissensarbeit. In dem Maße, wie Frauen ihr Leben und damit auch ihre (von vielen kirchlichen Religionen gemaßregelte) Sexualität selbst bestimmen, wenden sie sich damit von der kirchlichen Religion ab: Zwar halten die stärker traditionell orientierten Frauen den Kirchen noch häufiger die Treue, doch kehren die vielen Frauen, die ihren Weg in die Wissenschaft, in die Politik oder die Wirtschaft finden, der kirchlichen Religion den Rücken zu. Dabei müssen sie keineswegs jede Religiosität ablegen, sondern neigen gerne zu dem, was hier als Spiritualität bezeichnet wird.

Diese enge Beziehung wird sogar semantisch an der starken Betonung des Weiblichen im Bereich des Spirituellen deutlich. Man darf vermuten, dass Frauen lange die wichtigste Trägergruppe der neuen Spiritualität waren – in jüngeren Umfragen gleichen sich die Männer an und folgen zunehmend einem kulturellen Code, der nicht nur Gleichwertigkeit der Frauen als selbstverständlich ansieht, sondern sogar weibliche Werte präferiert (Teilen, Harmonie, Emotion, Empathie etc.).

III. Kirche und die Transformation von Religion und Gesellschaft

Ich könnte die Liste der Transformationen nun fortsetzen, die unsere Gesellschaft und die Religion in den letzten 40 Jahren so grundlegend verändert haben. Zu nennen wäre etwa noch Becks berühmte Analyse der Risikogesellschaft. Dieser Analyse nach haben wir es heute erstmals mit der Bewältigung jener Probleme zu tun, die unsere Wissenschaft und Technik selbst erzeugt hat. Zu nennen wäre auch die Globalisierung, die unter anderem religiöses Wissen für immer mehr global zugänglich gemacht hat. Zu nennen wäre zudem auch die besondere Art der Alterung unserer Gesellschaft, die man als historisch einmaligen Vorgang ansehen kann; vermutlich ist mit ihr auch die geradezu obsessive Kontrolle und Selbstbeobachtung unseres Körpers verbunden. Diese und andere Transformationen hatten und haben gravierende Folgen für die Kirchen.

Zwar scheint sich die Tendenz des Abschmelzens der Kirchlichkeit in Deutschland fortzusetzen; in einem etwas weiteren Rahmen sollte man jedoch nicht vergessen, welche Rolle die Kirche als »öffentliche Religion« spielte. Sie fand in der islami-

schen Revolution oder in Reagans Wahl zum amerikanischen Präsidenten einen weltweit wahrnehmbaren Ausdruck. Den meisten wird auch noch die Bedeutung von Johannes Paul II. beim Sturz des polnischen Sozialismus in Erinnerung sein. Auf die beachtliche Rolle der evangelischen Kirche bei der friedlichen Revolution in der DDR muss ich hier nicht gesondert hinweisen. Kirche wurde in diesem Zuge einerseits wieder zu einer öffentlichen sichtbaren Kraft, die als zentraler zivilgesellschaftlicher Akteur auftrat. Die neue öffentliche Sichtbarkeit und Wirksamkeit der Religion gilt, wie man in der Bundesrepublik gut beobachten kann, auch für den Islam. Daneben aber darf man gerade im evangelischen Raum die rasante Ausweitung der evangelikalen, neupfingstlerischen und charismatischen Bewegungen nicht übersehen. Global gesehen dürfte deren Zahl mittlerweile schon die Mitgliedschaftszahlen der sog. Mainstreamkirchen übertreffen.

Diese Entwicklungen haben manche sogar dazu verleitet, das Ende der Säkularisierung zu verkünden, ja deren Rücknahme als Desäkularisierung. Doch gerade wenn man an die religiösen Transformationen erinnert, die ich im letzten Abschnitt angesprochen habe, sollte man sich das X nicht für ein U vormachen. Diese Dynamik der Religion ist, wie es scheint, wenigstens in Deutschland offenbar nicht in den Kirchen angekommen. So hat beispielsweise etwa die Wahl eines deutschen Papstes in der katholischen Kirche nicht einmal kurzfristig einen Aufschwung bewirkt.

Wenn man nach Gründen für diese Entwicklung, vielleicht auch nach Gründen für die Unterschiede der Dynamiken zwischen Religion und Kirche gerade in Deutschland sucht, sollte man keineswegs nur auf die besondere Stärke des deutschen und europäischen Säkularismus blicken; vielmehr sollte man bedenken, dass die Kirchen in kaum einer anderen westlichen Gesellschaft so stark und formal institutionalisiert sind wie in Deutschland. Das reicht vom konfessionellen Kindergarten über die zahllosen kirchlichen Unternehmen bis hin zu den staatlichen theologischen Fakultäten. Diese Organisiertheit, die ja gerade bei dieser Versammlung der mittleren Verwaltungsebene kaum zu übersehen ist, hat für die öffentliche Religion einerseits Vorteile, kann die Religion doch als bedeutende institutionelle Akteurin handeln. Andererseits führt gerade die Formalität der kirchlichen Organisation auch dazu, dass sich ein guter Teil der religiösen und spirituellen Dynamik außerhalb der Kirchen und unterhalb ihrer organisierten Wahrnehmung abspielt. Das teilt sie

übrigens mit den meisten großen Massenorganisationen der Industrieepoche, etwa den politischen Parteien oder den Gewerkschaften. Daneben aber zeitigen aber auch die genannten Transformationen tiefgreifende Folgen in den Kirchen: So unterstützt die Mediatisierung der Kommunikation derzeit die Veränderungen in den Lokalgemeinden; damit geht nicht nur die Änderung des Orts- und Gemeindeprinzips einher, sondern auch die Veränderungen der Partizipation – also der Formen, wie sich Menschen an Kirche handelnd beteiligen; diese wird auch Auswirkungen auf das haben, was man heute noch etwas starr als Mitgliedschaft bezeichnet und was im Englischen unter dem flexibleren »belonging« oder sogar »access« verhandelt wird. Zudem wird sich die Mediatisierung der Religion in einer verstärkten Eventisierung ausdrücken, die, wie ich meine, Teil einer umfassenderen Popularisierung der Religion ist.

Diese Entwicklungen betreffen die Kirche jedoch nicht nur als Problem, sondern können auch als Ressource angesehen werden. Neben der Anpassung des Konzepts der Partizipation könnte man sich durchaus vorstellen, dass die Alterung eine Chance enthält, die zuweilen auch schon genutzt wird: dass neben der seit Jahrzehnten beklagten nachlassenden religiösen Sozialisation Jüngerer vielleicht auch entschiedener die vergleichsweise zunehmende Religiosität Älterer aufgenommen und durch die Gestaltung neuer religiöser Formen einer Kultivierung des Alters aufgewertet wird. Und vielleicht, so darf ich aus meiner eigenen Forschungserfahrung hinzufügen, entdeckt das Christentum auch einmal wieder, wie tief es mit dem Tod verbunden ist und wie viel es zum Umgang mit Tod und Sterben zu sagen hat, ein Thema, das es in den letzten Jahrzehnten der Naturwissenschaft und spirituellen Bewegungen überlassen hat.

Nun bin ich doch der Versuchung erlegen, den Finger zu erheben. Lassen Sie mich einhalten, denn es ist nicht an mir, zu entscheiden, ob die Kirche ihre Zugbrücke kappen, oder ob sie ihre Mauern schleifen soll in der Hoffnung auf die latente Christlichkeit der außerkirchlichen Religiosität. Das ist eine Frage, die Sie verhandeln müssen. Mein Ziel war hier lediglich, auf die massiven Transformationen der Gesellschaft aufmerksam zu machen, darauf hinzuweisen, dass sich die enorm dynamische Entwicklung der Religion und die stockende der Kirche nicht decken und vor einer organisierter Kurzsichtigkeit warnen, die gleichsam autistisch vom eigenen System auf die Welt blickt. Denn diese Welt, so lautete meine

These, befindet sich im Prozess einer grundlegenden Transformation. Transformation bedeutet, dass die Wandlungsprozesse die Grundlagen des Lebens eines jeden berühren: Arbeit, Sexualität und Geschlechter, Körper, Familien – und eben die Religion. Transformation bedeutet aber auch ein Prozess, in den wir selbst verstrickt sind. Wir sind nicht die willenlosen Subjekte eines gesellschaftlichen Wandels, der sein transformatives Werk gleichsam hinter unserem Rücken verrichtet. Die Transformation ist vielmehr ein Prozess, an dem wir bewusst selber stricken, er ist das Ergebnis des Zusammenspiels von zumeist wohlmeinenden, aber vielstimmigen Intentionen vieler einzelner, Organisationen und, wie manche es nennen, »Transformationsdesigner«, die nicht nur hoffen, sondern ihre Zukunft aktiv planen. Weil diese Transformation zu einem guten Teil das nicht intendierte Ergebnis dieser vielfältigen Planungen ist, sind wir zwar nicht ihr Herr, wir können ihr Zusammenspiel aber beobachten. Das ist die Aufgabe des empirischen Soziologen. Die Frage aber, welche Pläne geschmiedet und mit guten Gründen verfolgt werden sollen, stellt sich den Handelnden selbst, also ihnen, und der Versuch ihrer Beantwortung ist vermutlich auch die

Aufgabe, an der Sie sich dieser Tage abarbeiten werden. Im Getriebe des Umbaus von Organisationseinheiten, des Korrigierens von Fehlentwicklungen und des angestregten Bemühens um eine verbesserten Erreichung Ihrer jeweiligen Organisationsziele aber verweist diese Aufgabe aber auch auf die Gründe und die letzten Ziele, nach denen wir handeln: hier, so meine ich, endet die Wissenschaft, und hier kann sich auch bewähren, was Religion in unserer heutigen Gesellschaft heißt.

Vielen Dank

Anmerkung:

¹ *Das habe ich ausgeführt in: Hubert Knoblauch, Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft und Wissenskommunikation, in: Aus Politik und Zeitgeschichte Jg. 63, Heft 18-20 (2013), 9-16.*

² *Vgl. Hubert Knoblauch und Andreas Graff (2009) Populäre Spiritualität oder: Wo ist Hape Kerkeling, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.): Woran glaubt die Welt? Analysen und Kommentare zum Religionsmonitor 2008. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 725-746.*



Liturgischer Entwurf – Morgenandacht:

»Anderer Ort, gleiches Wort«

*Von Kathrin Oxen, Zentrum für evangelische Predigtkultur, Wittenberg;
Dr. Folkert Fendler, Zentrum für Qualität im Gottesdienst, Hildesheim;
Mitarbeiter des Projektbüro Reformprozess*

Ganz gleich, ob der Workshop in Bochum oder Essen, Dortmund oder Gelsenkirchen, Hattingen oder Herten stattfand, begann der Workshoptag mit einem gemeinsamen geistlichen Impuls unter dem Motto: Gleiches Wort – anderer Ort. So hörten die Teilnehmenden auf die gleichen Worte der Bibel, beteten mit den gleichen Worten und sangen die gleichen Lieder. Jeder und jede für sich, jede Gruppe an einem anderen Veranstaltungsort und doch eben alle gemeinsam.

Dies war ein starkes Zeichen für das, was uns als evangelische Kirche verbindet und im Kern ausmacht. Die jeweiligen Orte fügten ihre besonderen Akzente diesem Impuls hinzu.

Einige Akzente seien hier aufgeführt, um die Bandbreite anzudeuten:

- Dortmund – Kokerei Hansa – Gasturbinenhalle-Superintendentin Katrin Göckenjan
- Essen – Zeche Zollverein – Superintendentin Marion Greve
- Gelsenkirchen – Wissenschaftspark – Superintendent Rüdiger Höcker

Eröffnung

Eine/r	Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Alle	Amen.
Eine/r	Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,
Alle	der Himmel und Erde gemacht hat.
Eine/r	Die Nacht ist vergangen, ein neuer Tag liegt vor uns. Lasst uns Gottes Gegenwart suchen,
Alle	dass wir ihn loben mit unserem Leben vom ersten Morgenlied bis zur Ruhe der Nacht.
Eine/r	Jauchzet Gott, alle Lande!
Alle	Lobsinget zur Ehre seines Namens; rühmet ihn herrlich!

Eine/r	Sprecht zu Gott: Wie wunderbar sind deine Werke!
Alle	Deine Feinde müssen sich beugen vor deiner großen Macht.
Eine/r	Alles Land bete dich an und lobsinge dir,
Alle	lobsinge deinem Namen.
Eine/r	Kommt her und sehet an die Werke Gottes,
Alle	der so wunderbar ist in seinem Tun an den Menschenkindern.
Eine/r	Er verwandelte das Meer in trockenes Land, sie konnten zu Fuß durch den Strom gehen.
Alle	Darum freuen wir uns seiner.
Er ist's, der Herrscher aller Welt, / welcher uns ewig Treue hält. / Halleluja, Halleluja.	
Eine/r	Lobet, ihr Völker, unsern Gott,
Alle	lasst seinen Ruhm weit erschallen,
Eine/r	der unsre Seelen am Leben erhält
Alle	und lässt unsere Füße nicht gleiten.
Eine/r	Gott, du hast uns geprüft und geläutert,
Alle	du hast auf unsern Rücken eine Last gelegt.
Eine/r	Aber du hast uns herausgeführt
Alle	und uns erquickt.
Er ist's, der Herrscher aller Welt, / welcher uns ewig Treue hält. / Halleluja, Halleluja.	
Eine/r	Kommt her, höret zu, alle, die ihr Gott fürchtet;
Alle	ich will erzählen, was er an mir getan hat.
Eine/r	Gelobt sei Gott, der mein Gebet nicht verwirft
Alle	noch seine Güte von mir wendet.

Eine/r Ehre sei dem Vater und dem
 Sohn
 und dem Heiligen Geist
Alle wie im Anfang, so auch jetzt und
 allezeit
 und in Ewigkeit. Amen.
Er ist's, der Herrscher aller Welt, / welcher uns
ewig Treue hält. / Halleluja, Halleluja.

VerOrtung (I)

Eine/r Das Alte vergeht.
 Neues soll werden.

Eine ganze Weile schon sind wir unterwegs,
haben vertraute Räume verlassen
und Strukturen, in denen wir uns sicher gefühlt
haben.

Wie sieht es aus, wenn Neues wird?
Wie gelingt es, dass Neues wird?

Gottes Geist führt Menschen heraus
aus dem Wohlbekanntem und Immergleichen.
Gottes Geist führt uns auch über unsere eigenen
Grenzen hinaus.

Willkommen an diesem besonderen Ort!

[Informationen zum Ort]

Für zwei Tage sind wir als Kundschafter unter-
wegs.
Jetzt sind wir hier.
Atmen.
Schauen.
Lassen diesen Ort auf uns wirken.

Gesang

Du bist da, wo Menschen leben (Kanon)

Strophe 1

Gebet

Eine/r Weite unseren Horizont, Gott,
 und mach uns neugierig auf das,
 was jenseits des Vertrauten liegt.
 Schenk' uns Freude über das,
 was schon gelungen ist.
 Lehre uns Geduld mit uns selbst
 und mit anderen.
 Verwandle Enttäuschungen in
 neue Hoffnung,

Hilf uns zu innerer und äußerer
Klarheit.

Gib uns Kraft für das, was wir
anpacken müssen,
und gib unserer Sehnsucht ein
Ziel.

Gesang

Du bist da, wo Menschen leben (Kanon)

Strophe 2

VerOrtung (II)

Eine/r »Das Alte ist vergangen,
 siehe, Neues ist geworden.«
 (2. Kor 5,17)
 Ostern ist ein Aufbruch ohne
 Ende.
 Und wir sind als Kundschafter
 unterwegs,
 hier und an vielen anderen Orten,
 und doch alle gemeinsam
 auf dem Weg in das Land deiner
 Verheißung.

Lied

Sonne der Gerechtigkeit (EG 262,1,2,5,6)

Biblische Lesung

aus dem 4. Buch Mose im 13. Kapitel, 21-33

Sie gingen hinauf und erkundeten das Land [von
der Wüste Zin bis nach Rehob, von wo man nach
Hamat geht. Sie gingen hinauf ins Südland und
kamen bis nach Hebron; da lebten Ahiman,
Scheschai und Talmai, die Söhne Anaks. Hebron
aber war erbaut worden sieben Jahre vor Zoan in
Ägypten]. Und sie kamen bis an den Bach Esch-
kol und schnitten dort eine Rebe ab mit einer
Weintraube und trugen sie zu zweien auf einer
Stange, dazu auch Granatäpfel und Feigen. [Der
Ort heißt Bach Eschkol nach der Traube, die die
Israeliten dort abgeschnitten hatten.] Und nach
vierzig Tagen, als sie das Land erkundet hatten,
kehrten sie um, gingen hin und kamen zu Mose
und Aaron und zu der ganzen Gemeinde der Isra-
eliten in die Wüste Paran nach Kadesch und
brachten ihnen und der ganzen Gemeinde Kunde,
wie es stand, und ließen sie die Früchte des Lan-
des sehen. Und sie erzählten ihnen und sprachen:
Wir sind in das Land gekommen, in das ihr uns

sandtet; es fließt wirklich Milch und Honig darin und dies sind seine Früchte.

Aber stark ist das Volk, das darin wohnt, und die Städte sind befestigt und sehr groß; [und wir sahen dort auch Anaks Söhne. Es wohnen die Amalekiter im Südland, die Hetiter und Jebusiter und Amoriter wohnen auf dem Gebirge, die Kanaaniter aber wohnen am Meer und am Jordan.]

Kaleb aber beschwichtigte das Volk, [das gegen Mose murrte,] und sprach: Lasst uns hinaufziehen und das Land einnehmen, denn wir können es überwältigen. Aber die Männer, die mit ihm hinaufgezogen waren, sprachen: Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen dies Volk, denn sie sind uns zu stark. [Und sie brachten über das Land, das sie erkundet hatten, ein böses Gerücht auf unter den Israeliten und sprachen:] Das Land, durch das wir gegangen sind, um es zu erkunden, frisst seine Bewohner und alles Volk, das wir darin sahen, sind Leute von großer Länge. Wir sahen dort auch Riesen, [Anaks Söhne aus dem Geschlecht der Riesen,] und wir waren in unsern Augen wie Heuschrecken und waren es auch in ihren Augen.

(Lutherübersetzung 1984),

Auslegung

Lied

Da wohnt ein Sehnen tief in uns

Gebet

Eine/r

Lieber Gott,
sage dem Engel an der Pforte des Alten,
er möge mich gehen lassen
und mich ermutigen, auch wenn
ich zögere.

Lieber Gott,
sage dem Engel an der Pforte des Neuen,
er möge mich erwarten
und nicht weggehen,
auch wenn ich etwas länger
brauche.

Und, lieber Gott, sage dem Engel
des Überganges,
er möge mich segnen, wenn ich
losgehe,
er möge mich halten, wenn ich
stehen bleibe,
er möge mich trösten, wenn ich
stolpere
und mich begrüßen, wenn ich
ankomme.

Dass ich lache, wenn ich da bin.

Vater unser

Sendung und Segen

Lied

Nun lasst uns Gott dem Herren (EG 320, 8;)

Morgenandacht: Auslegung zu Num 13, 21 – 33

Von *Katrin Göckenjan, Superintendentin Kirchenkreis Recklinghausen*

Kokerei Hansa – Dortmund

Wie sieht es aus, wenn Neues wird?
Wie gelingt es, dass Neues wird?
Gottes Geist führt Menschen heraus.
Aus dem Wohlbekannten und Immer-Gleichen.
Gottes Geist führt uns auch über eigene Grenzen hinaus.

Willkommen an diesem besonderen Ort.

»Kathedralen der Arbeit« – so sind die großen Bergwerke und Schwerindustriebetriebe in der Region auch genannt worden. Menschen haben hier gearbeitet und gelitten.

Die Kokerei Hansa entstand in den 1920er Jahren. Sie war eine von 17 Zentralkokereien im Ruhrgebiet und gehörte zu ihrer Zeit zu den größten und modernsten Kokereien in Europa.

1992 wurde sie stillgelegt.

Die Kokerei gliedert sich in eine schwarze und in eine weiße Seite. Vereinfacht gesagt werden auf der schwarzen Seite die benötigten Rohstoffe angeliefert und das Endprodukt Koks aus Kohle hergestellt.

Auf der weißen Seite werden die Nebenprodukte verarbeitet, die anfallen. Zum Beispiel Teer, Gas oder Säuren.

Wir sind hier in der Gasturbinenhalle – also in – auf der »weißen Seite – der Kokerei.

Was es auch im übertragenen Sinne bedeuten kann, auf der »weißen Seite« zu sein, mögen Sie im Laufe des Tages je für sich gedanklich erkunden.

Auslegung

Wie war's? Die Kundschafter kehren zurück. Sie sind lange weg gewesen. Der Weg war weit. Sie haben viel gesehen und erlebt. Auf der Schulter spüren sie noch den Abdruck des Gewichts. Denn die Früchte des Landes waren üppig, saftig und schwer. Zu zweit mussten sie an ihnen tragen.

Jetzt erzählen sie von ihrer Erkundung: Ja, es fließen wohl Milch und Honig in diesem Land – ihr seht ja selbst die Früchte.

Aber... – dann kommt das ABER. Und hinter dem Aber kommt das Eigentliche. Die Bedenken, die Sorgen. Wie so oft.

Es ist ein schönes Land. Es ist voller Früchte, die gut aussehen und wunderbar schmecken.

Aber: Leider wird es uns nicht besser gehen als diesen Trauben, wenn wir dahin gehen. Sie werden über uns herfallen. Denn es ist ein Land, das seine Bewohner auffrisst.

Die Kundschafter sind von dieser Sicht der Dinge nicht mehr abzubringen. Auch dann nicht, als einer von ihnen das Vertrauen stark macht und sagt:

Mit Gottes Hilfe schaffen wir das schon.

Sie bleiben bei ihrem großen ABER und sorgen dafür, dass es sich weiter ausbreitet. Was wirklich groß ist, die Fruchtbarkeit des Landes und die Menge der Früchte – wird auf einmal winzig klein gegenüber den Hindernissen. Aus großen Männern werden Riesen, am Ende sogar Menschenfresser. Und die Kundschafter selbst sind am Ende so klein wie Heuschrecken, die aller kleinsten essbaren Tiere.

So ist es den Kindern Israels gegangen auf dem Weg in die Freiheit. Die Menschen glauben den Kundschaftern – genau genommen der Mehrheit der Kundschafter. Und dann wollen sie lieber nicht weitergehen, sondern zurück, nach Ägypten. Wieder mal. Es gibt Streit, auch mit Gott. Denn – es liegt ja auf der Hand: Die Männer wurden nicht nur ausgesandt, um einen Ort, ein Land zu erkunden.

Sie hatten den Auftrag, die Zukunft eines Volkes zu erkunden.

Am Ende müssen sie noch einmal 40 Jahre durch die Wüste ziehen, bevor sie in das Land kommen. Sie haben die Früchte liegen lassen. Sie haben sich klein machen lassen von der Angst. Sie waren noch nicht so weit.

Wie war es da, bei dieser Tagung im Ruhrgebiet?

Da ging es doch um »Transformation«, um Veränderung und Zukunft.

Was habt ihr gesehen?

Was ist aus den »1000 Feuern« geworden, die da mal brannten – glimmt noch ein Docht oder ist was ganz anderes entflammt?

Und wo sie mal Strom herstellten – fließt da neue Energie?

Haben sie da im Ruhrgebiet das Christentum gefressen – oder wächst da auch was?

Habt Ihr uns was mitgebracht? Früchte vielleicht, Lieblingsfrüchte oder welche, die wir noch nie probiert haben?

Was könnt Ihr erzählen?

Wir sind Kundschafterinnen und Kundschafter, in den vielfältigen Landschaften der evangelischen Kirche.

Was wir berichten, hat Folgen. So oder so.

Ich wünsche uns, dass wir die Herausforderungen nicht verschweigen, die wir sehen.

Aber noch mehr wünsche ich uns, dass wir die Fruchtbarkeit des Vertrauens und Früchte des Glaubens entdecken. Hier, an den besonderen Orten im Ruhrgebiet Dass wir die Früchte nicht zur Seite legen, sondern sie in die Hand nehmen.

Und essen.

Und weitergeben. Im Gespräch untereinander.

Also: Fangt an zu erzählen. Amen



Morgenandacht: Auslegung zu Num 13, 21 – 33

Von Marion Greve, Superintendentin Kirchenkreis Essen

Essen – Zeche Zollverein

Die Zeche und Kokerei Zollverein sind Symbol für die Industriekultur im Ruhrgebiet. 1851 wurde hier im ersten Jahr Kohle gefördert – mit 256 Bergleuten zunächst jährlich 13.000 t Kohle. 1932 wurde eine neue zentrale Schachanlage in Betrieb genommen, die täglich 12.000 t Kohle förderte. Im Vergleich zu den Anfängen wurde nun an einem Tag gefördert, wozu man 1851 ein ganzes Jahr gebraucht hatte.

Doch das Ende des Kohle- und Stahlzeitalters machte auch vor Zollverein nicht Halt. Am 23. Dezember 1986 fuhr die letzte Schicht ein – vor 28 Jahren wurde die letzte Kohle gefördert. Damit schloss die letzte der Essener Zechen ihre Tore. Am 30. Juni 1993 folgte die Kokerei. Eine Ära ging damals zu Ende. Es stellte sich die Frage nach der zukünftigen Ausrichtung: die Frage nach dem Erhalt der Anlagen mit ihrer herausragenden Architektur und ihrer wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Bedeutung für die ganze Region. Einige Tage vor der letzten Schicht wurde Zollverein am 16. Dezember 1986 per Ministererlass aus Düsseldorf unter Schutz gestellt.

Erhalt durch Umnutzung war das Prinzip. Welche Spuren der Transformation fallen unmittelbar ins Auge? Die Hallen wurden denkmalgerecht saniert, Künstler und Kreative zogen ein. Kulturveranstaltungen, Denkmalpfad ZOLLVEREIN® entstanden. Auch die Kokerei konnte für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Mit der Aufnahme in die Welterbeliste der UNESCO am 14. Dezember 2001 wurde der Strukturwandel besiegelt. Auch die Kohlenwäsche, die Sie nebenan sehen, zu der die große Rolltreppe hinaufführt, das größte Übertagegebäude Zollvereins, wurde 2003-2006 umfassend »umgebaut«, vom Maschinenpark zum Museum. Das Ruhrmuseum thematisiert in seiner Dauerausstellung Geschichte, Gedächtnis und Gegenwart des Ruhrgebiets.

Auslegung

Liebe Schwestern und Brüder,
»Wie war es?«

Die Kundschafter kehren zurück. Sie waren einige Tage fort. Der Weg war weit und sie haben viel gesehen und erlebt. Auf der Schulter haben sie noch einen rötlichen Abdruck, so hatten sie zu

schleppen an den Früchten des Landes, an all dem Guten, was es hervorbringt. Das haben sie aber schnell abgelegt. Und nun erzählen sie von ihrer Erkundung: Wohl fließen Milch und Honig in diesem Land, die Früchte seht ihr selbst...**aber** dann kommt das Aber. Und hinter dem Aber kommt das Eigentliche. So ist es immer.

Es ist ein schönes Land. Dort wachsen Früchte, verlockend anzusehen und gut zu essen. **Aber:**

Die Angst, in diesem neuen Land selbst gefressen zu werden – die bleibt wach.

Von dieser Sicht der Dinge sind sie nicht abzubringen. Sie bleiben bei ihrem Aber, auch wenn andere es anders sehen. Und diese Kundschafter sorgen dafür, dass sich das große Aber weiter verbreitet. Und die Hindernisse wachsen, je mehr davon geredet wird. Aus hochgewachsenen Männern werden Riesen. Am Ende sehen die Kundschafter selbst dagegen so klein wie Insekten aus. Wie Heuschrecken, wie ängstliche Hüpfen.

Den Kindern Israels ist es so gegangen auf dem Weg in die Freiheit. Das Volk glaubt den Kundschaftern, die sich das Land angesehen haben, in dem alle leben wollen. Und dann wollen sie lieber zurück nach Ägypten, wieder mal. Es gibt Streit, auch mit Gott. Und am Ende müssen sie noch vierzig Jahre durch die Wüste ziehen, bevor sie in das Land kommen. Weil sie den Kundschaftern geglaubt haben, den Pessimisten.

Weil sie die Früchte achtlos liegen gelassen haben und sich lieber alle Schwierigkeiten und alles Unüberwindbare groß bis riesig ausgemalt haben. Für die Freiheit noch nicht geeignet, dieses Volk.

Zeitensprung

»Wie war es denn da, bei dieser Tagung, da im Ruhrgebiet?« Da ging es doch um die Zukunft, um Veränderung, um das Neue, das auf uns wartet. **In** der Kirche und **für** die Kirche. Sie werden uns fragen: Was habt ihr gesehen, was könnt ihr erzählen?

Berichtet ihr uns von einem Land, das das Christentum gefressen hat und nicht viel davon übrig gelassen? In dem die Kirchtürme stehen wie stillgelegte Fördertürme?

Erzählt ihr von einer Zukunft, die eher Anlass zu Befürchtungen gibt als zur Hoffnung und von all den Herausforderungen, die immer größer werden, je länger man hinguckt? **Pause**

Vieles steht der Hoffnung auf eine zukünftige Kirchenlandschaft, in der Milch und Honig fließen, scheinbar entgegen. Wir werden älter, unsere Finanzkraft nimmt ab – wir werden weniger. Ich erlebe an vielen Stellen eine Stimmung der Schwere angesichts der Veränderungen in der Kirche. Abschiedsprozesse wollen gestaltet werden: Abschiede von Räumen, von Arbeitsfeldern und manchmal auch von Menschen. Wie können wir uns in all den Herausforderungen die Freude bewahren und nicht in Lähmung verfallen? Welche Kraftquellen stärken uns als Kundschafter, wenn wir uns gemeinsam in das neue Land aufmachen?

3 Gedanken dazu:

1. Es hilft mir zu wissen, dass ich Fragment sein darf, weil Gott für die Ganzheit sorgt. Bei all unserem Planen und Tun für eine lebendige zukünftige Kirche, mich zu erinnern, dass die Zukunft das ist, was Gott mit uns vorhat.

2. Wir sind Kundschafterinnen und Kundschafter Gottes! Lasst uns gemeinsam suchen nach dem Lebendigen, das die vermeintlich tote Landschaft aufbricht! Vor 28 Jahren, als hier die letzte Kohle gefördert wurde, schien hier auf Zollverein alles aus. Die Welt der Kumpel brach zusammen – Generationen waren hier beheimatet. Das ganze Leben, »da geh´se auf Zeche«, brach auseinander. Wir als Kundschafter heute stehen vor einer ähnlichen Situation: tatsächlich bricht Liebgewonnenes weg. Kirchtürme und Gemeindezentren im Ruhrgebiet stehen leer, werden abgerissen. Wie konnte seit 1986 auf diesem Zechengelände – wie kann in unserer Kirchenlandschaft neues Leben entstehen? Von Zollverein lasse ich mich inspirieren – Zollverein macht deutlich: das Leben wird sich Bahn brechen. Denn unser Gott ist ein Gott des Lebens! Die Menschen sind immer noch da! Lasst uns als Kundschafter mutig zu den Menschen hingehen, die ihr Leben im Ruhrgebiet gestalten, gerade zu denen, die uns fremd erscheinen – lasst uns aufeinander hören und von-

einander lernen. Lasst uns achtsam sein und einander fragen: »Wo hast du Leben entdeckt?« – diese Aufmerksamkeit füreinander, der Mut zur Nähe und Gemeinschaft, wie Jesus sie selbst uns vorgelebt hat, **das** ist unsere Kraftquelle. Schaut nicht auf die toten Gleise – schaut auf die zarten Pflanzen, die auf den Halden wachsen. Davon lasst uns erzählen, wenn wir an unsere jeweiligen Orte zurückkehren! Die Nacht der Industriekultur, die sog. ExtraSchicht, am 28. Juni die hier jedes Jahr im Frühsommer gefeiert wird, lässt erfahrbar werden, wie Altes mit Neuem zum Leben erblühen kann!

3. Auf dem Weg ins neue Land hilft Altbewährtes – Rituale. Auch die alten Rituale der Zechenkultur werden weiter gepflegt. Das Steigerlied wird bei jedem Fußballspiel auf Schalke angestimmt und stärkt das Gefühl der Gemeinschaft, über Generationen hinweg. Rituale können mitten in Brüchen das Gemeinsame sichtbar machen, die Situation in einen neuen Rahmen stellen, das Ganze wieder an den Koordinaten ausrichten: an der Botschaft, dass Gott unsere Füße auf weiten Raum stellt! Rituale helfen, dran zu bleiben, nähren und geben neue Energie, indem sie kurze Unterbrechungen ermöglichen. Natürlich fehlt es uns in der Kirche nicht an Ritualen von der Morgenandacht über Geburtstagsfeiern, die frischen Blumen und Geschenke, die Hoffnung und Lebensfreude signalisieren. Wir kennen das – mit Losungen, Fürbitten, Bildern und Kreuzen – aber richten wir uns auch selbst daran aus und auf?

Wenn wir zurückkommen, werden Sie uns fragen: Was habt ihr uns mitgebracht? Zeigt ihr uns die Früchte des Landes, das, was in unserer Kirche gedeiht? Was immer noch Triebe ansetzt und Frucht bringt, sehr unterschiedlich, aber immer wohlschmeckend, Trauben, Granatäpfel und Feigen?

Wir sind Kundschafterinnen und Kundschafter, in den vielfältigen Landschaften der evangelischen Kirche, im Land der Freiheit. Was wir berichten, hat Folgen. Lasst uns von den Herausforderungen reden, wenn wir zurückkommen. Aber genauso konkret von den Früchten. Denn da ist doch ein Abdruck davon auf euren Schultern. Fangt an zu erzählen. Amen – und Glück auf! **D**

Morgenandacht: Auslegung zu Num 13, 21 – 33

Von Rüdiger Höcker, Superintendent, Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid

Auf dem Dach des Wissenschaftsparks Gelsenkirchen

Biblische Lesung – aus dem 4. Buch Mose im 13. Kapitel – in Auszügen

Sie gingen hinauf und erkundeten das Land.
Und sie kamen bis an den Bach Eschkol
und schnitten dort eine Rebe ab mit einer Weintraube
und trugen sie zu zweien auf einer Stange, dazu auch Granatäpfel und Feigen.

Und nach vierzig Tagen, als sie das Land erkundet hatten, kehrten sie um,
gingen hin und kamen zu Mose und Aaron
und zu der ganzen Gemeinde der Israeliten in die Wüste Paran nach Kadesch
und brachten ihnen und der ganzen Gemeinde Kunde, wie es stand,
und ließen sie die Früchte des Landes sehen.

Und sie erzählten ihnen und sprachen:
**Wir sind in das Land gekommen, in das ihr uns sandtet;
es fließt wirklich Milch und Honig darin und dies sind seine Früchte.
Aber stark ist das Volk, das darin wohnt,
und die Städte sind befestigt und sehr groß.**

**Kaleb aber beschwichtigte das Volk und sprach:
Lasst uns hinaufziehen und das Land einnehmen, denn wir können es überwältigen.**

Aber die Männer, die mit ihm hinaufgezogen waren, sprachen:
Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen dies Volk, denn sie sind uns zu stark.

**Das Land, durch das wir gegangen sind, um es zu erkunden, frisst seine Bewohner
und alles Volk, das wir darin sahen, sind Leute von großer Länge.**
Wir sahen dort auch Riesen
und wir waren in unsern Augen wie Heuschrecken und waren es auch in ihren Augen.

Es geht um Land. Es geht um einen Ort, an dem sich leben lässt.
An dem Milch und Honig fließen sollen.

Es geht nicht um Transformation – es geht um Immigration –
es geht um Menschen, die einen Ort suchen, der dem Leben Raum gibt,
und es geht um Menschen, die da bereits leben, weil es lebenswerte leere Räume auf dieser Erde nicht gibt.

Und damit geht es um die uralte Geschichte von Wanderungsbewegungen – Auswanderungen, Einwanderungen, Zuwanderung.

Und irgendwie geht es auch um Kolonialismus und Völkermord.
Hüten wir uns davor, den uns für heute vorgeschlagenen Predigttext
naiv zu verkürzen.

Er ist voller Brisanz – bis heute.
Und da müssen wir gar nicht erst nach Israel-Palästina schauen.

Es reicht, wenn Ihr Euren Blick einfach noch einmal schweifen lasst
über die Dächer der Südstadt von Gelsenkirchen.

Etwa 60 % bis 90 % der Kinder in den Kindergärten
um uns herum haben sogenannten Migrationshintergrund.
Die Mehrheit von ihnen türkisch-muslimischen.

Hinzu kommen aktuell Woche für Woche hunderte Zuwandernde aus Südosteuropa.

Die evangelische Kirche hier ganz in der Nähe – ist entwidmet.
Eine denkmalgeschützte Jugendstilkirche.

Daneben die katholische – ebenfalls architektonisch ein Juwel – ein Museum.

Menschen kommen hierher, weil sie gehört haben,
hier würden Milch und Honig fließen.

Und die Botschaft nach Hause lautet:
Kommt nach!
Hier lässt sich tatsächlich gut leben.

**Aber stark ist das Volk, das darin wohnt,
und die Städte sind befestigt und sehr groß.**

**Kaleb aber beschwichtigte das Volk und sprach:
Lasst uns hinaufziehen und das Land einnehmen, denn wir können es überwältigen.**

Nichts wiederholt sich in der Geschichte und doch wiederholt sich alles.
So heißt es für uns, genau hinzuschauen.

Wir als Kirche im Revier im 21. Jahrhundert sind nicht die Zuwandernden.
Wir sind die, die schon da sind.

Und manche in unserer Mitte machen sich groß und breit –
um denen, die kommen, Angst zu machen.
Warum sollen wir teilen – die Früchte unseres Landes?

Wie gehen wir damit um?
Wir als evangelische Kirche?

Die Zeit reicht nicht wirklich,
um uns zu entdecken.

Also – möchte ich Euch drei Leckerbissen anbieten,
damit ihr vielleicht noch einmal zurückkommt und mehr Zeit mitbringt.

1. Leckerbissen – Vielfalt ist etwas Schönes.

Wir hier in Gelsenkirchen wollen lernen, mit Vielfalt zu leben.
Wir wollen lernen, in der Vielfalt Gottes Willen zu einem vielfältigen Leben zu entdecken.
Wir wollen in denen, die zuwandern, nicht unsere Feinde sehen,
die es zu fressen gilt,
sondern Menschen, die das gleiche Recht auf Leben haben wie wir – auch hier.

Das ist nicht einfach. Das fällt uns nicht einfach und das fällt denen nicht einfach, die da kommen.
Denn die kommen oft ebenfalls mit den alten Bildern von Krieg und Kampf der Kulturen.

Es ist eine Herausforderung für uns alle, eine neue Kultur einzuüben –
eine Kultur der Pro-Existenz, in der niemand seine Kultur aufgeben muss,
in der wir allerdings gemeinsam uns darauf verständigt haben,
dass jede und jeder von uns das Recht hat zu

leben,
in der je eigenen Kultur respektiert zu werden.

Es geht um eine überlebensfähige multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft.
Und es geht um eine authentische, offene evangelische Kirche inmitten dieser Gesellschaft.

2. Leckerbissen – Denn Kirche bleibt.

Auch wenn wir Kirchen und Gemeindehäuser schließen –
und derzeitig unseren Kirchenkreis umbauen für unter 70.000 Gemeindeglieder,
wo wir noch vor zehn Jahren 110.000 Gemeindeglieder waren,
bleiben wir Kirche in der Stadt – für Gott und die Menschen da.

Wir zeigen Profil – indem wir uns ändern.
Wir suchen die Nähe zu anderen Akteuren in unseren Stadtteilen,
um gemeinsam mit ihnen das Leben in der Stadt zu gestalten,
menschlich, partizipatorisch, sensibel für die Herausforderungen.

Kein Kind soll verloren gehen!
Kein alter Mensch einsam sterben!

Das sind Ziele, die wir nur gemeinsam erreichen können –
gemeinsam mit anderen.

Darin üben wir uns zurzeit ein. Es fordert uns ziemlich heraus.
Aber es tut uns gut.

3. Leckerbissen: Wir lernen, exemplarisch zu arbeiten.

Nicht mehr alle alles – sondern beispielhaft dieses und jenes.

So haben wir in Gelsenkirchen eine Evangelische Gesamtschule,
eine enge Zusammenarbeit der Christlichen Sozialverbände,
in einem Stadtteil eine Friedenswerkstatt,
in einem anderen Stadtteil ein Stadtteilzentrum,
in einem dritten Stadtteil professionelle Kirchenmusik
in einem vierten armutsorientierte Gemeinwesenarbeit.

Nicht alle alles – sondern beispielhaft dieses und jenes.

Aber in allen Stadtteilen Sonntag für Sonntag ein evangelischer Gottesdienst.

Liebe Geschwister,

wie heißt es im Lehrtext heute?

Gott gebe euch viel Barmherzigkeit und Frieden und Liebe. (Judas 2)

Das gilt es erkennbar zu leben.

Das wollen wir ausstrahlen – hier – inmitten des Reviers.



Transformation anschaulich – Die Veranstaltungsorte sind Programm

Von Susanne Erlecke, Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Die Veranstaltungsorte sind Programm.

Eingeladen wurden die Teilnehmenden in eine Region, die wie kaum eine andere in Deutschland strukturelle Veränderungen zu bewältigen hatte und hat.

Der Beginn des Zukunftsforums in Wuppertal knüpfte an die Theologische Erklärung von Barmen an, um deutlich zu machen, dass das Handeln in der Kirche sich immer auf ihr ureigenstes Fundament beziehen muss. Seinen Fortgang nahm es durch den Blick auf Wittenberg, dem zentralen Ort für das Reformationsjubiläum 2017.

Im Ruhrgebiet waren mehr als 14 Orte stellvertretend ausgesucht worden, die deutlich den Wandel von der ehemaligen Industrielandschaft zur Kulturlandschaft aufzeigten.

Die Workshops fanden an Orten statt, an denen Transformation anschaulich wird. Sie stehen für einen Umwandlungsprozess: Von der Agrarlandschaft in die größte Montanregion Europas und wiederum zum modernen Wirtschafts- und Dienstleistungsraum.

Sie zeugen von diesen Transformationsprozessen, denen Menschen und Institutionen immer wieder sich stellen müssen, von Migrationserfahrungen und kultureller Vielfalt, von Integrationsbereitschaft und Freiräumen zur Inklusion. Diese besonderen Orte dienten als Brücke zur Inspiration neuer Ideen und zukunftsweisenden Denkens.

An folgenden Orten waren die Teilnehmenden unterwegs:

- Bochum, Historischer Wassersaal der Wasserwerke
- Bochum, Jahrhunderthalle
- Bochum, Jüdische Gemeinde
- Bochum, rewirpower Stadion
- Bochum, Schauspielhaus
- Bochum, Zisterzienserkloster Stiepel
- Dortmund, Kokerei Hansa
- Dortmund, Signal Iduna Park
- Essen, Zeche Zollverein
- Gelsenkirchen, Wissenschaftspark
- Hattingen, Evangelische Kirche Winz-Baak
- Hattingen, Henrichshütte
- Herten, Zeche Ewald – Revuepalast
- Wuppertal, Historische Stadthalle



Orte der Transformation – Darstellung der Orte

Von Dr. Johannes Goldenstein, Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Bochum | Historischer Wassersaal der Wasserwerke

Ein klassizistischer kleiner Turm an der Kemnader Straße, fertig gestellt und in Betrieb genommen im Jahr 1896: Eingangsbereich in die unterirdische Welt des Bochumer Trinkwassers. Gut versteckt liegen hier zwei riesige Wasserkammern, durch die über hundert Jahre lang jeder Tropfen Wasser, der zum Kaffeekochen, Waschen oder Trinken benutzt wurde, von der Ruhr in die Stadt Bochum geflossen ist. Das Wasser wird ca. 80 m in den Behälter hochgepumpt und fließt von hier wieder nach unten in das Versorgungsnetz der Stadt.

Im Laufe der Zeit machten statische Probleme am Fundament und am Gewölbe es nötig, den Behälter neu zu bauen. Der Ort sollte der gleiche bleiben: der höchste Punkt in Bochum. Vom alten Bau blieben der Eingangsbereich und ein Teil der alten Wasserhalle erhalten. Der Rest wich zwei modernen Behältern, die den hohen Standard der Trinkwasserversorgung erfüllen.

Nach knapp zwei Jahren Bauzeit ging 2010 eine Anlage in Betrieb, die in zwei Kammern rund 11.900 Kubikmeter Trinkwasser fasst – das entspricht der Füllmenge von etwa 60.000 Badewannen. Rund 1.100 Tonnen Betonstahl und an die 3.500 Kubikmeter Spezialbeton wurden verarbeitet, eine Menge, mit der mehr als vierzig Einfamilienhäuser hätten gebaut werden können.

Den erhaltenen Teil der alten Halle renovierten die Stadtwerke, um ein Stück Geschichte der Bochumer Wasserversorgung für die Nachwelt zu bewahren. Vor Beginn des Umbaus hatten die Mönche des benachbarten Zisterzienserklosters ein Konzert mit gregorianischen Gesängen gegeben und dabei die besondere Akustik des Raums hörbar gemacht. Fast schon ein mystischer Moment. Inzwischen sind hier nicht nur die Bochumer Symphoniker zu Gast gewesen. Ingenieurtechnik aus dem 19. Jahrhundert als Erlebnisraum für Musik: eine ganz besondere Art der Transformation.

www.bochumschau.de/wasser-hochbehaelterstiepel-2010.htm

Bochum | Jüdische Gemeinde

Die Wurzeln der Gemeinde lassen sich bis ins Jahr 1616 zurück verfolgen: In einer Stadtrechnung aus diesem Jahr werden zwei jüdische Familien namentlich erwähnt. In den folgenden Jahrhunderten wuchs die Zahl. In Bochum, Hattingen und Witten entstanden Synagogengemeinden. Die Bochumer jüdische Gemeinde war im Jahr 1932 mit 1.152 Mitgliedern die drittgrößte in Westfalen.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten gelang es vielen Bochumer Juden, ihre bisherige Heimat noch rechtzeitig zu verlassen. Die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde sank bis 1941 auf 253 Menschen. Die meisten von ihnen wurden in den Konzentrationslagern in Theresienstadt und Auschwitz ermordet.

Dennoch gab es einige wenige, die nach dem Ende des Terrorregimes wieder in ihre Heimatstadt Bochum zurückkehrten: Im Februar 1946 lebten 33 Juden in Bochum, die sich darum bemühten, wieder eine lebendige Gemeinde zu schaffen. Im September 1947 stellte die Stadt Bochum den Mitgliedern im Haus Brückstrasse 33 b einen Raum als Betsaal zur Verfügung. Nur einen Monat später fand dort die erste jüdische Hochzeit nach dem Krieg statt.

Aufgrund der geringen Mitgliederzahlen schlossen sich die Gemeinden Bochum, Herne und Recklinghausen 1953 zu einer Körperschaft öffentlichen Rechts zusammen. Der größte Teil des Gemeindelebens fand in Recklinghausen statt, wo bereits 1955 eine Synagoge eingeweiht wurde.

Durch das Abkommen zwischen der ehemaligen Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland konnten ab 1990 Menschen jüdischen Glaubens nach Deutschland übersiedeln. Die Mitgliederzahl entwickelte sich derart positiv, dass sich die Gemeinde Bochum – Herne – Recklinghausen Anfang 1999 wieder teilte. Mit über 1.000 Mitgliedern ist die wieder entstandene Gemeinde Bochum – Herne – Hattingen heute die zweitgrößte Gemeinde in Westfalen.

www.jg-bochum.de

Bochum | rewirpowerSTADION

Im Oktober 1911 fand auf »Dieckmanns Wiese« an der Castroper Straße vor 500 Zuschauern das erste offizielle Fußballspiel des SuS Bochum 08 auf seinem neuen Sportplatz statt. Zehn Jahre später errichtete der TuS 1848 Bochum dort ein Stadion mit Platz für etwa 50.000 Zuschauer. Es ist seit 1938 die Heimstätte des VfL Bochum. Nach dem Aufstieg in die Bundesliga musste das Stadion, das in den 1950er Jahren eine Sitzplatztribüne erhalten hatte, Anfang der Siebziger Jahre an die Anforderungen des Profifußballs angepasst werden. Weil ein Neubau nicht genehmigt wurde, das Stadion aber phasenweise unbespielbar war, entschloss man sich Mitte der Siebziger Jahre für einen Umbau. Unter dem neuen Namen »Ruhrstadion« wurde die Anlage 1979 wieder eingeweiht. Die ursprüngliche Kapazität wurde in der Folgezeit durch zahlreiche Umbauten (z. B. die Umwandlung der Westtribüne in eine Sitzplatztribüne) verringert. Heute bietet es Platz für 29.299 Zuschauer.

2003 entstand hinter der Nordtribüne ein fünfstöckiges Stadioncenter mit einem Fan-Shop und Gastronomie sowie mit Räumlichkeiten für die Geschäftsstelle, die Nachwuchsabteilung, den Vorstand, die Mannschaft und für die Betreuung von rund 1250 VIPs. Seit Beginn der Saison 2006 trägt das Stadion (vorerst bis 2016) den Namen einer Tochtergesellschaft der Stadtwerke Bochum und anderer Energieversorger. Um den FIFA-Normen zu entsprechen, wurden Stadion und Stadioncenter für die Fußball-Weltmeisterschaft der Frauen 2011 renoviert und erweitert. Die Sportanlage ist ein reines Fußballstadion, bisweilen wird sie aber auch für große Open-Air-Konzerte genutzt. Sieben Mal ist z. B. Herbert Grönemeyer seit 1985 hier aufgetreten.

www.vfl-bochum.de

Bochum | Schauspielhaus

Das heutige Bochumer Schauspielhaus entstand bis 1953 auf den Fundamenten des 1944 fast völlig zerstörten Gebäudes an der Königsallee. 1915 hatte die Stadt Bochum dort ein Theater eröffnet, in dem während des Ersten Weltkrieges die städtischen Bühnen aus Düsseldorf und Essen gastierten, bis Bochum 1921 mit der neuen Duisburger Oper einen Kooperationsvertrag schloss. Unter dem damaligen Generalintendanten beider Häuser machte sich das Theater als Shakespeare-Bühne einen Namen, die sich auch konsequent mit den deutschen Klassikern auseinandersetzte. Jede

Inszenierung: Transformation eines Stoffes in einen neuen Kontext. Dafür steht das Schauspielhaus Bochum seit nun fast einhundert Jahren.

In den Fünfziger und Sechziger Jahren etablierte Hans Schalla Stücke moderner Autoren wie Sartre oder Beckett am Haus. Die Siebziger Jahre waren geprägt von den spektakulären Inszenierungen Peter Zadeks in Zusammenarbeit mit Ulrich Wildgruber. Der Probensaal im Untergeschoss, in dem einer der Workshops stattfindet, diente Peter Zadek seinerzeit als Labor.

Unter der Intendanz von Claus Peymann erreichte das Schauspielhaus Anfang der Achtziger Jahre seine Blütezeit und galt als innovativstes Theater der Bundesrepublik. Auch Peymann setzte einen Schwerpunkt auf Uraufführung zeitgenössischer Autoren. Es folgten Frank-Patrick Steckel mit seinen eher nachdenklichen, weniger effektvollen Inszenierungen und Leander Haußmann, der als damals jüngster Intendant Deutschlands in bewusstem Kontrast zu seinem Vorgänger ein lautes, ‚späßiges‘ Theater anbot und damit auch ein jüngeres Publikum begeisterte.

Ihm folgte Matthias Hartmann, dem öffentlichkeitswirksame Coups wie die Verpflichtung von Harald Schmidt ebenso gelangen wie weithin gefeierte Inszenierungen. Elmar Goerden konzentrierte sich auf die alten und neuen Klassiker. Anselm Weber setzt seit 2011 als Intendant des Schauspielhauses eigene Akzente, indem er auch Künstler aus dem europäischen und außereuropäischen Ausland nach Bochum einlädt. Sie bringen ihre ganz eigenen Geschichten mit und ihren besonderen Blick: auf die Zukunft, auf Deutschland und auf das, was sie in der Region vorfinden. Gemeinsam mit dem Ensemble des Schauspielhauses Bochum erzählen sie von dem, was das Zusammenleben ausmacht.

www.schauspielhausbochum.de

Bochum | Zisterzienserkloster Stiepel

Mit Napoleon endete das Klosterleben in der Reichsabtei Essen-Werden. Anknüpfend an die 1802 dort abgebrochene Tradition gründete Franz Kardinal Hengsbach, der erste Bischof des 1958 errichteten Bistums Essen, im einzigen Marienwallfahrtsort seiner Diözese ein Kloster. Die Zisterzienser aus Heiligenkreuz (Niederösterreich) entsprachen dem Wunsch des Kardinals und entsandten Mönche nach Bochum-Stiepel. Seit 1988 prägen sie den Ort als geistliches Zentrum für die Region.

Im Jahr 1008 hatte Imma, die Ehefrau des Grafen Liudger, dem der Hof Stiepel von Kaiser Otto III. als Lehen gegeben worden war, in Stiepel eine Kirche »zu Ehren der seligen Jungfrau Maria« errichten lassen. Schon bald führten Wallfahrten zur »hilligen kerken to Stiepel«. Im 15. Jh. rückte die Pietà, das gotische Gnadenbild der Schmerzhafte Mutter, ins Augenmerk der Wallfahrer. Auch als die Kirche im Zuge der Reformation seit dem 17. Jh. als Dorfkirche das Zentrum der evangelischen Kirchengemeinde wurde, blieb die Pietà zunächst an ihrem angestammten Platz. Im 19. Jh. wechselte sie mehrfach den Besitzer, bis sie schließlich 1920 in der während des 1. Weltkrieges erbauten Wallfahrtskirche St. Marien ca. 3 km von ihrem alten Standort entfernt ihren Platz fand.

Diese Wallfahrtskirche wurde 1988 zum Zentrum der neu errichteten Klosteranlage, die sich mit ihrer Architektur harmonisch an das neugotische Kirchengebäude anschließt. Ihr Dachreiter ist der zisterziensische Fingerzeig in den Himmel.

Die Mönche von Stiepel betreuen die Wallfahrt, verrichten das Chorgebet nach zisterziensischer Tradition, tragen Verantwortung für die Pfarrgemeinde, sind in benachbarten Pfarren als Seelsorger tätig und wirken als geistliche Begleiter nicht zuletzt für die Studenten der nahe gelegenen Ruhr-Universität.

www.kloster-stiepel.org

Dortmund | Kokerei Hansa

Die 1928 in Betrieb genommene Großkokerei war ein wichtiger Teil in der Verbundwirtschaft der Dortmunder Montanindustrie. Von den benachbarten Zechen bezog sie die Steinkohle und lieferte den daraus produzierten Koks und das Kokereigas an Dortmunder Hüttenwerke. Darüber hinaus wurden aus dem Gasgemisch, das bei der Verkokung entstand, wichtige Grundstoffe für die chemische Industrie gewonnen.

Die ersten beiden Koksofenbatterien hatten jeweils 65 Öfen. 1940/41 kamen zwei Batterien mit je 80 Öfen hinzu. Eine letzte Erweiterung (30 Öfen) entstand 1968. Zu Vollbetriebszeiten produzierte die Kokerei in 314 Öfen täglich aus circa 7.000 t Kokskohlenmischung bis zu 5.400 t Koks. Das dabei entstehende Rohgas (etwa 2.000.000 m³ pro Tag) wurde zum größten Teil verdichtet, gereinigt und in das Ruhrgasnetz gefördert. Nachdem man 1986 bereits einen Teil der Pro-

duktion eingestellt hatte, wurde die Kokerei 1992 endgültig stillgelegt.

Damit begann die Transformation: Seit 1998 stehen die wichtigsten Produktionsbereiche der Kokerei unter Denkmalschutz. Die Anlage befindet sich in der Obhut der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur. Alle nicht zum Denkmal gehörigen Anlagenteile und Gebäude der Kokerei (Kokstrockenkühlanlage, Gasgroßbehälter, Vorkühler, Ammoniakwascher, Maschinenhaus u. a.) wurden abgerissen. Bleiben wird der geringfügig erweiterte Gebäudebestand von 1928.

Alle zum Denkmal gehörigen Anlagenteile und Gebäude wurden (und werden noch) saniert. Seit 2001 befindet sich auf dem Gelände der Lokwerkstatt der Kokerei ein Nahverkehrsmuseum. Die restaurierte Kompressorenhalle wird u. a. für Kunstausstellungen genutzt. Im alten Turbokompressorengebäude eröffnete eine Kletterhalle. Die ehemalige Lehrwerkstatt auf der weißen (»sauberen«) Seite der Kokerei wird als Ausstellungsraum genutzt.

Der besondere Reiz des Industriedenkmals besteht in dem Miteinander von Architektur, Technik und Natur. Seit der Stilllegung erobert die Natur ihr Terrain zurück. Neben bekannten Gewächsen wie Birken und Sommerflieder haben sich hier auch Exoten aus Flora und Fauna angesiedelt.

www.industriedenkmal-stiftung.de > Denkmale > Kokerei Hansa

Dortmund | Signal Iduna Park

Mit 80.645 Zuschauerplätzen in Bundesliga-Konfiguration ist der Signal Iduna Park das größte Fußballstadion Deutschlands. Es wurde für die Fußball-Weltmeisterschaft 1974 errichtet und ist seitdem Spielstätte des Fußball-Bundesligisten Borussia Dortmund. Mit den markanten gelben Pylonen seiner Dachkonstruktion ist es eines der Wahrzeichen der Stadt.

Ursprünglich für eine Zuschauerkapazität von 54.000 Zuschauern errichtet, blieb das Stadion bis in die 1990er Jahre baulich nahezu unverändert.

Dann begann ein kontinuierlicher Transformationsprozess, der bis in die Gegenwart hinein den ständig wachsenden Anforderungen an einen moderne Sportstätte Rechnung trägt: Die Tribünen wurden mit einem Oberrang überbaut, ein

VIP-Bereich wurde eingerichtet, die offenen Stadionecken geschlossen, die Außenseite der Nordtribüne verglast und Gastronomiebereiche eingerichtet, ein elektronisches Zugangssystem installiert, die Plätze für Behinderte wie die Spielerkabinen umgebaut u. v. m. Die UEFA deklarierte das Stadion anschließend zum Austragungsort für Endspiele der Champions League oder der Europa League. Die letzten größeren Veränderungen betreffen die vier LED-Videowände sowie die Bandenwerbung, die Photovoltaik-Anlage über der Nordtribüne in Form des BVB-Logos, den Fanshop, den Rasen, Rasenheizung und den Außenbereich des Platzes.

2005 wurde aus dem »Westfalenstadion« der Signal Iduna Park. Der Vertrag über die Umbenennung gilt bis 2021. Ein Schritt, über den die Dortmunder Fans geteilter Meinung sind, denn die finanzielle Sicherheit wurde mit einem Traditionsbruch erkaufte.

Das Stadion wird außer als Fußballspielort auch für ganz andere Veranstaltungen genutzt. Dazu zählen die jährlichen Bezirkskongresse der Zeugen Jehovas ebenso wie Boxveranstaltungen und Musikkonzerte oder die Begrüßung der Erstsemester der Technischen Universität.

www.signal-iduna-park.de

Essen | Zeche Zollverein

Im Jahr 1851, als die Zeche Zollverein offiziell den Betrieb aufnahm, wurden mit 256 Bergleuten 13.000 t Kohle gefördert. Bis 1890 hatte sich die Belegschaft verzehnfacht, und die Fördermenge war auf das Fünfundsiebzigfache angestiegen. Die großen Kohlevorräte an der Ruhr als der Energieträger der Zukunft. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wuchs Zollverein auf vier selbstständige Schachtanlagen mit insgesamt zehn Schächten. Sie wurden 1932 durch eine hochmoderne Zentralschachtanlage ersetzt. Nun wurde an einem Tag gefördert, wozu man 1851 ein ganzes Jahr gebraucht hatte. 1961 wurde die Zentralkokerei in Betrieb genommen. In den 70er Jahren wurden hier täglich 10.000 t Kohle zu 8.600 t Koks verarbeitet. Die dabei entstehenden Gase wurden zu Ammoniak, Rohbenzol und Teer weiterverarbeitet. In Spitzenzeiten hatte die Kokerei 1.000 Mitarbeiter.

Das Ende des Kohle- und Stahlzeitalters machte freilich auch vor Zollverein nicht Halt. Trotz aller Rationalisierungsbemühungen musste die größte

Zeche des Ruhrgebiets 1986 den Bergbaubetrieb einstellen. 1993 folgte die Kokerei.

Damit stellte sich die Frage nach einer neuen Nutzung. Vielerorts mussten ausgediente Industrieanlagen Gewerbegebieten oder Wohnsiedlungen weichen. Auch für Zollverein hatte die Ruhrkohle AG einen Abrissantrag gestellt. Aber die Bestrebungen zum Erhalt der Anlagen mit seiner herausragenden Architektur und seiner wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Bedeutung waren stärker. Die Hallen wurden denkmalgerecht saniert, erste neue Mieter zogen ein. Dies waren vor allem Künstler und Kreative. Kulturveranstaltungen und ein Denkmalpfad lockten Besucher. Mit der Aufnahme in die Welterbe-Liste der UNESCO wurde 2001 der Strukturwandel besiegelt. Ein Museum thematisiert als Dauerausstellung Geschichte, Gedächtnis und Gegenwart des Ruhrgebiets. Mit dem SANAA-Gebäude, Standort der Folkwang Universität der Künste, ist nach 50 Jahren ein erster Neubau auf dem Gelände entstanden. Eine »Designstadt« bietet Büros und Ateliers für Gründer. Ein Park nimmt als Naherholungsgebiet Gestalt an und bietet auf ehemaligen Halden Platz für seltene Flora und Fauna. transformation in progress.

www.zollverein.de

Gelsenkirchen | Wissenschaftspark

Wo heute der Wissenschaftspark Gelsenkirchen steht, standen einst das Gusstahlwerk Gelsenkirchen und ein Schacht der Zeche Rheinelbe.

Die Zeche Rheinelbe, auf der 1861 der Förderbetrieb begonnen hatte und die ab 1877 eine der Stammzechen der Gelsenkirchener Bergwerks AG war, wurde bereits 1931 geschlossen.

Aus einer Eisengießerei entstand 1874 das Gußstahlwerk Munscheid & Co., das im Ersten Weltkrieg den Namen Gelsenkirchener Gußstahl- und Eisenwerke AG erhielt. 1926 wurde daraus die Rheinisch Westfälische Stahl- und Walzwerke AG, 1930 die Ruhrstahl AG. 1945 wurde das Werk nach erheblichen Bombenangriffen stillgelegt, konnte aber schon bereits 1946 die Produktion wieder aufnehmen. 1957 übernahm der Rheinstahl-Konzern das Werk, 1973/74 Thyssen. 1982 beschloss der Aufsichtsrat die Verlagerung des Werks nach Hattingen. Zwei Jahre später wurde die Produktion in Gelsenkirchen endgültig eingestellt. 1985 wurden die Fabrikanlagen bis auf das Verwaltungsgebäude abgerissen.

Der 1995 eröffnete Wissenschaftspark ist ein Symbol für den Strukturwandel der Region – vom Stahlwerk zur Denkfabrik. Hier haben sich Unternehmen und Forschungseinrichtungen insbesondere aus den Bereichen Energietechnologie, Informations- und Kommunikationstechnologie sowie Gesundheitswirtschaft niedergelassen, außerdem einige städtische Dienststellen sowie das Arbeitsgericht.

Mit einem der größten auf einem Dach errichteten Solarstromkraftwerke zeigte der Wissenschaftspark weltweit erstmalig, dass die Gewinnung von Solarstrom auch in Ballungsräumen und in unseren Breitengraden ohne große Flächenvernichtung sinnvoll ist.

Mit über 500 Veranstaltungen jährlich ist das Technologie- und Kongresszentrum eine wichtige Informationsdrehscheibe in der Metropole Ruhr. In der 300 Meter langen Glasmagistrale finden Ausstellungen, kleinere Messen und Empfänge statt. Jeden Abend taucht die Lichtinstallation von Dan Flavin die »Seeseite« des Wissenschaftsparks in ein blau-grünes Licht.

www.wipage.de

Hattingen | Evangelische Kirche Winz-Baak

Die evangelische Kirche Winz-Baak wurde 1962 auf dem Grundriss eines Oktogons gebaut. Ursprünglich stand der Altar erhöht am Kopfende des Raums, die Sitzbänke standen in Reihen angeordnet hintereinander und richteten sich auf den Altar aus.

Nach 40 Jahren entstand in der Gemeinde der Wunsch, Taufe, Predigt und Abendmahl als je für sich stehende Elemente im Gottesdienstablauf durch ein neues Raumkonzept zu verdeutlichen.

Transformation eines Kirchrums: Im Jahr 2002 wurde der Innenraum nach Plänen des Architekturbüros Soan (Warburg) entsprechend neu gestaltet. Dabei wurde der Grundgedanke des Zentralbaus aufgenommen und optimiert: Die Podestfläche am Kopfende des Kirchenbaus wurde entfernt und durch eine flache, einstufige Plattform in der Raummitte ersetzt. Auf diese Weise rückte der Altar in das Zentrum des Kirchenraums. Die Gemeinde versammelt sich auf drei Seiten um ihn.

Das Kreuz und die sieben Leuchter an der Rückwand, in der sich die erhöhte Ebene fortsetzt, lenken den Blick des Kirchenbesuchers auf sich

und bilden einen Rahmen für die liturgische Mitte. An der linken hinteren Seite des Podests steht, um eine weitere Stufe erhöht, das Kanzel-Pult. Der Taufstein steht auf der rechten Seite zwischen zwei der vier Bankblöcken. Helle Baustoffe und reduzierte, geometrische Formen prägen das neue Raumkonzept.

www.kirche-winz-baak.de

Hattingen | Henrichshütte

1855 wurde in dem nach seinem Gründer Graf Henrich zu Stolberg-Wernigerode benannten Hüttenwerk der erste Hochofen angeblasen. Mit einer Tagesleistung von 25 t Roheisen galt er als der leistungsstärkste des damaligen Ruhrgebiets. In der Folgezeit wurde die Henrichshütte eines der traditionsreichsten Hüttenwerke des Ruhrgebietes, bekannt für ihren Edelstahl. 10.000 Menschen produzierten auf dem 70.000 m² großen Areal Koks, Eisen und Stahl, gossen, walzten und schmiedeten das Metall.

Trotz wechselnder Eigentumsverhältnisse (1904-1930 Henschel & Sohn, 1930-1963 Ruhrstahl, 1963-1974 Rheinstahl, ab 1974 Thyssen AG usw.) blieb der Name Henrichshütte bestehen. Einhundertfünfzig Jahre lang sprühten Funken, wenn die Hochöfen das flüssige Eisen ausspuckten.

Im Zuge des allmählichen Niedergangs der Kohle- und Schwerindustrie im Ruhrgebiet wurde die Henrichshütte – gegen erheblichen Widerstand – nach und nach stillgelegt: 1987 Hochofen II und III sowie das Walzwerk, 1993 das Stahlwerk, 2003 die Schmiede.

Der Landschaftsverband Westfalen Lippe übernahm 1989 das Areal des Hüttenwerkes samt Inventar. Vor der Sprengung im Jahr 2005 konnten auch einige Objekte des benachbarten Stahlwerks gerettet werden. Der Hochofen II wurde nach China verkauft. Hochofen III ist heute der älteste noch erhaltene Hochofen im Revier und zugleich das größte Ausstellungsstück im Industriemuseum.

Während das Hüttenwerk zu einem Museum ausgebaut wurde, das an einem Originalschauplatz die die Geschichte von Eisen und Stahl lebendig macht, entstand auf der anderen Straßenseite auf dem Gelände des Stahlwerks der sogenannte HenrichPark, ein Baugebiet mit Gewerbe-, Dienstleistungs- und Freizeitsiedlungen. Eine für das Ruhrgebiet regionstypische Transformation.

www.lwl.org > Acht Orte > Hattingen

Herten | Zeche Ewald

Die Geschichte der Zeche Ewald begann 1871. Drei Essener Gewerken, darunter der Namensgeber Ewald Hilger, gründeten das Bergwerk im Hertener Süden. Nach mühsamen Anfängen entwickelte sich die Zeche vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg mit zeitweise über 4.000 Bergleuten zur produktivsten Zeche des Ruhrgebiets.

Im Jahr 2000 wurde die Kohleförderung eingestellt. Große Teile der Zeche wurden abgerissen, doch existieren nach wie vor der Malakow-Turm über Schacht 1, das Stahlkastenstrebengerüst über Schacht 2, das Doppelbock-Fördergerüst am ehemaligen Förderschacht 7 und die Lohnhalle – markante Industriearchitektur aus verschiedenen Epochen. Das Zechengelände mauserte sich zum Gesamtdenkmal.

Schon 2002 entstanden hier die ersten neuen Arbeitsplätze. Mittlerweile steht der »Zukunftsstandort Ewald« für einen modernen und nachhaltigen Strukturwandel. Neben der Ansiedlung verschiedener internationaler Firmen und dem

Wasserstoff-Kompetenzzentrum verbindet die Zeche Ewald auch auf spannende und unterhaltsame Weise Freizeit und Kultur. Die Zeche ist Teil des Landschaftsparks Hoheward, dessen Kern die benachbarte größte Haldenlandschaft Europas ist.

Für die Heizzentrale hat im Jahr 2009 mit dem RevuePalast Ruhr eine neue Zeit begonnen: Eine internationale Show zeigt dort allabendlich Travestie der Extraklasse. Aus der Untertagegar des RevuePalasts wird sechs bis acht Mal im Jahr die ARD-Fußballshow »Sportschau-Club« übertragen.

2011 hat sich eine Gruppe aus Bochumer, Hertener und Gelsenkirchener Unternehmen aus den Bereichen Beratung, Gastronomie, Marketing, Medien, Sport und Unterhaltung zusammengefunden. Gemeinsam mit dem Regionalverband Ruhr, der Stadt Herten, dem Tourismusbüro, dem RevuePalast und vielen Anderen wollen sie den Akteuren auf dem Gelände helfen, die Vergangenheit zur interessanten Zukunft umzugestalten.

www.zeche-ewald-entwicklung.de



Anregungen gewinnen.

Achtundzwanzig Mal Zukunft – Themen der Workshops

Von Dr. Johannes Goldenstein und Pastor Jürgen Schilling, Projektbüro
Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Waschkaue oder Wissenschaftspark, Rundeindicker oder Kompressorenhalle, Kokskohlebunker oder Untertagebar: Die Workshops des Zukunftsförums fanden an Orten statt, an denen Transformation anschaulich wird. Weil sie für den gewaltigen Umwandlungsprozess stehen, den das Ruhrgebiet erlebt hat – von einer Agrarlandschaft in die größte Montanregion Europas und dann in einen modernen Wirtschafts- und Dienstleistungsraum. Oder weil sie auf andere Weise von den vielfältigen Transformationsprozessen zeugen, denen Menschen und Institutionen sich immer wieder stellen. Besondere Orte als Inspiration für neue Ideen und zukunftsweisendes Denken.

Die folgende Übersicht gibt Auskunft über die angebotenen Workshops.

Workshop 1.1

Die Mittlere Ebene – eine wesentliche Gestalt der evangelischen Kirche. Praktisch-theologische Beobachtungen

Prof. Dr. Jan Hermelink, Praktische Theologie, Universität Göttingen

Ulrike Laakmann, Dekanin, Evangelischer Kirchenkreis Witzenhausen

Dekanat, Kirchenkreis, Propstei oder Synodalbezirk – der historischen Vielfalt der Bezeichnungen entspricht seit jeher eine Vielfalt von Aufgaben und Funktionszuschreibungen. Zugleich hat das Gewicht der Mittleren Ebene in den letzten Jahren stetig zugenommen, sowohl innerkirchlich-organisatorisch als auch in der öffentlichen Wahrnehmung. Inzwischen versuchen viele Leitbilder, diese Transformation auch theologisch zu formulieren. Diese Impulse sollen aufgenommen und gemeinsam weitergeführt werden, um die Mittlere Ebene zu begreifen als eine kirchliche Sozialgestalt eigenen Rechts und eigener theologischer Würde.

Moderation: Dr. Georg Raatz, Oberkirchenrat, Amt der VELKD, Hannover

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Halle 6

Workshop 1.2

»Die Wüste wird blühen«. Von der Attraktivität verlassener Räume

Manuel Slupina, Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin

Robert Parr und Damaris Schröder, CVJM im Kirchenkreis Oderland-Spree, Seelow

Heinz Frey, Dienstleistung und Ortsnahe Rundumversorgung / DORV-Zentrum GmbH, Jülich

Die Bevölkerungsdichte sinkt, die Infrastruktur dünnt aus, junge Menschen wandern ab: Viele ländliche Regionen stehen vor der Wahl, sich ihrem Schicksal zu ergeben – oder angesichts des demographischen Wandels mit innovativen Ideen zu Pionieren zu werden. Erfahrungen zeigen, dass gerade in »abgeschriebenen« Regionen innovative Aufbrüche möglich werden. Welche Voraussetzungen sind dafür nötig und welche Faktoren hinderlich? Was macht periphere Räume attraktiv? Und welche Aufgabe kommt dabei evangelischer Kirche zu?

Der Workshop stellt konkrete Handlungsvorschläge für eine Zukunft des ländlichen Raumes zur Diskussion. Es ist Zeit für neue Ideen auf dem Land.

Moderation: Jan von Campenhausen, Stellvertretender Direktor, Evangelische Wittenbergstiftung, Wittenberg

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Halle 5

Workshop 2.1

In Funktionen denken, nicht in Strukturen! Was Kirche von Raumplanern lernen kann

Prof. Dr. Claudia Neu, Allgemeine Soziologie, Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach

Studierende der Hochschule Niederrhein

Rückbau, Stellenstreichung, weniger Angebote in größeren Regionen: mit immer derselben Logik erfolgt die »Anpassung« an die Herausforderungen des demographischen Wandels. Das führt letztlich immer zu einem Weniger und in der Folge zu einer idealisierenden Erinnerung an die »Fleischtöpfe Ägyptens« sowie zu einem vergleichenden, mangelorientierten Blick auf die Gegenwart. Lassen sich Strukturentscheidungen anders ausrichten?

Aus der Raumplanung kommt der Ruf: »Nicht (mehr) in Strukturen denken, sondern den Umbau an jenen gesellschaftlichen Funktionen ausrichten, die vor Ort geleistet werden sollen!«

Moderation: Dr. Thomas Schlegel, Kirchenrat, Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Erfurt

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Halle 12, Foyer (OG)

Workshop 2.2

»Guck mal, der Sup fährt Porsche!« – Stil & Profil im Amt

Werner Tiki Küstenmacher, Pfarrer und freiberuflicher Autor, Gröbenzell

Im Medienzeitalter sind bei leitenden Amtsträgern unscheinbare Kleinigkeiten oft wichtiger als Inhalte. Wer Superintendent/in oder Kreissynodenvorsitzende/r ist, kommt nicht darum herum, über den eigenen Auftritt nachzudenken.

Noch gibt es keinen Knigge für das geistliche Leitungsamt. Überlegen Sie zusammen mit Werner Tiki Küstenmacher, dem Pfarrer und Autor praktischer Lebensratgeber (Simplify Your Life, JesusLuxus), worauf es im Alltag einer kirchlichen Führungskraft ankommt.

Moderation: Christoph Ernst, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Halle 2, Umformerhalle

Workshop 3.1

Alternativen zur Fusion von Kirchengemeinden. Werkstattberichte zu Strukturreformen

Dr. Michael Ahme, Oberkirchenrat, Landeskirchenamt der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, Kiel

Matthias Puppe, Superintendent, Kirchenkreis Wittstock-Ruppin

Stephan Wichert-von Holten, Propst, Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg

Wie klein darf eine Kirchengemeinde sein, ohne dass sie ihre Selbstständigkeit aufgeben muss? Welche Alternativen zur Fusion von Kirchengemeinden gibt es? Welche Möglichkeiten der Identitätswahrung bestehen in größeren Zusammenschlüssen?

Erfahrungen aus dem brandenburgischen Kirchenkreis Wittstock-Ruppin, dem Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg sowie dem Zusammengehen der drei norddeutschen Landeskirchen stehen exemplarisch als Modelle für Zusammenschlüsse zwischen Fusion und Selbstständigkeit.

Moderation: Inken Richter-Rethwisch, Oberkirchenrätin, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Halle 2, Schaltherhalle

Workshop 3.2

Jetzt wird's bunt! Gendersensibel führen und leiten in einer heterogener werdenden Arbeitswelt

Dr. Simone Mantei, Studienzentrum für Genderfragen in Kirche und Theologie der EKD, Hannover

Stefan Becker, Geschäftsführer, berufundfamilie gGmbH, Frankfurt am Main

Ulrike Trautwein, Generalsuperintendentin, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Prof. Dr. Gerhard Wegner, Direktor, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover

Die kirchliche Mitarbeiterschaft wird zunehmend bunt und vielfältig. Frauen wie Männer leben heute in einer Vielzahl von Familienformen, verfolgen individuelle Lebensentwürfe, erfahren in unterschiedlichen Lebensphasen persönliche Umbrüche und bringen die daraus resultierenden Bedürfnisse in den Arbeitsalltag ein. Sie erwarten, dass sich die beruflichen Anforderungen mit ihrem Familien- und Privatleben vereinbaren lassen und sie ihre persönlichen Potenziale einbringen können. Führungskräfte stellt die oft spannungsreiche Heterogenität vor neue Herausforderungen.

Der Workshop geht der Frage nach, mit welchen Strategien, Instrumenten und Maßnahmen darauf sinnvoll reagiert werden kann.

Moderation: Dr. Kristin Bergmann, Oberkirchenrätin, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Halle 12, Saal 1 (EG)

Workshop 4.1

»Survival of the fittest« – Was die Theologie von der Evolutionsbiologie lernen kann

Prof. Dr. Thomas Junker, Geschichte der Biowissenschaften, Universität Tübingen

Bisweilen wirken Kirche und Theologie wie vom Aussterben bedroht. In der Geschichte der Erde ereilte dieses Schicksal ganze Tiergruppen wie die Dinosaurier und viele biologische Arten. Anderen Organismen gelang es, auch schwierige Bedingungen zu meistern und erfolgreiche Überlebensstrategien zu entwickeln. Viele der Faktoren, die über das Aussterben und das Überleben von Arten entscheiden, wurden von der Evolutionsbiologie identifiziert.

Inwieweit lassen sich diese Erkenntnisse auf aktuelle Probleme von Kirche und Theologie übertragen? Unterliegen diese Systeme Gesetzmäßigkeiten, wie wir sie aus der Evolution der Organismen kennen? Ist dies der Fall, dann könnte es erfolgversprechend sein, sich bei der Suche nach Lösungen an den biologisch bewährten Strategien zu orientieren. Oder wird man zu dem Schluss kommen, dass Überlebens- und Anpassungsfähigkeit nicht alles ist?

Moderation: Dr. Karl-Heinrich Melzer, Propst, Evangelisch-Lutherischer Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Ruhrmuseum, Rundeindicker

Workshop 4.2

»Wir können nicht dauernd den Tisch decken, wenn niemand zum Essen kommt!« – Prioritäten und Posterioritäten erkennen

Dr. Paul Gerhardt Hanselmann, Diplom-Pädagoge, Organisationsberater, Qualitäts-Auditor, Führungsakademie für Kirche und Diakonie, Berlin

Dr. Lars Charbonnier, Pastor und Dozent, Führungsakademie für Kirche und Diakonie, Berlin

Was alles zu tun ist, wissen wir. Was wir lassen sollen, weniger. Schwerpunktsetzungen und das Feststellen von Posterioritäten sind angesichts der wachsenden Fülle der Aufgaben unumgänglich, doch Um- und Durchsetzung fallen schwer. Zumal unser »Kerngeschäft« von Relevanzverlust bedroht ist.

Der Workshop sucht zwei Ansätze miteinander zu verbinden: Während wirtschaftswissenschaftlich das strategische Management als entscheidender Hebel ausgemacht wird, geht es psychologisch u.a. um die Überwindung von Verlustängsten.

Moderation: Birgit Sandler-Koschel, Oberkirchenrätin, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Essen, Zeche Zollverein, Ruhrmuseum, Kokskohlebunker

Workshop 5.1

Was kann die »mittlere Ebene«? Praktisch-theologische Perspektiven

Dr. Dr. h.c. Markus Dröge, Bischof, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Praktische Theologie, Universität Bonn

Die »mittlere Ebene« gewinnt seit Jahren an Bedeutung. Zu Recht, denn auf Kirchenkreisebene werden die Visionen konkret und müssen sich am Machbaren bewähren. Im Kirchenkreis ist das

wichtige Kleine ebenso abgebildet wie der weite Horizont der Kirche. Schwerpunktsetzungen erfolgen abgestimmt, innovative Projekte können direkt gefördert werden. Doch der gewachsenen Bedeutung der mittleren Ebene entsprechen noch nicht allerorts die rechtlichen, finanziellen und strukturellen Rahmenbedingungen.

In diesem Workshop werden im Dialog zwischen Praxis und die Praxis begleitender Wissenschaft praktisch-theologische Perspektiven aufgezeigt sowie erprobte Konzepte vorgestellt. Dabei geht es um die Logiken, mit denen sich die mittlere Ebene darstellt und ggf. von denen auf der oberen und der Gemeindeebene unterscheidet. Das eröffnet die Suche nach Antworten auf die Frage, was die mittlere Ebene im Zusammenwirken mit den beiden anderen Ebenen jetzt konkret braucht.

Moderation: Dr. Ralph Charbonnier, Superintendent, Kirchenkreis Burgdorf

Ort: Hattingen, Henrichshütte, Übergabestation

Workshop 5.2

Die unsichtbare Sichtbarkeit der Macht. Von der Möglichkeit, mit Gremien dennoch transparent zu steuern

Bodo Löttgen, Generalsekretär der CDU Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Prof. Dr. Wolfgang Scholl, Sozial- und Organisationspsychologie, Humboldt-Universität Berlin

Peter Burkowski, Pfarrer, Vorstand, Führungsakademie für Kirche und Diakonie, Berlin

Dr. Kerstin Söderblom, Pfarrerin und Studienleiterin, Evangelisches Studienwerk Villigst, Schwerte

Keine Sachfrage und kein Kommunikationszusammenhang, in dem es nicht auch um Macht geht. Auch in der Kirche. Ein Akteur X, gestützt auf Ressourcen R, übt mit einer Handlung H offen sichtbar oder verdeckt Macht aus – auf einen Akteur Y, um Z zu erreichen, im Kontext K. Diese Wirkzusammenhänge gilt es taktisch zu durchschauen:

Wie verhalten sich potentielle und realisierte, formelle und informelle, personale und strukturelle Macht zueinander?

Wie ist mit der Spannung zwischen der gremientypischen Anonymität und der Hinterbühne, auf der die Strippen gezogen werden, umzugehen? Wo liegen die wirklichen Schmerzpunkte, und wie lassen sie sich wirkungsvoll behandeln?

Moderation: Joachim Deterding, Superintendent, Kirchenkreis Oberhausen

Ort: Hattingen, Evangelische Kirchengemeinde Winz-Baak

Workshop 6.1

Querschnitts-Visitation – Neue Möglichkeiten mit dem ältesten Instrument kirchlicher Qualitätssicherung

Regina von Diemer, Industrielle Psychologie, Institut für persönliche Qualität, Königstein

Gudrun Mawick, Arbeitsstelle für Kirchenmusik der Evangelischen Kirche von Westfalen, Schwerte

Andreas Lange, Superintendent der Lutherischen Klasse der Lippischen Landeskirche, Lemgo

Dr. Folkert Fendler, Leiter, Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst, Hildesheim

Visitation als Instrument der Qualitätssicherung ist für die Weiterentwicklung kirchlicher Arbeit unverzichtbar. Seit einigen Jahren gibt es dabei eine vielversprechende Alternative zur üblichen Praxis der Visitation von einzelnen Kirchengemeinden, Bezirken oder Einrichtungen: Nicht eine Gemeinde steht im Mittelpunkt, sondern ein Praxisfeld innerhalb des Kirchenkreises. Der thematisch fokussierte Blick auf die Praxis von Gottesdienst, Taufe oder die kirchenmusikalische Arbeit regt an zum Voneinander-Lernen und Miteinander-Entwickeln.

Der Workshop vermittelt Erfahrungen mit solchen Querschnitts-Visitationen und stellt sie in Beziehung zum Audit-Wesen nichtkirchlicher Organisationen bzw. Unternehmen.

Moderation: Dr. Folkert Fendler, Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst, Hildesheim

Ort: Bochum, Jüdische Gemeinde, Großer Saal

Workshop 6.2

Nachbarschaft? Aber klar! – Die Zukunft ist multireligiös

Prof. Dr. Alexander-Kenneth Nagel, Sozialwissenschaftliche Religionsforschung, Universität Bochum

Friedrich Stiller, Pfarrer für Gesellschaftliche Verantwortung und Islambeauftragter im Stadtkirchenverband Dortmund-Lünen

Religiöse und kulturelle Vielfalt prägt unsere Gesellschaft, und das schon lange nicht mehr nur in Herne oder Berlin, sondern auch im Hunsrück. Der Dialog und die Fähigkeit dazu werden immer wichtiger. Welche religiösen Grundkompetenzen braucht es im Kirchenkreis, um mit religiöser Vielfalt umzugehen? Wie muss der Dialog zwischen den Religionen gestaltet werden, wenn die traditionellen Mehr- und Minderheitsverhältnisse nicht mehr gelten? Wo liegen die zivilgesellschaftlichen Potenziale religiöser Vergemeinschaftung? Wie viel Klarheit braucht es trotz einer fundamentalliberalen Grundhaltung?

Moderation: Dr. Beate Sträter, Fachberaterin für Islamfragen und die Begegnung mit Muslimen, Schulreferat des Kirchenkreises Bad Godesberg-Voreifel, Bonn

Ort: Bochum, rewirpowerSTADION, Presseraum

Workshop 7.1

Zwischen Unter- und Überforderung: Haupt- und Ehrenamt in leitender Verantwortung

Ana-Maria Stuth, Geschäftsführerin, Akademie für Ehrenamtlichkeit Deutschland, Berlin

Dr. Henning von Vieregge, Publizist und Verbändecoach, Mainz

In den vergangenen Jahren hat sich ein neuer Typus von Ehrenamtlichkeit entwickelt. Viele Menschen sehen das freiwillige Engagement als Chance für die eigene Persönlichkeitsentwicklung: ehrenamtlich Engagierte wollen ihre Interessen einbringen, sich fortbilden, Kompetenzen entwickeln und Erfahrungen machen, die ihnen auch in anderen Lebensbereichen zu Gute kommen. Die landeskirchlichen Dienste haben das Thema Ehrenamt mit zahlreichen Fort- und Weiterbildungsangeboten seit Jahren so intensiviert,

dass sowohl die Problemfelder als auch die Antworten gut bekannt sind: von der Frage nach tatsächlicher Kompetenzzuschreibung bis zu Tipps für eine effektive Sitzungsleitung. Der Problemdruck ist dennoch gleichbleibend hoch: Was bedeutet der Wandel des Verständnisses vom Ehrenamt für das leitende Handeln im Kirchenkreis? Wie muss sich Kirche aufstellen, wenn sie die Entfaltung des neuen Ehrenamts ermöglichen und fruchtbringend nutzen will? Welche Kirche werden wir angesichts des Wandels im Berufs- und Amtsverständnis in Zukunft sein?

Moderation: Dirk Wessel, Dekan, Dekanat Nürnberg-West

Ort: Gelsenkirchen, Wissenschaftspark, Konferenzraum 1 (1. OG)

Workshop 7.2

Die Zukunft der Kirche und die neue Lizenz zur religiösen Selbstbestimmung

Prof. Dr. Rainer Bucher, Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie, Universität Graz (Österreich)

Der seit Jahrzehnten voranschreitende kirchliche Bindungs- und Partizipationsverlust ist nüchtern besehen möglicherweise nichts anders als die Rückkehr zur Normalität vorneuzeitlicher Phasen der Kirchengeschichte. Neu aber und folgenreich ist seine Ursache: die Umstellung der Vergesellschaftungsform des Religiösen in unserer Gesellschaft. Für den Menschen des 21. Jahrhunderts sind religiöse Partizipation und religiöse Praktiken in die Freiheit der Selbstbestimmung gegeben. An Stelle normativer Integration tritt situative, temporäre und erlebnisorientierte Partizipation von Kirche.

Was bedeutet die Abhängigkeit von den wankelmütigen und unkontrollierbaren Partizipationsmotiven der eigenen Mitglieder für das Selbstverständnis der Kirche? Welche Illusionen verbergen sich in unseren Visionen? Worin besteht das Verlässliche?

Moderation: Kerstin Kipp, Referentin, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Gelsenkirchen, Wissenschaftspark, Konferenzraum 2 (2. OG)

Workshop 8.1

Transformation im Pfarrberuf

Andreas Bauer, Geyer & Bauer Marketingberatung, Burgdorf

Dr. Christoph Vogel, Oberkonsistorialrat, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Hanna Wirth, Dekanin, Evangelisch-Lutherisches Dekanat Rosenheim

Das Impulspapier »Kirche der Freiheit« (2006) sprach davon, dass bis zum Jahr 2030 das Verhältnis zwischen den ins Ehrenamt Ordinierten, Prädikantinnen und Prädikanten und dem Amt der hauptberuflichen Pfarrerinnen und Pfarrer eindeutig und überzeugend gestaltet sei. Zugleich wurde der Pfarrberuf als »Schlüsselberuf der evangelischen Kirche« ausgewiesen. Der Weg zur Einlösung dieser Zielvorgabe scheint anspruchsvoll. Die in manchen Gliedkirchen eingeführten Flexibilisierungen weisen auf ein bleibend ambivalentes Verhältnis von Haupt- und Ehrenamt. Dass neuerdings auch Nichttheologen Sakramente austeilen und professionelle Kernfunktionen übernehmen, führt zu Unsicherheiten im Amtsverständnis.

Wie viel soll uns die Ordination in Zukunft wert sein und an welche Voraussetzungen wollen wir sie knüpfen? Ist der Pfarrdienst eine hochprofessionelle Tätigkeit oder kann man auch auf kurzem Wege an seinem Glanz und Status Anteil bekommen? Bedeutet die neue Wiederentdeckung des Gedankens des Priestertums aller Getauften das Ende der Pfarrerkirche?

Moderation: Kathrin Oxen, Leiterin, Zentrum für evangelische Predigtkultur, Wittenberg

Ort: Bochum, rewirpowerSTADION, VIP-Bereich

Workshop 8.2

»Fresh expressions of church« – auch in meinem Kirchenkreis?

Dirk Stelter, Ökumenebeauftragter im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Philipp Elhaus, Leitender Referent Missionarische Dienste im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Bärbel Schäfer, Dekanin, Evangelischer Kirchenbezirk Markgräflerland, Lörrach

»Fresh expressions of church«: Kirchliche Formen, die in besonderer Weise situativ, kontextuell oder zielgruppenbezogen, sind, haben Zukunft. Sie setzen für eine Teilnahme nicht die Anpassung an ein bestehendes kirchliches Format voraus – »herzlich willkommen, vorausgesetzt ihr werdet wie wir« – sondern gewinnen Gestalt entsprechend der Lebenswelt der in ihnen Aktiven. Wo das parochiale System an Grenzen kommt, bieten sie neue Möglichkeiten für kirchliche Präsenz, Profilierung und Vernetzung. Sie machen Kirche attraktiv auch für Menschen, die ihr bisher distanziert gegen überstehen.

Wohin führt dieser Weg zwischen der Beheimatung in Ortsgemeinden, der individuellen Freiheit in der Gestaltung der Kontakte und neuen, vielfältigen Formen von Kirche? Wie können – im Sinne einer »mixed economy« – sowohl bewährte Formen von Kirche als auch innovative Ansätze als legitime und bereichernde Vielfalt wahrgenommen? Welche Chancen bietet ein ökumenisches Vorgehen? Information und Praxisbeispiele bieten einen Einblick in ein spannendes Feld experimenteller Ekklesiologie auf der Suche nach kirchlichen Gestaltungsformen für die Zukunft. www.kirchehochzwei.de.

Moderation: Dr. Erhard Berneburg, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Bochum, Jüdische Gemeinde, Saal

Workshop 9.1

Partizipatorisch, prophetisch und visionär: Geistliche Leitung auf der Mittleren Ebene

Dr. Peter Böhlemann, Leiter, Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Villigst

Die Aufgaben, die der mittleren Ebene und ihren Akteuren in den letzten Jahren zugewachsen sind, betreffen neben der Steuerung und Gestaltung von Prozessen vermehrt auch den Umgang mit Verlusterfahrungen und die Bewältigung von Rückbau und Krisen. Oft bleiben dabei Zeit und Raum für »das Eigentliche« (nicht nur gefühlt) auf

der Strecke. Zu den Hoffnungsbegriffen gehört in dieser emotionalen Gemengelage der Wunsch nach »geistlicher Leitung« als Ausdruck einer Sehnsucht nach mehr Tiefe und größerer Gewissheit beim eigenen Handeln. Aber wie können geistliche Leitung und persönlicher Leitungsstil auf der Mittleren Ebene konstruktiv Gestalt gewinnen?

Dieser Workshop führt in die Theorie Geistlicher Leitung von Peter Böhlemann und Michael Herbst ein und eröffnet Perspektiven für eine theologisch begründete, Richtung weisende und Gemeinde stärkende Form kirchlichen Leitungshandelns.

Moderation: Dr. Martin Hauger, Kirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Dortmund, Kokerei Hansa, Waschkaue

Workshop 9.2

Religiöse Sozialisation – Empirische Erkenntnisse aus der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung und daraus folgende strategische Perspektiven

Prof. Dr. Gert Pickel, Religions- und Kirchensoziologie, Universität Leipzig

Dr. Stefanie Schardien, Pfarrerin, Amt für Gemeindedienst der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Nürnberg

Die Verbundenheit evangelischer Kirchenmitglieder zu ihrer Kirche sinkt kontinuierlich. Die V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung macht als einen Grund hierfür die kontinuierlich abnehmende religiöse Sozialisation aus. Wer angibt, religiös erzogen worden zu sein, weist in höherem Alter dreifach höhere Werte in allen auf religiöse Haltungen abzielenden Fragen auf. Dagegen führen fehlende religiöse Erfahrungen offenbar dazu, dass vielen (gerade jüngeren) Menschen ein Leben ohne Religion als selbstverständlich erscheint.

Welche inhaltlichen Schwerpunktsetzungen und welche strategischen Entscheidungen sind nötig im Blick auf die extrem hohe Relevanz, die der religiösen Erziehung von Kindern in ihren Elternhäusern hinsichtlich ihrer späteren religiösen Bindung zukommt?

Moderation: Dr. Konrad Merzyn, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Dortmund, Kokerei Hansa, Kompressorenhalle

Workshop 10.1

**Von wegen verwalten ... – steuern!
Kirchliche Verwaltung auf dem Weg von Government zu Governance**

Anette Muhr-Nelson, Superintendentin, Kirchenkreis Unna

Michael Pelzer, Bürgermeister der Gemeinde Weyarn

Kirchliche Verwaltungen haben sich in den letzten Jahren erkennbar weiterentwickelt. Es geht darum, nicht mehr wie eine Behörde zu agieren, sondern Dienstleister zu sein. Nicht mehr (nur) verwalten, sondern (auch inhaltlich) steuern.

Was bedeutet es für einen Kirchenkreis, auf dem Gebiet der Verwaltung als Steuerungsebene zu fungieren? Welche Einsichten aus nichtkirchlichen Reformprozessen führen weiter? Wie gelingt eine Priorisierung der Aufgaben kirchlicher Administration, die vom Kriterium der Nähe oder Distanz zum Kernauftrag der Kirche her entwickelt ist?

Moderation: Thomas Begrich, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Bochum, Historischer Wassersaal Stiepel

Workshop 10.2

Gesundheitssorge statt Erschöpfungsstolz – Salutogenese im Kirchenkreis

Dr. Nicola Wendebourg, Oberlandeskirchenrätin, Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers

Tomas Borm, Leiter »Gesundheit und Sicherheit«, Volkswagen AG, Wolfsburg

Das Arbeiten in Kirchengemeinden und Kirchenkreis ist komplexer geworden. Die Aufgabenfülle nimmt zu, Prozesse verdichten sich. Zwar geben Handy und Laptop neue Freiheiten, sie erschweren aber bspw. eine klare Trennung zwischen Privatleben und Beruf. Der Krankenstand ist dafür ein Indikator. Das leitende Amt trägt die Verantwortung.

Welche Möglichkeiten bestehen, um die Mitarbeitenden im Kirchenkreis zu stützen und ggf. zu schützen? Welche Rahmenbedingungen sind nötig, damit eine hohe Berufszufriedenheit möglich wird? Welches Gewicht verdient die Stärkung der theologischen und geistlichen Ressourcen?

Der Workshop soll zunächst einen Blick eröffnen auf Work-Life-Balance-Maßnahmen wie Teilzeit, unbezahlte Freistellung, altersdifferenzierte Arbeitssysteme, Springerstellen, Sabbatical etc. eines nichtkirchlichen Unternehmens. Damit verbunden ist die Frage nach der Unternehmenskultur als der entscheidenden Frage hinter allen Instrumenten. Der Blick in die kirchliche Praxis einer großen Landeskirche zeigt, was in der Kirche möglich ist und greift die ekklesiologische Frage nach einer Kirche der Freiheit statt der Werkgerechtigkeit auf.

Moderation: Dr. Michael Brinkmann, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD

Ort: Bochum, Zisterzienserkloster Stiepel, Pilgerraum

Workshop 11.1

Die Chancen der »Parallelgesellschaft« – Wie die Kirche neu anschlussfähig werden kann

Prof. Dr. Tobias Faix, Studienprogramm Gesellschaftstransformation, MBS Fachschule für Sozial- und Gemeindepädagogik, Marburg

Jost Stahlschmidt, Pastor, Freie evangelische Gemeinde Koblenz / Internationales Diakonie-Café »Why not« in Hamburg

In absehbarer Zeit wird die Evangelische Kirche in Deutschland eine Minderheitenkirche sein: in Deutschland werden mehr Menschen leben, die keiner christlichen Religion angehören als Menschen mit Bindung an eine der christlichen Kirchen. Mancherorts zeigt sich die kirchliche Präsenz bereits jetzt als eine Art »Parallelgesellschaft«.

Was können wir als Kirche von Bewegungen lernen, die sich ganz bewusst als Minderheit organisieren? Wie lässt sich die Gefahr eines selbstreferentiellen Schulterschlusses verhindern? Welche Kontaktflächen sind nötig, um den Anschluss an gesellschaftliche Diskurse zu halten?

Moderation: Dr. Roger Mielke, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Dortmund, Signal-Iduna-Park, Presseraum

Workshop 11.2

Diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden – Neue Perspektiven für entfremdete Geschwister

Dr. Martin Horstmann, Diakoniewissenschaftler, Studienleiter, Melanchthon-Akademie des Evangelischen Kirchenverbandes Köln und Region

Klaus-Joachim Börnke, Pastor, Stabsstelle Gemeinde- und Gemeinwesendiakonie, Diakonisches Werk Leverkusen

Kooperation lautet der Schlüsselbegriff, sobald die Aufgabe gestellt ist, Kirche und Diakonie in Zukunft besser zueinander zu bringen. Dabei können Erfahrungen aus der Gemeinwesendiakonie genutzt werden. Der gemeinwesendiakonische Ansatz zielt auf eine gemeinsame Gestaltung der Lebensräume vor Ort, durch ein strategisches Zusammenspiel von Kirchengemeinden, funktionalen Diensten, Kirchenkreissozialarbeit, diakonischen Einrichtungen und Werken. Zentraler Aspekt ist die gelingende Zusammenarbeit im Sozialraum von Kirche und Diakonie, von Haupt- und Ehrenamtlichen. Der Workshop stellt Chancen und Grenzen von Kooperationen vor und lotet Kooperationsmöglichkeiten aus.

Moderation: Cornelia Coenen-Marx, Oberkirchenrätin, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Dortmund, Signal-Iduna-Park, Evonik-West 3

Workshop 12.1

Wie groß muss ein Kirchenkreis sein? Was soll er leisten?

Philipp Meyer, Superintendent, Kirchenkreis Hameln-Pyrmont, Hameln

Dr. Joachim Schwind, Geschäftsführer, Niedersächsischer Landkreistag, Hannover (angefragt)

Aufgabe des Kirchenkreises ist es, die Kirchengemeinden und kirchlichen Dienste in seinem Territorium zu unterstützen und zu fördern sowie das Zusammenwirken innerhalb von Regionen

und innerhalb der Landeskirche zu garantieren. Auf der Basis von Erfahrungen aus gut 15 Jahren Fusionsbemühungen ist zu fragen: Welche Größe ist nötig und ab welcher Größe können die Aufgaben nicht angemessen erfüllt werden? Welche Instrumente stehen zur Verfügung, um Leitung in den Kirchenkreisen mit angemessenem Aufwand und bester Wirkung wahrzunehmen? Was sind förderliche Bedingungen für die Fusion von Kirchenkreisen?

Moderation: Dr. Christoph Thiele, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD

Ort: Hattingen, Evangelische Kirchengemeinde Winz-Baak, Kirche

Workshop 12.2

Auf vielen Bühnen unterwegs – und doch extrem authentisch

Dr. Birgit Klostermeier, Superintendentin, Kirchenkreis Berlin-Schöneberg

Juliane Lübke, Jugendreferentin, Kirchenkreis Berlin-Nordost

Ob Leitung der Synode, das Grußwort beim Schützenvereinsfest, der Vortrag vor der Ortsgruppe der Rotarier oder ein kniffliges Personalgespräch – so abwechslungsreich die Anlässe sind, so unterschiedlich sind die Erwartungen an den/die Repräsentanten des Kirchenkreises. Die Aufgaben als Superintendent/in und Kreissynodenvorsitzende/r stellen besondere Anforderungen an das Auftreten als Person.

Ausgehend von einer Analyse eigener Rollenverständnisse und fremder Zuschreibungen eröffnet der Workshop die Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung mit den vielfältigen Erwartungen und ermöglicht einen sowohl kritischen als auch spielerischen Blick auf das eigene Leitungshandeln.

Moderation: Prof. Dr. Hiltrun Keßler, Oberkirchenrätin, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Hattingen, Henrichshütte, Sheddach

Workshop 13.1

Als Mitwirkende Christi handeln – Geistliche Leitung auf der Mittleren Ebene

Dr. Detlef Dieckmann-von Büнау, Rektor, Theologisches Studienseminar der VELKD, Pullach

Die Aufgaben, die der mittleren Ebene und ihren Akteuren in den letzten Jahren zugewachsen sind, betreffen neben vielen Fragen der Steuerung und der Gestaltung von Prozessen immer wieder auch den Umgang mit Verlusterfahrungen und die Bewältigung von Rückbau und Krisen. Oft bleiben dabei Zeit und Raum für »das Eigentliche« (nicht nur gefühlt) auf der Strecke. Zu den Hoffnungsbegriffen gehört in dieser emotionalen Gemengelage der Wunsch nach »geistlicher Leitung« als Ausdruck einer Sehnsucht nach mehr Tiefe und größerer Gewissheit beim eigenen Handeln. Was aber ist »geistliche Leitung«: ein Sich-Bestimmen-Lassen von der Unverfügbarkeit? Machbarkeitskritik im Geiste Jesu? Eine neue Leitungskultur? Wie kann geistliche Leitung auf der Mittleren Ebene Gestalt gewinnen?

Moderation: Hans-Hermann Pompe, Leiter, Zentrum Mission in der Region, Dortmund

Ort: Herten, Zeche Ewald, Revuepalast, UntertageBar

Workshop 13.2

Identität ist machbar! – Wie eine Region sich (er)finden kann

Martin Tönnies, Bereichsleiter Planung, Regionalverband Ruhr, Essen

Christhard Ebert, Theologischer Referent, Zentrum für Mission in der Region, Dortmund

Regionalisierung ist eine der Antworten auf die Herausforderungen der gegenwärtigen Situation in den Kirchenkreisen. Das Arbeiten in Regionen ermöglicht das Aufrechterhalten flächendeckender Versorgung bei gabenorientierter Aufgabenteilung, abgestimmter Schwerpunktsetzung, gegebenenfalls verbunden mit der Erfahrung einer geistlichen Dienstgemeinschaft. Jedoch entsteht die Frage nach einer verbindenden Identität.

Den Workshop sucht nach Antworten: Was macht Identität aus? Was ermöglicht das Entstehen von Identität? Wie verhalten sich neu zu findende regionale Identitätsstifter zur tradierten

Identität von Ortsgemeinden? Welche Instrumente sind geeignet, die Beziehungen innerhalb einer Region zum Vorteil für alle Partner zu gestalten. Und: Was sind intelligente Kirchenkreis-Grenzen?

Moderation: Juliane Kleemann, Zentrum für Mission in der Region, Dortmund

Ort: Herten, Zeche Ewald, Steigerstube

Workshop 14.1

Wie bekomme ich ein effektives Gremium?

Prof. Dr. Hans Lichtsteiner, Verbandsmanagement Institut (VMI), Universität Freiburg/Schweiz

Dr. Viva Katharina Volkmann, Präsidium der 11. Synode der EKD, Verden

Anja Gemmer, Vorsitzende der Dekanatsynode St. Goarshausen, Obertiefenbach

Erfolgsfaktoren für eine effektive Gremienarbeit sind die Orientierung an gemeinsamen Zielen, gute Kommunikation, eine akzeptierte Gruppenstruktur und klare Zuständigkeiten. Auch ein austariertes Verhältnis von Partizipation und Selbstverantwortung, von Personen- und Prozessorientierung sowie eine positive Gruppendynamik garantieren professionelles Arbeiten. Das Wissen darum ist die eine Seite der Medaille. Die andere zeigt die jeweils realistischen Möglichkeiten vor Ort. Doch müssen Anspruch und Wirklichkeit tatsächlich zwei Seiten bleiben?

Der Workshop vermittelt theoretische wie praktische Impulse u.a. für die Besetzung von Gremien, das Klären des professionellen Handlungsrahmens, Fortbildungsmöglichkeiten für Mitglieder, den Umgang mit schwierigen Menschen und die Sicherung der Nachhaltigkeit gremialer Arbeit.

Moderation: Michael Schneider, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD, Hannover

Ort: Bochum, Schauspielhaus, Probesaal (UG)

Workshop 14.2

Neuer Wein braucht keine alten Schläuche – Inszenierungs- und Partizipationsprozesse zwischen Kirche, Stadt und Theater

Mirjam Strunk, Autorin, (Theater-)Regisseurin, Bochum

Prof. Dr. Thomas Klie, Praktische Theologie, Universität Rostock

Dr. Dietrich Sagert, Zentrum für evangelische Predigtkultur, Wittenberg

Sünde und Gnade, Heiliger Geist und Trinität – viele theologische Begriffe, die zur Tradition unseres Glaubens gehören, seien – so ist in großer Regelmäßigkeit in und außerhalb der Kirche zu hören – unseren Zeitgenossen nur noch »schwer vermittelbar«. Ein Vorurteil – oder ein Problem, das Kirche und Theologie unter anderem mit den darstellenden Künsten teilen?

Wie lassen sich klassische, alte Stoffe für heutige Rezipienten übersetzen? Welche Art der Inszenierung braucht es, damit ein Stück auf der Bühne »läuft«? Und was lässt sich davon für eine zeitgemäße theologische Hermeneutik lernen?

Moderation: Dr. Dietrich Sagert, Zentrum für evangelische Predigtkultur, Wittenberg

Ort: Bochum, Schauspielhaus, Malersaal 2 (OG)



»Was kann die mittlere Ebene?«

Von Bischof Dr. Dr. h.c. Markus Dröge, Bischof, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburgschlesische Oberlausitz, Berlin; Workshop 5.1

Als ich Superintendent war, habe ich nur sehr ungern von der »mittleren Ebene« gesprochen. Mir war der Begriff zu sehr an der Hierarchie »oben und unten« ausgerichtet: »mittlere Ebene«, das soll die Ebene sein zwischen »oben« und »unten«, also in der Mitte. »Mittlere Ebene« – das klingt mir zu blutleer. Bei dem Begriff habe ich immer das Gefühl, hier wird nur rein funktional gedacht, nach dem Motto:

»Die Mittlere Ebene ist ja nur eine Verwaltungseinheit. Der Kirchenkreis soll die eine oder andere Absprache und Organisation leisten. Aber mehr bitte auch nicht! Das Leben der Kirche findet in der Gemeinde statt.«

Das, so finde ich, wird dem Wesen eines Kirchenkreises oder auch einer Region nicht gerecht. Ich bin deshalb davon überzeugt, dass vor der Frage »Was kann die mittlere Ebene?« die Frage stehen muss: Was ist die mittlere Ebene? Oder: Was soll sie in einem geistlichen Verständnis von Kirche eigentlich sein? Erlauben Sie mir deshalb erst etwas über das geistliche Verständnis der sogenannten »Mittleren Ebene« zu sagen, bevor ich praktisch werde.

1. Was ist die »Mittlere Ebene«?

Für diese Frage sind mir die zwei Verse aus dem Epheserbrief wichtig geworden, die vor der Dritten Barmer These, der Kirchenthese, stehen:

»Lasst uns ... wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus, von dem aus der ganze Leib zusammengefügt ist.« (Epheser 4, 15 + 16)

Das, was die Kirche zusammenfügt, ist nicht nur etwas irgendwie Verwaltungstechnisches. Es sind vielmehr die Gelenke, die Muskeln, die Sehnen des Leibes Christi. Dass wir in der Vielfalt der Kirche auch eine Einheit sind – das zu organisieren ist eine wichtige geistliche Aufgabe.

Ich habe deshalb von meinem Kirchenkreis immer gesagt: Er ist die »Gemeinschaft der Gemeinden«. Und Gemeinschaft gehört zum Wesen des christlichen Glaubens. Christsein ohne geistliche Gemeinschaft ist kaum zu leben. Gemeinde sein ohne Gemeinschaft über die Gemeinde hinaus auch nicht – wenn wir denn die Kirche Jesu

Christi sein wollen, deren Haupt er selbst ist. Er selbst ist es, der die Gemeinschaft zusammenfügt. Deutlicher als mit den Versen des Epheserbriefes kann die geistliche Bedeutung der sogenannten mittleren Ebene gar nicht ausgedrückt werden. Christus selbst ist es, der die Gemeinschaft organisiert. Und deshalb hat eine »Ebene«, die in besonderer Weise diese Aufgabe hat, eine hohe geistliche Würde.

Und noch etwas Zweites: Wo diese Einsicht ernst genommen wird, wo Christus als Herr anerkannt wird, da gibt es geistlich verstanden kein »oben« und »unten« mehr. Im Sinne der Vierten Barmer These, die von dem *einen* geistlichen Dienst in unterschiedlichen Ämtern spricht, geht es um die Frage, wie alle Ebenen der Kirche sich gemeinsam den aktuellen Herausforderungen stellen. In meiner Kirche, der EKBO, ist deshalb ein neuer Begriff genannt worden, der Begriff der »Mittler-Ebene«. Es geht nicht um oben und unten, (wobei dann eine Ebene dazwischen läge, eben »in der Mitte«), sondern es geht um Vermittlung von Gaben, Erkenntnissen, Ideen, Ressourcen, um Austausch und gegenseitige Stärkung. Und das ist ein zutiefst geistliches Geschehen. Allerdings deckt dieser Begriff zwar Wesentliches, aber nicht alles ab, was die »Mittlere Ebene« zu leisten hat. Sie ist Vermittlerin, ja. Aber nicht nur. Auch eigenständige Aufgaben gehören zu ihrem Auftrag.

Die Funktionen der Mittleren Ebene werden in der Gegenwart immer wichtiger, denn wir leben in einer Zeit, in der an vielen kirchlichen Orten und Bereichen die Ressourcen knapper werden, besonders in strukturschwachen Gebieten. Wir erproben z. B. in meiner Kirche, der EKBO, neue regionale Kooperationsformen (wie im Kirchenkreis Wittstock-Ruppin) und neue Rechtsformen (wie mit dem Gesamtkirchengemeindegesezt), damit dort, wo die Gemeinden so klein werden, dass sie nicht mehr in der Lage sind, aus eigenen Ressourcen das gemeindliche Leben zu gestalten und handlungsfähige Leitungsstrukturen aufrechtzuerhalten, dennoch kirchliches Leben erhalten bleibt. Dazu aber muss die übergemeindliche Gemeinschaft, z.B. einer Region oder eines Kirchenkreises, stärker als bisher betont werden, und die entsprechenden übergemeindlichen Gremien, wie etwa die Kreissynoden, müssen als geistliche Entscheidungsebenen ernst genommen werden. Die Gottesdienste (möglichst als Abend-

mahlgottesdienste gefeiert), mit denen unsere Synoden eröffnet werden, sind Ausdruck dieser geistlichen Gemeinschaft. Es sollte aber auch darüber hinaus kreiskirchlich gestaltete Gottesdienste geben, zum Beispiel Taufgottesdienste oder Gottesdienste anlässlich eines öffentlichen Ereignisses oder anlässlich der Einladung der Mitarbeitenden zu einem Dankeschön-Abend. Im Gottesdienst wird die geistliche Gemeinschaft sichtbar und erfahrbar.

Was also ist die Mittlere Ebene? Sie ist viel mehr als nur eine Verwaltungseinheit. Sie hat – mit dem Epheserbrief gesprochen – vom Herrn der Kirche den Auftrag, die geistliche Einheit in Vielfalt zu gestalten. Und in unserer evangelischen Kirche, die vom Priestertum aller Glaubenden geprägt ist, spielt die synodale Gemeinschaft dabei eine wichtige Rolle: Sie ist die Struktur, in der die Einheit gelebt werden kann. Das gilt besonders dann, wenn die Ressourcen zurückgehen.

2. Was kann die Mittlere Ebene?

Und nun komme ich zu der Frage: Was kann die geistliche Ebene? Meine These ist: Sie kann dazu beitragen, dass wir eine offene und öffentliche Kirche bleiben, auch wenn wir kleiner werden; dass wir eine »Volkskirche« in dem Sinne bleiben, dass wir eine gesellschaftlich engagierte Kirche bleiben, im Sinne Bonhoeffers eine »Kirche für andere«, die nicht nur an den eigenen Erhalt denkt, sondern mit anderen und für andere da ist, im Sinne der Barmer Theologischen Erklärung eine »Volkskirche«, die die Botschaft »an alles Volk« ausrichtet.

In meiner Kirche, der EKBO, haben wir diese Vision für eine Kirche von morgen in einem umfassenden Konsultationsprozess entwickelt. Den Rücklauf einer kirchenweiten Befragung haben wir in zehn Thesen zusammengefasst. Die abschließende zehnte These definiert welche Kirche wir morgen sein wollen:

Wir sind eine »Volkskirche im Wandel«

Als »Volkskirche im Wandel« bleiben wir – unabhängig von der Zahl unserer Mitglieder – eine offene und öffentliche Kirche, die ihre Mission in der Gesellschaft erfüllt. Es gehört zu unserem Wesen, uns nach außen zu wenden und eine Kultur des Willkommens für alle Menschen zu pflegen.

Wir wollen eine Kirche bleiben, die vielfältige Aufgaben in der Gesellschaft wahrnimmt. Wir wollen uns als Gemeinden untereinander und darüber hinaus mit den diakonischen Trägern

regional absprechen, uns mit ökumenischen und anderen Partnern in der Zivilgesellschaft vernetzen und unser gesellschaftliches Engagement zielorientiert vereinbaren. Gut vernetzt bleiben wir eine »Volkskirche«, die ihre Mission »Salz der Erde« zu sein gesellschaftlich erfüllt.

In einem Satz zusammengefasst: Es geht darum, auch als Minderheitskirche »Volkskirche« zu bleiben und zwar durch gute Vernetzung auf der Mittleren Ebene.

Das möchte ich jetzt in zwei Punkten etwas konkreter machen. Sie werden dabei merken, dass ich von einer Kirche spreche, die bereits eine Minderheitskirche ist, sowohl in Berlin-West, als auch in Berlin-Ost, als auch in Brandenburg und der schlesischen Oberlausitz. Die durchschnittliche Zahl der Evangelischen liegt bei uns unter 20%. Was leistet in einer solchen Situation die Mittlere Ebene?

a. Die mittlere Ebene entdeckt die Region als Lebensraum

In meiner Kirche, der EKBO, mussten viele Kirchenkreise in den letzten Jahren zusammengelegt werden. Zum 1. Januar dieses Jahres zum Beispiel sind drei Kirchenkreise im Osten der Landeskirche (Oderbruch, An Oder und Spree und Fürstenwalde-Straußberg) zu einem neuen Kirchenkreis »Oderland-Spree« vereint worden. Bereits drei Jahre vorher, im Laufe des Jahres 2010 wurde eine Konzeption zum Thema »Region« erarbeitet. Sie trägt den Titel: »Überlegungen zur inneren Struktur der Regionen und Weiterentwicklung der Kirchengemeinden«. Darin ist im Kern eine Definition von »Region« enthalten. Zwei Sätze darin bringen das Ziel der Arbeit in Regionen auf den Punkt:

»...Regionen (sollen) noch mehr als Bezugsrahmen angesehen werden, in dem ein einigermaßen vielseitiges Angebot an kirchlichem Leben durch Mitarbeitende verschiedener Berufsgruppen mit den Gemeindegliedern gestaltet werden kann..... Deswegen ist es das Ziel, die Regionen als nachhaltige und verpflichtende Ebene der alltäglichen Zusammenarbeit ... zu stärken.«

In dem neuen Kirchenkreis Oderland-Spree gibt es zehn Regionen, die interessanterweise zum guten Teil früher einmal eigene Kirchenkreise waren. Für den gesamten Kirchenkreis wurden Fachkonvente für die einzelnen Aufgabenfelder gegründet: Arbeit mit Kindern, Jugendarbeit, Lektorenarbeit, Diakonie, Bauwesen, Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising, Ökumene, Partner-

schaftsarbeit. Die Konzeption sieht vor, dass die Beschlüsse der einzelnen Konvente gegenseitig wahrgenommen und angeglichen werden.

Was aber ist eine »Region«? Das vom EKD-«Zentrum für Mission in der Region« herausgegebene Heft: »Region als mehrdimensionaler Gestaltungsraum« gibt dafür wertvolle Hinweise:

– 1. Die Region ist eine Zwischengröße, sie lebt von der Stärke der Strukturen, **in die sie** eingebunden ist, ebenso von der Stärke der Einheiten, **die in sie** integriert sind, also etwa von Gemeinden, **die in sie** integriert sind, und einem leistungsfähigen Kirchenkreis, **in den sie** eingebunden ist.

– 2. Aber die Region kann nicht nur von der Größe her definiert werden – viele Dimensionen gehören dazu: Bildet sie eine regionale Identität ab, ist sie groß genug, um sinnvolle Arbeitsteilungen vornehmen zu können, aber klein genug, dass man noch lebbar Netzwerkstrukturen im Sinne eines Beziehungsnetzes knüpfen kann? Schafft sie innovative Freiräume? Lässt sie auch gemeinsame Zielfindungsprozesse zu? Schenkt sie einen Schutzraum für neue Projekte, einen Schutzraum, der nicht dem Rückzug dient, sondern der Entwicklung von neuen Konzepten mit missionarischer Kraft?

Im Kirchenkreis Oderland-Spree konnte an die Geschichte angeknüpft werden und dadurch die Identität der Regionen geprägt werden: jede Region war früher einmal ein Kirchenkreis, hat also eine geschichtliche Identität.

Was also kann die Mittlere Ebene? Sie kann regionales Leben gestalten und damit die Möglichkeit eröffnen, Strukturen für die Zukunft zu etablieren, die es erlauben, eine Vielfalt von Arbeitsgebieten aufrecht zu erhalten, auch dann, wenn die Mitgliederzahlen und Ressourcen abnehmen. Mit einer Vielzahl von Arbeitsbereichen, die in die Gesellschaft hineinwirken, können wir so »Volkskirche« bleiben, eine offene und öffentliche Kirche mit gesellschaftlicher Relevanz im Sinne einer Kirche, die sich weiterhin »an alles Volk« (Barmer VI) wendet.

b. Die mittlere Ebene gestaltet ein »Netzwerk-Wir«

Mit welcher Leitvorstellung lässt sich die Zusammenarbeit innerhalb eines Kirchenkreises und innerhalb einer Region am besten beschreiben? Für die soziologische Beschreibung der Gemein-

schaft bietet sich das Bild eines »Netzwerkes« an. Was heißt das?

Zielvorstellung ist ein Netz kirchlicher Orte, die sich, um es mit dem Soziologen und katholischen praktischen Theologen Michael N. Ebertz zu sagen, als unterschiedlich »gefärbte Knotenpunkte« zu einem »charismatischen Netzwerk-Wir« zusammenfügen, d.h. ein Netzwerk, in dem Gemeinden, Personen und besondere Funktionen mit unterschiedlichen Gaben und Ressourcen zu unterschiedlichen Profilen führen, die ihrerseits miteinander kommunizieren. Mit einer solchen Leitvorstellung ziehen wir die Konsequenzen aus der soziologischen Erkenntnis, dass soziales Leben sich heute netzwerkartig organisiert. Wir als Evangelische Kirche sind von unserer presbyterial-synodalen Grundstruktur und mit unseren flachen Hierarchien dafür meines Erachtens gut vorbereitet.

aa. Jede einzelne Gemeinde braucht eine Konzeption und Kooperationen mit anderen Gemeinden

Die Idealvorstellung ist, dass innerhalb des Netzwerkes jeder »Knoten« sein Profil kenntlich macht, das heißt, dass jede Gemeinde und jedes Arbeitsgebiet eine Konzeption entwickelt, die dann sinnvolle Abstimmung, Aufgabenteilung und Prioritätensetzung im Kirchenkreis ermöglichen. In den Thesen unserer Kirche reden wir von einer »Kultur der Vereinbarung«. Eine solche Kultur der Vereinbarung ist auch der Ansatzpunkt, um dem Phänomen der Überlastung zu begegnen. Denn mit verbindlichen Vereinbarungen darüber, wer welche Aufgaben übernimmt und welche Aufgaben nicht übernommen werden können, wird die Last der Prioritäten-Entscheidungen und der Durchsetzung dieser Entscheidungen von den Schultern des oder der einzelnen genommen.

Es gibt bereits Landeskirchen in der EKD, die die konzeptionelle Arbeit der Einzelgemeinden verpflichtend geregelt haben: In der Evangelischen Kirche im Rheinland z. B. ist jede Gemeinde verpflichtet, eine Gesamtkonzeption gemeindlicher Aufgaben zu entwickeln. In der pfälzischen Kirche ist per Synodenbeschluss festgelegt worden, dass mittelfristig jede Gemeinde verbindliche Absprachen mit den Nachbargemeinden zu treffen hat, wer welche Aufgaben wie übernehmen kann und will.

bb. Wir brauchen regionale Konzeptionen um die Pfarrerinnen und Pfarrer von morgen zu gewinnen

Die Entwicklung von regionalen Konzeptionen ist auch deshalb so dringend, weil es zunehmend schwer fällt, Pfarrstellen zu besetzen, wenn mögliche Bewerberinnen und Bewerber nicht erkennen können, dass sie in ihrem Dienst durch regionale Strukturen unterstützt werden. Insofern drängt die Zeit. Die nachwachsende Generation von Pfarrerinnen und Pfarrern erwartet die Bereitschaft, neue regionale und kreiskirchliche Strukturen zu etablieren, um den Dienst im Pfarramt sinnvoll gestalten zu können. Besonders in strukturschwachen Regionen besteht sonst die Gefahr, in ungeklärten Strukturen zwischen verschiedenen Gemeinden und ihren Partikularinteressen zerrieben zu werden.

cc. Wie brauchen Kooperationen mit nicht-kirchlichen Partnern

Das Netzwerk-Wir sollte nicht nur Gemeinden und gemeindliche Arbeitsfelder einschließen, sondern auch die diakonischen Einrichtungen einer Region, die ökumenischen Partner und darüber hinaus nicht-kirchliche Partner. Die Frage, wie den diakonischen Herausforderungen in einer Region begegnet werden kann, sollte durch Aufgabenverteilung zwischen diakonischen Trägern und Kirchengemeinden beantwortet werden. Die ökumenische Zusammenarbeit kann mit Ökumenischen Partnerschaftsvereinbarungen verlässlich geregelt werden. Kontaktflächen zu anderen gesellschaftlichen Akteuren können ausfindig gemacht werden.

Hier gibt es eine Fülle von Möglichkeiten:

– a. Musikschulen haben heute auf dem Land dieselben Probleme wie die Kirche. Wie können sie es schaffen, Musiklehrer aufs Land zu locken, wenn geteilte Stellen oder Honoraraufträge die Regel sind? Hier ist es möglich, gemeinsame Konzepte mit der Kirchenmusik zu entwerfen oder gemeinsame Projekte durchzuführen. In der Uckermark gibt es ein erstaunlich erfolgreiches Projekt: Ein Musikpreis wurde von einer Kirchengemeinde ausgeschrieben und alle Musikschulen im Umkreis von 100 Kilometern wurden angeschrieben. Inzwischen boomt das jährliche Festival in Schönfeld, nahe der polnischen Grenze – sogar mit internationalen Partnern.

– b. Eine andere Kontaktfläche: Es ist unser Auftrag, das kulturelle Gedächtnis zu pflegen. Die Reformationsdekade bietet dazu viele Möglichkeiten. Im Südwesten unserer Landeskirche, im Fläming, nahe der Stadt Wittenberg, hat sich ein kommunaler Städteverbund gegründet, um ge-

meinsam das Thema »Reformation im städtischen Alltag« zu gestalten. Die Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden wird ausdrücklich gewünscht und erwartet. Sieben Orte haben sich zusammengetan, zunächst ganz ohne kirchlichen Impuls. (Treuenbrietzen, Jüterbog, Herzberg, Doberlug-Kirchheim, Uebigau-Wahrenbrück, Mühlberg/Elbe, Bad Liebenwerda). Nun sind wir gefordert, uns mit einzuklinken.

– c. Regionale Ereignisse mitgestalten: Deutsche Wandertag in Belzig (2012), Landesgartenschau in Prenzlau tägliche Andachten (2013),

– d. Offene Dorfkirche: Dorfkirchensommer, Fahrradkirchen.

Dieses Modell eines Netzwerkes mit profilierten Knotenpunkten nimmt Bezug auf die soziologische Erkenntnis, dass soziales Leben heute einerseits stark durch das Individuum mit seinem Wunsch nach Profilierung und andererseits durch sehr bewusste Suche nach besonders gestalteten Gemeinschafts-Events bestimmt ist.

Wenn eine Gemeinde es schafft, Ansprechpartner für die Grundvollzüge des christlichen Lebens zu bleiben (mit Gottesdienst und Kasualien) und darüber hinaus auch nur *eine* ihr gemäße Kontaktfläche zu finden, über die sie mit anderen gesellschaftlichen Akteuren gemeinsam aktiv ist, dann ist das kein defizitäres Gemeindemodell für eine Kirche in der Fläche, wenn die Vernetzung mit anderen Gemeinden in der Region und im Kirchenkreis dazukommt.

Ich fasse zusammen: Ich verstehe im biblischen Sinn die Kirche als den Leib Christi. Ein Leib – viele Glieder, mit dem Haupt Jesus Christus. In diesem Verständnis ist der Kirchenkreis die »Gemeinschaft der Gemeinden und Regionen« und fügt sie als Glieder zusammen. Wenn wir die übergemeindlichen Strukturen als geistlichen Lebensraum entdecken, der sich als Netzwerk organisiert, dann erschließen wir uns neue Freiräume.

Die Mittlere Ebene kann dieses Netzwerk gestalten. Regionale Strukturen, als organisatorisches und geistliches Netzwerk, haben Zukunft. Denn in ihnen ist kirchliches Leben in Vielfalt möglich und kann so ausstrahlungsstark wie möglich gestaltet werden. So kann unsere Kirche, auch wenn sie kleiner wird, Kirche für andere und mit anderen bleiben, eine offene Kirche, die ihr Zeugnis in die Gesellschaft hineinträgt. 

Die unsichtbare Sichtbarkeit der Macht

Dialog Dr. Kerstin Söderblom, Pfarrerin und Studienleiterin, Evangelisches Studienwerk Villigst, Schwerte, und Peter Burkowski, Pfarrer, Vorstand Führungsakademie für Kirche und Diakonie, Berlin; Workshop 5.2

Dr. Kerstin Söderblom:

Ich bin Pfarrerin und systemische Organisationsentwicklerin und Coach. Ich trage in dieses Gespräch drei Beispiele ein, die ich während meiner Tätigkeit als Studienleiterin und Organisationsentwicklerin in der Ev. Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) erworben habe. Ich habe im Bereich der kirchlichen Regionalentwicklung gearbeitet und war zugleich Konfliktbeauftragte der Landeskirche. Aktuell bin ich Studienleiterin im Ev. Studienwerk in Villigst.

Peter Burkowski:

Ich bin Pfarrer und Organisationsberater und leite die »Führungsakademie für Kirche und Diakonie« in Berlin seit 1 ½ Jahren. Davor war ich 16 Jahre lang Superintendent am Nordrand des Ruhrgebiets und habe die »Reformprozesse« der Ev. Kirche von Westfalen (EKvW) in den vergangenen Jahren mitgestaltet u.a. als Vorsitzender des Strukturausschusses. Meine Perspektive für unser Gespräch ist die der Leitung und heute der Anforderungen an Führungskräfte durch die Fragen der Transformation.

Dr. Kerstin Söderblom: Beratungserfahrungen in der Organisationsentwicklung am Beispiel Gemeinde- oder Dekanatsfusionen:

Wer entscheidet wie? Wer interpretiert und gestaltet die Umsetzung?

Transparenz und Klarheit sind notwendig, damit der Prozess von möglichst vielen aktiv mit getragen wird. Ich habe im Laufe meiner Arbeit eine hilfreiche Unterscheidung gelernt, die in der EKHN seitdem aufrecht erhalten wird. Die Unterscheidung zwischen Planungs- und Gestaltungsraum.

a) Planungsraum: Hier geschieht strategische Planung und Entscheidung von Seiten der Kirchenleitung (Ebene Gesamtkirche, Mittlere Ebene); im Planungsraum werden finanzielle, personelle und infrastrukturelle Rahmendaten vorgegeben; Spielräume werden eröffnet, aber auch begrenzt.

b) Gestaltungsraum: die Mittlere kirchliche Leitungsebene und die Kirchengemeinden, aber auch kirchliche Handlungszentren, Dienste und Werke sind im Gestaltungsraum die Subjekte. Sie setzen die Rahmenvorgaben aus dem Planungsraum gemeinsam mit den Betroffenen vor Ort und in der Region aktiv, kreativ und kontextspezifisch um.

Sie verantworten **Aushandlungsprozesse** mit hoher Beteiligung aus den Gemeinden, Diensten und Werken. Es werden dafür moderierte Foren und Marktplatzveranstaltungen organisiert, bei denen Vorhaben, Wünsche und Bedarfe transparent gemacht und miteinander ins Gespräch gebracht werden. Ziele und Wegschritte werden abgesprochen. Mit der Steuerung des Prozesses wird eine Steuerungsgruppe beauftragt. Außerdem werden Projektgruppen eingesetzt. Es braucht dafür die Bereitschaft aller Beteiligten Kompromisslösungen zu finden statt auf der eigenen Position zu beharren.

Dennoch: Entscheidend ist, dass Kirchenleitung und Synode im Planungsraum möglichst klare Vorgaben für die Rahmenbedingungen machen. Sonst wird Beteiligung diffus, unbefriedigend und schlimmstenfalls zur Dekorations-Veranstaltung – irgendwann fühlen sich die Beteiligten (vor allem Ehrenamtliche) verschaukelt. Das Misstrauen gegenüber »hidden agendas« ist groß (Freiräumen wird misstraut, weil man versteckte Ziele der Kirchenleitung befürchtet).

Das bedeutet: Die **Entscheidungsmacht im Planungsraum** zeigt sich in klaren Rahmenvorgaben und durch inhaltliche, strukturelle und geistliche Orientierungslinien.

Die Steuerungsmacht im Gestaltungsraum wird ausgeübt, indem breite Beteiligungsprozesse aufgelegt werden, die durch mandatierte Steuerungsgruppen zusammengehalten und strategisch voran gebracht werden. Verhandlungen zwischen verschiedenen Interessensvertreterinnen und -vertretern in Kirchengemeinden und Dekanaten/Kirchenkreisen werden durchgeführt. Widerstände werden ernst genommen und als Hinweise für Richtungsänderungen oder -justierungen auf-

genommen. Die Verhandlungsergebnisse werden in die Weiterarbeit eingepreist.

Angesichts von beschleunigten Veränderungsprozessen und hoher Komplexität der Entwicklungsschritte ist es für viele eine große Herausforderung, die Veränderungen zu akzeptieren und mitzutragen. Respekt vor Widerständen, Unsicherheit und Misstrauen ist notwendig. Gutes Leitungsverhalten plant deshalb Entschleunigungszeiten und Feedbackschleifen ein, ohne in Grundsatzblockaden oder in die Ohnmacht getrieben zu werden.

Peter Burkoswki: Leitungsperspektive und Umgang mit Komplexität:

In meiner eigenen Leitungserfahrung – gerade hier im Ruhrgebiet – war das Thema »Veränderung« oder »Strukturanpassungen« das zentrale Leitungsthema auf der Tagesordnung eines Kirchenkreises oder einer größeren Region. Dieses spiegeln auch die Erfahrungen und Herausforderungen in der Führungsakademie wider. Viele Dekaninnen oder Superintendenten bewegt das Thema »Veränderung« in einer immer größeren und zunehmenden Komplexität.

Dabei geht es um eine doppelte Komplexität. Zum einen geht es um eine uns umgebende gesellschaftliche Komplexität, die wir mit den Stichworten: Beschleunigung, digitale Revolution, demographischer Wandel oder Säkularisierung/Pluralisierung kennzeichnen können. Hierauf haben wir nur begrenzt direkt Einfluss, aber diese grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen bestimmen uns immer stärker.

Die zweite Form von Komplexität bezieht sich auf uns selbst, auf unsere eigene Gestalt und auf die Art und Weise, wie wir Prozesse der Veränderung gestalten. Bei der Frage nach der Macht, ist diese – typisch protestantische – Frage der Partizipation m.E. immer mitzudenken. Bei grundlegenden Veränderungen sind immer viele Gruppen, Gremien und Personen beteiligt. Es geht immer um die Verantwortung in Gremien und divers zusammengesetzten Organen unserer Kirche, um das Zusammenwirken Verschiedener an der Leitung. Besondere Aufmerksamkeit verdient hier das Zusammenwirken von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen. Wir haben eine Tradition und Kultur von hoher Beteiligung. Das hat große Vorteile, aber macht manchmal auch Probleme.

Als vor einigen Jahren ein Prozess zur Vereinigung (Fusion) von zwei Kirchenkreisen begann,

waren daran mehrere Hundert Personen in 17 Gemeindeleitungen und etwa 20 Ausschüssen beteiligt. Die Machtfrage kann so auch schon einmal anders gestellt werden: Wer hat eigentlich in welchen Prozessen welche Form der Macht und Einflussnahme? Insofern schließe ich mich Frau Dr. Söderblom gern an und glaube, dass Leitungsverantwortung heute sehr viel für Klarheit sorgen muss: für eigene Rollenklarheit, für Aufgabenklarheit und für Verfahrensklarheit. Das sind m.E. wichtige Aufgaben von Leitungsorganen und Führungskräften. Wie sehen Sie das – Frau Söderblom – aus der Beratungsperspektive?

Dr. Kerstin Söderblom: Beratungserfahrungen im Bereich Konfliktberatung/Mediation

Wir fragen etwa: Wer nimmt Leitungsaufgaben wie wahr, wer füllt sie wie aus? Wie wird Leitung akzeptiert?

Es braucht eine hohe Reflexion über Leitungsrolle und Leitungsaufgaben, z.B. um in einer Kita, einer Diakonie-Station oder gar in einem Dekanat/Kirchenkreis hauptamtlich gut zu leiten. Oftmals kommen gute inhaltliche Fachkräfte in Leitungspositionen, die das operative Geschäft bestens beherrschen, aber Leitungsaufgaben unterschätzen.

Wenn Leitungspersonen in Kita, Pflegestation, Dekanat aus dem Kreis von Kolleginnen oder Kollegen kommen, fällt der Rollenwechsel oft noch schwerer. Themen wie Konkurrenz, Neid, Missgunst, Ärger oder mangelnde Akzeptanz spielen hier eine Rolle.

Wenn Leitungsaufgaben nicht transparent, proaktiv und bewusst ausgefüllt werden, dann wird das Leitungsvakuum von anderen mehr oder weniger unreflektiert und versteckt aus der zweiten Reihe vorangetrieben. Leitungshandeln wird hintertrieben, lächerlich gemacht oder torpediert. Eine schwache Leitung wird vor den eigenen Karren gespannt oder durch »Flurfunk« und »Bürogeflüster« schlecht gemacht. Solche Entwicklungen führen zu handfesten Krisen und Konflikten. Sie können nur dann entschärft werden, wenn es gelingt die direkte Kommunikation wieder zu aktivieren, und die verschiedenen Rollen, Aufgaben und Funktionen im Team und zwischen den Hierarchieebenen transparent aufzuarbeiten und zu klären. Also auch hier wird deutlich, wie wichtig Rollenklarheit, Aufgabenklarheit und Verfahrensklarheit sind.

Leitungshandeln setzt eben nicht top down per Machtkarte Entscheidungen durch, verschleift Entscheidungen aber auch nicht, indem sie Leitung nicht wahrnimmt und ein System dadurch ungesteuert in chaotische Gewässer entlässt. Es braucht eine klares Leitungsverständnis (notfalls mit Coachings), Transparenz, geklärte Kommunikationswege und einen respektvollen Umgang miteinander, der auf Augenhöhe geführt wird, unabhängig von der Hierarchiestufe. Wie sehen Sie das?

Peter Burkowski: Leitung sorgt für Transparenz und kontinuierliche Kommunikation

Ich bin an dieser Stelle sehr nah bei Ihnen. Beim Thema »Macht« werden ja viele in kirchlichen Kontexten immer hellwach. Die Erfahrungen mit schwacher Leitung und wenig Impulsen, eher reaktiven Handlungsmustern sind ebenso bekannt wie taktische Spiele und Einflussnahme von Gruppen auf Entscheidungen. Die Frage nach der Macht kennen alle Führungskräfte in der Kirche gut. Sie kennen es als Erfahrung von Distanz und Einsamkeit. Sie kennen es aber auch als Gefahr der überzogenen Einflussnahme oder gar Korruption von Situationen. Wo ist die Grenze? Die wichtigste Aufgabe von verantwortlichen Leitungsorganen und Führungspersonen in Zeiten von Veränderung und Wandel ist die transparente Beschreibung von Bedingungen und Zielen sowie die Gestaltung entsprechender transparenter Prozesse. In der Kirche geht es zurzeit darum, eine Transformation zu gestalten, die fragt, wie wir den Auftrag der Kommunikation des Evangeliums an diesem Ort in dieser Zeit (und in Zukunft) wirksam werden lassen wollen. Es geht nicht darum, nur zu reagieren, sondern wirklich proaktiv zu gestalten. Hierbei kann es nicht um Manipulation oder Korruption gehen, sondern um ein gemeinsames Fragen nach dem Auftrag und dem Weg. Es geht also wiederum um Aufgabenklarheit und Verfahrensklarheit; gerade in einer Kultur von Partizipation und Leitung in Gemeinschaft verschiedener Menschen.

Dr. Kerstin Söderblom: Konflikte zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen Mitarbeitenden

Ich möchte noch eine andere Herausforderung nennen: Haupt- und ehrenamtlich Tätige im kirchlichen Kontext arbeiten unter verschiedenen Arbeitsbedingungen und folgen unterschiedlichen Handlungslogiken. Außerdem haben wir in Kirchengemeinden und Dekanaten/Kirchenkreisen mit einer doppelten Leitungsstruktur von Haupt- und Ehrenamtlichen zu tun bei gleichzeitigem

Informations- und Qualifikationsgefälle. Daher gibt es im Zusammenspiel zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen immer wieder Konflikte. Ehrenamtliche sind nicht durch Arbeitsverträge, Arbeitsbeschreibungen, Vorgesetzte und Gehaltsfragen gebunden. Sie engagieren sich aufgrund ihrer intrinsischen Motivation und bemühen sich darum, ihre persönlich und beruflich aus anderen Feldern gewonnenen Fähigkeiten gabenorientiert einzubringen.

Ihre Arbeit ist wertvoll, kann aber nicht mit berufsgenossenschaftlichen Qualitätsstandards überprüft werden.¹ Auch Sanktionsmöglichkeiten von Leitungspersonen sind im Zweifelsfall sehr begrenzt – oder sie gehören selbst zur Leitung dazu. Daraus ergeben sich Streitpunkte zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen hinsichtlich der Kompetenz, Verbindlichkeit und Qualität der ehrenamtlichen Arbeit, auch wenn Ehrenamtsakademien Ehrenamtliche mittlerweile in vielen Landeskirchen verstärkt fort- und weiterbilden.

Dem gegenüber stehen erhöhte finanzielle und konzeptionelle Leitungsanforderungen, die an Haupt- und Ehrenamtliche angesichts von verstärkten Kooperationen, Fusionen und Neukonzeptionen von Gemeindefunktionen herangetragen werden. Hier kommt es immer wieder zu Kompetenzgerangel und inhaltlichen Streitigkeiten. Der Brückenschlag zwischen alltäglichem Erfahrungswissen und professioneller Fachlichkeit, zwischen divergierenden Erwartungshaltungen und Handlungslogiken ist schwierig. Gelingt es Strukturen von Qualitätssicherung und Controlling anzulegen und die spezifischen Anforderungen an haupt- und ehrenamtlich Tätige auszubalancieren? Ein kirchliches Konfliktmanagement muss vor diesem Hintergrund dafür sorgen, dass zufriedenstellende Arbeitsbedingungen für beide Seiten geschaffen werden. Können Arbeitsbereiche, Zuständigkeiten und Leitungsfunktionen so geklärt werden, dass Missverständnisse und Enttäuschungen möglichst vermieden werden? Gelingt die wechselseitige Wahrnehmung und Bezugnahme zwischen alltäglichem Erfahrungswissen und mit kirchlichem Expertenwissen?

Fazit:

■ Unterscheidung zwischen Planungs- und Gestaltungsraum (kirchenleitendes oder gestaltendes Handeln mit hoher Eigenverantwortlichkeit auf den verschiedenen kirchlichen Ebenen). Transparente Rahmenvorgaben sind in komplexen Ver-

änderungs- und Aushandlungsprozessen, die nicht top down entschieden werden, immens wichtig.

- Leitung muss wahrgenommen werden, ohne nur qua Macht und Hierarchie durchgedrückt zu werden. Sie hat vielmehr die Aufgabe, für Transparenz/Rollenklarheit, Aufgabenklarheit und Verfahrensklarheit (Ziele, Prozesse) zu sorgen.
- Sind Ziele klar benannt und Strategien auf dem Weg dahin in Absprache mit anderen geklärt? Wie sieht es mit Beteiligungsmöglichkeiten von Ehrenamtlichen und Mitarbeitenden aus?
- Es besteht die Notwendigkeit, die eigene Rolle als Leitungsperson zu reflektieren und zu klären: Was sind meine Aufgaben? Welchen Führungsstil habe ich? Wie gelingt es, im System Respekt und

Anerkennung zu vermitteln und durchgängig zu leben? Wie werden klare und transparente Kommunikationswege und Beteiligungsprozesse eingehalten? Sind Reden und Handeln bei der Leitungsperson und im Leitungsorgan kongruent und glaubwürdig?

- Respekt und Transparenz und geklärte Aufgaben und Rollen sind Grundlagen eines Leitungsverständnisses, das Entscheidungsmacht transparent einsetzt und Verantwortung übernimmt, ohne sie als blinde Durchsetzungsmacht zu missbrauchen.

Anmerkung:

¹ Vgl., Pohl, Konflikte, 26 f.



Gute Nachbarschaft – na klar!

Von Dr. Beate Sträter, Fachberaterin für Islamfragen und die Begegnung mit Muslimen, Schulreferat des Kirchenkreises Bad Godesberg-Voreifel, Bonn; Workshop 6.2

Manche von Ihnen, die die Debatte um den Dialog und das Zusammenleben von Christen und Muslimen in den letzten Jahren verfolgt haben, werden den augenzwinkernden Bezug zu »Klarheit und gute Nachbarschaft« erkennen, der Handreichung des Rates der EKD aus dem Jahr 2006.

Diese Veröffentlichung wurde in ihrer Wirkung dem Titel damals leider nicht gerecht, rief sie doch gerade im Kreis derjenigen, die seit Jahrzehnten im Dialog standen, Verunsicherung, Empörung und vor allem Enttäuschung hervor. Hierfür verantwortlich waren sehr abgrenzende, um nicht zu sagen abwertende Formulierungen im theologischen Teil der Handreichung, die dazu führten, dass sowohl auf christlicher als auch auf muslimischer Seite sich diejenigen desavouiert fühlten, die sich im Dialog engagieren.

Seitdem sind acht Jahre vergangen und entgegen damaliger Befürchtungen ist der Dialog weitergegangen. Anders wäre es auch gar nicht vorstellbar gewesen, stehen wir doch an vielen Orten unseres Landes, wenn auch nicht überall in gleicher Weise, vor der Herausforderung, ein Zusammenleben verantwortlich zu gestalten, und das zunehmend auch gemeinsam. Der Islam ist mittlerweile eben keine Gastarbeiterreligion mehr, sondern Muslime und Musliminnen sind selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft.

Die Veränderungen in unserer Gesellschaft fordern uns deshalb immer wieder auf, unsere Theologie zu befragen. Jede theologische Klärung, wie wir unser Verhältnis zum Beispiel zu muslimischen Mitbürgern oder generell Menschen anderer Religionen gestalten, kann deshalb nicht im luftleeren Raum geschehen, sondern wird immer in einem bestimmten Kontext hinein und aus einem bestimmten Kontext heraus gesprochen. Eine hermetische dogmatische Definition ist da wenig hilfreich, wo dieses Verhältnis als lebendig und in Veränderung begriffen wird, wo es Lernerfahrungen und menschliche Begegnung gibt, wo auch Einblicke in das Glaubensleben des anderen meine Sicht verändern können. Trotzdem ist es gerade dann nötig, ein theologisches Konzept an der Hand zu haben, wie ich für mich und im Rahmen meines Glaubens das multireligiöse Miteinander einordne, woran ich Möglichkeiten aber auch Grenzen der Kooperation messen kann. Dies be-

trifft keineswegs nur den im eigentlichen Sinn theologischen, also interreligiösen Dialog, sondern ist ebenso wichtig für das, was wir »Dialog des Lebens« nennen, der in der Missionswissenschaft als Konvivenz bezeichnet wird.

Ich möchte Ihnen in den nächsten Minuten in aller Kürze, und deshalb leider auch etwas holzschnittartig, verschiedene theologische Zugänge und daraus resultierende Fragen aufzeigen, die in den letzten Jahren in meiner Kirche, der Ev. Kirche im Rheinland, aber in ähnlicher Form auch in anderen Landeskirchen diskutiert und bedacht wurden.¹

Besonders provokant in »Klarheit und gute Nachbarschaft« war die Formulierung, dass es nicht derselbe Gott ist, an den Christen und Muslime glauben. Dies wurde dann mit pointierten Sätzen ausgeführt. Zitat: »Ihr Herz werden Christen schwerlich an einen Gott hängen, wie ihn der Koran beschreibt und wie ihn Muslime verehren«. Oder an anderer Stelle: »Der Glaube an den einen Gott trägt nicht weit«. Solche Sätze waren es, die muslimische Dialogpartner brüskiert haben. Denn für Muslime steht außer Frage, dass sie an denselben Gott glauben, wie Christen und Juden, von dem negativen Unterton gegenüber dem Koran einmal ganz abgesehen.

Aus der zeitlichen Distanz wird mir deutlich: Hinter solchen Aussagen stehen Ängste: Das Spezifische des eigenen, christlichen Bekenntnisses soll nicht zugunsten einer allgemeinen religiösen Haltung nivelliert werden. Denn mit dem jeweiligen Gottesverständnis, und das ist nun mal für uns Christen ein trinitarisches, ist aufs engste die eigene religiöse Identität verbunden.

Dies macht sich besonders fest am Christusbekenntnis, das der Koran ja ablehnt. Zwar ist Jesus, Isa auf Arabisch, einer der wichtigsten und hochverehrten Propheten. Doch der Koran bestreitet den Kreuzestod Jesu und natürlich die Gottessohnschaft. Hierin sehen Muslime eine unzulässige Beigesellung zu dem einen Gott. Hinzu kommt, dass nach islamischem Verständnis eine stellvertretende Versöhnung und Erlösung von den Sünden nicht möglich und nicht nötig ist, denn jeder Mensch kann sich frei für den Weg Gottes entscheiden und ist damit auch selbst für sein Handeln zur Verantwortung zu ziehen. Die-

ses unterschiedliche Verständnis ist nicht einzu-ebnen und nicht wegzudiskutieren.

Die Frage, ob wir gemeinsam, wenn auch in anderer Weise, an den einen Gott glauben, oder jeweils an einen ganz anderen, wirft im Kern die Frage nach dem Verständnis der Trinität auf. In meiner Kirche, das wird den meisten von Ihnen bekannt sein, haben wir mit dem Rheinischen Synodalbeschluss zum Verhältnis von Christen und Juden im Jahr 1980 einen theologischen Paradigmenwechsel vollzogen, was das Verhältnis von Kirche und Israel betrifft. Doch auch gegenüber dem Judentum stellt sich die Frage der bleibenden Ablehnung Jesu Christi als dem Messias, dem Sohn Gottes. Juden und Muslime vermuteten von Beginn an in der Rede vom dreieinen Gott eine Abkehr vom Glauben an den einen Gott. So ist es nicht erstaunlich, dass ein Nachdenken über die Trinität im Angesicht des Judentums auch eine Hilfe sein kann, wie gegenüber Muslimen unser trinitarischer Glaube verständlich gemacht werden kann. Und in Klammern: Nicht nur ihnen gegenüber, sondern auch gegenüber vielen Christen in unsere Zeit, die Schwierigkeiten mit der Vorstellung der Trinität haben.

Während bei der Veröffentlichung von »Klarheit und gute Nachbarschaft« noch ein Diskurs der Abgrenzung den Duktus bestimmte, (man könnte dies einen Identitätsdiskurs nennen), stellt sich heute vielmehr die Frage, wie wir in Anerkennung der bleibenden Unterschiede in unserem Glauben einen Dialog führen können, der von Respekt, Wertschätzung und Offenheit geprägt ist, der aber auch eine eigenen Sprachfähigkeit voraus setzt.

Das, was wir heute als Trinitätslehre bezeichnen, ist letztlich in Formeln und Begriffen geronnene Glaubensüberzeugung. Das Gespräch mit Muslimen, wie auch mit Juden fordert uns dazu heraus, dieses in Formeln geronnenen Glaubensbekenntnis wieder zu verflüssigen, um ein Bild zu gebrauchen.

Hilfreich für solch eine Verflüssigung und Versprachlichung sind folgende Zugänge

1. Die Trinitätslehre ist keine Abkehr von der Einheit Gottes, sondern sie legt sie aus.

Grundlegend ist dabei, dass Gott als der geglaubt wird, der in sich schon lebendig ist, deshalb in Jesus Christus und im Heiligen Geist Gott tatsächlich gegenwärtig ist, sein Wille und sein Wirken erkennbar werden.

Die Trinitätslehre hat ihren Ursprung im gottesdienstlichen Bekenntnis, Christen wenden sich in Gebet und Lobpreis an den einen Gott, den Schöpfer, der Israel erwählt hat und sich in Jesus Christus Israel und den Völkern zuwendet. Die Gebete richten sich an Gott, den Sohn, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, am Kreuz starb und am dritten Tag auferweckt wurde und an Gott, den heiligen Geist, durch den Gott seiner Kirche beisteht. In der Gebetssprache der frühen Christen wurde dabei oft von der Mittlerschaft Christi ausgegangen.

Zentrum des trinitarischen Bekenntnisses ist das Bekenntnis zu Jesus Christus. Trotzdem hält das NT an der Einheit und Einzigkeit Gottes fest. Es geht also in der Rede von der Dreieinigkeit darum zu beschreiben, **wie** Gott zu den Menschen kommt. Gott wendet sich den Menschen zu. Hier liegt für Muslime ein Anknüpfungspunkt: Ähnliches geschieht für Muslime in der Herabsendung des Koran als Wort Gottes. Interessant nebenbei: Der Koran spricht ebenfalls von Jesus als dem einen Wort Gottes (Sure 4, 171).

In der Bibel selbst wird keine Trinitätslehre entwickelt, aber in beiden Teilen der Bibel finden wir Zeugnisse über die vielfältigen Formen der Selbstoffenbarungen Gottes. Der Erzählzusammenhang der Bibel wird in der Trinitätslehre in komprimierter Form nachgezeichnet. Auch hier geht es um die Auslegung des Namens Gottes. Die Trinitätslehre beschreibt die Namensoffenbarung Gottes in Israel, im Messias Jesus und im Geist Gottes. Der Name Gottes ist zwar mit dem Namen Jesu Christi unlösbar verbunden, darf aber nicht durch ihn ersetzt werden.

Im Gespräch mit Judentum und Islam besteht die Chance, die Trinitätslehre von ihrem Ursprung im gottesdienstlichen Bekenntnis und ihren Wurzeln in biblischen Erzählzusammenhängen her zu entfalten und so eine größere Nähe zu gemeinsamen Traditionen von Judentum, Christentum und Islam zu formulieren.

Unterschiede werden dadurch nicht eingeebnet, aber es werden auch keine Mauern hochgezogen. Andere können verstehen, was wir damit meinen, wenn wir so an Gott glauben. Eigentlich ist dies im eigentlichen Sinn Dialog, ein wichtiger Schritt für einen angemessenen Umgang mit religiöser Verschiedenheit.

Als nächstes möchte ich auf ein sehr gängiges Modell des Dialogs zu sprechen kommen, das den meisten von Ihnen bekannt ist, nämlich die

2. Abrahamstradition

Eine sehr starke gemeinsame Tradition von Judentum, Christentum und Islam bildet die Abrahamsüberlieferung. Alle drei Religionen beziehen sich auf Abraham als Stammvater und Urbild des Glaubens an den einen Gott. In der Abrahamsfamilie, über die uns in der hebräischen Bibel berichtet wird, leben Menschen aus verschiedenen Völkern in durchaus komplexen und zum Teil konflikthafter Beziehungen. Sie stehen jedoch alle unter dem Segen Gottes, ihnen allen gilt seine Verheißung. Hierdurch wird auch ein Leben in der Unterschiedlichkeit möglich. Viele Dialoginitiativen beziehen sich auf Abraham und den Segen Gottes an Abraham, der besagt, dass in ihm alle Völker gesegnet sein sollen.

Für uns Christinnen und Christen ist jedoch gerade auch im Neuen Testament der Bezug auf Abraham und den an ihn ergangenen Verheißungen grundlegend für den Glauben an Jesus Christus. In Röm 4 und in Gal 3-4, wie auch im Hebräerbrief wird dieser Zusammenhang hergestellt. Auch in der Theologie der Reformatoren, und zwar sowohl bei Luther als auch im reformierten Zweig der Reformation wird betont, dass Abraham der Vater des Glaubens, des Segens und der Stammvater Christi ist (Luther). Calvin betont, dass Abraham gesegnet wird als erstgeborener Sohn Gottes und Vater der Kirche. »Wir müssen, um Kinder Gottes zu sein, zu seinem Geschlecht gehören«. Für Calvin ist er, Abraham, nach Röm 11 die Wurzel, die die Christinnen und Christen trägt. Calvin weist aber auch darauf hin, dass Abraham der Vater einer Vielzahl der Völker ist.

Die Reformatoren erinnern uns zwar an die Bedeutung der Verheißungen Gottes an Abraham für den Glauben und die Kirche, verlieren dabei aber auch die Weite der biblischen, die Völker umfassenden Sicht. Hier zeigt sich, was auch in Judentum und Islam zu beobachten ist:

Der integrierenden Funktion der Gestalt Abrahams steht in jeder der drei Religionen auch eine Vereinnahmung und Akzentuierung des jeweils eigenen Bezugs auf Abraham gegenüber. Welche Lesart hier im Vordergrund steht, die der Gemeinsamkeit, oder die der Abgrenzung, ist in der wissenschaftlichen Debatte umstritten. Letztlich ist es an uns, welchen Traditionen wir das Gewicht geben, die-

se Aufgabe stellt sich allen am Dialog beteiligten Menschen.

3. Biblisch – theologische Spurensuche

Die Frage danach, was wir eigentlich über Menschen aus den Völkern in der Bibel erfahren, habe ich besonders bei einer reformierten US-amerikanischen Theologin entdeckt, Cynthia Campbell², die in ganz anderer Weise als wir in einer multireligiösen Gesellschaft lebt.

Eine offene, die Völkerwelt einschließende Sicht auf Abraham ist nur eine, wenn auch grundlegende Spur, die wir in der Beschäftigung mit biblischen Texten verfolgen können.

Bereits die Grundaussagen der Urgeschichte verweist uns darauf, dass alle Menschen als Geschöpfe und Ebenbild Gottes einen gemeinsamen Ursprung haben. Vielfalt ist von Gott gewollt, könnte man daraus schließen. Auch der Noah-Bund gilt allen Menschen und allem Leben auf der Erde. Mit den anderen Bundeschlüssen, wie dem mit Israel oder der Bund für die Völker durch Jesus Christus, ist der erste Bund mit Noah nicht aufgehoben.

In der Hebräischen Bibel wird die Existenz anderer Völker und Religionen vorausgesetzt. Auch wenn es ganz klar ist, dass Israel nur dem einen Gott dienen soll, auch wenn die Begegnung mit den Völkern in vielen Erzählungen von Krieg und Gewalt bestimmt ist, so gibt es doch auch das andere:

Menschen aus den Völkern haben einen festen Platz in der Geschichte Gottes mit seinem Volk. So z.B. der Priesterkönig Melchisedek, der sich zu dem einen Gott bekennt und Abraham segnet (Gen 14), oder der Perserkönig Cyrus, der dem Volk Israel die Rückkehr aus dem babylonischen Exil ermöglicht.

Besonders Frauen spielen hier eine besondere Rolle: Hagar, deren Sohn Ismael von Gott gerettet wird und seinen Segen empfängt, die Moabiterin Rut, die zur Großmutter Davids wird und uns in Jesu Stammbaum im Matthäusevangelium wieder begegnet. Auch andere Frauen, die hier genannt werden, gehören nicht zum Volk Israel, wie Rahab und Batseba.

Diese Linie setzt sich im NT fort:

Bei diesen Erzählungen steht einerseits die Rechtfertigung der Heidenmission im Hintergrund.

Trotzdem können diese Geschichten auch als eine Anleitung zum Umgang mit religiöser Verschiedenheit gelesen werden, und hier auch deutlich über den christlich-jüdisch-muslimischen Zusammenhang hinausweisen.

Der Ausspruch Jesu in Lk 4,16-30, dass ein Prophet nichts in seiner Heimatstadt gilt, bezieht sich auf die Geschichten von Elia und Elischa. Beide werden von Gott zu Menschen geschickt, die nicht zum Volk Israel gehören: Die Witwe von Sidon, die durch Elias Hilfe eine Dürre überlebt, und der syrischen Generals Naaman, der von der Lepra geheilt wird. Jesus zeigt, dass Gottes Fürsorge auch Menschen gilt, die nicht zu Israel gehören. Ähnliches findet sich wieder in Lukas 7, die Heilung des Knechts des römischen Hauptmanns, oder in Apg 10 die Geschichte über Cornelius. Beide repräsentieren die feindliche Besatzungsmacht und gehören nicht zum Volk Israel. Dennoch können sie die Güte Gottes seine Zueinanderheit und Gegenwart erkennen.

Weiter geht Jesus noch im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lukas 10,25-37). Hier ist es nicht nur ein Mensch aus den Völkern, der Gottes heilvolles Handeln erfährt. Sondern dieser Mensch, der zu einer verachteten religiösen Minderheit gehört, gibt selbst das Beispiel, was es heißt, Gottes Willen zu tun.

Am eindrucksvollsten in dieser Reihe ist schließlich die Erzählung von der kanaanäischen Frau in Matthäus (15,21-28). Jesus selbst lässt sich von dieser Frau bekehren von einer exklusiven Sicht seiner Sendung allein zu Israel: Diese religiöse Außenseiterin hat Jesus dazu gebracht, zu überdenken, wie weit die Barmherzigkeit Gottes reicht.

Dies sollen nur einige Beispiele sein, die sich noch weiter ausführen ließen. Von

Fazit: Die Herausforderungen der Pluralität können ein Gewinn für unsere Kirche und unsere Gesellschaft sein, wenn wir sie denn annehmen.

- Trinität als Auslegung des Namen Gottes nicht nur verstehen, sondern diese Auslegung auch praktizieren: Das fördert unsere Sprachfähigkeit, macht die Vielfalt, die Lebendigkeit und den Reichtum der Offenbarungen Gottes in der Bibel deutlich..
- Abrahamstradition: Ohne die jeweiligen Verständnisse Abrahams in den einzelnen Religionen zu verwischen, bietet die Bezugnahme auf Abraham in den Religionen, z.B. bei den muslimischen Festen, in Überlieferungen und Traditionen Anknüpfungspunkte des Kennenlernens von Unterschieden und Gemeinsamkeiten.
- Biblische Spurensuche: Ein offenes, narratives Reden, Wahrnehmen und Nachdenken darüber, was die Bibel über die Beziehungen zu Menschen aus den Völkern sagt, weitet unsere Sicht auf andere, ohne unseren eigenen christlichen Identität abschwächen oder relativieren zu müssen. Im Übrigen: Auch wir sind ja Menschen aus den Völkern, was jeden Hochmut verbieten sollte.
- Die letzte Wahrheit liegt bei Gott: Dieser Vorbehalt muss über all unserem Denken und Tun in diesen Zusammenhängen liegen. Das kann uns entlasten, entbindet uns aber nicht davon, so zu bezeugen, wie es dem Streben nach dem Reich Gottes angemessen ist. Ein Zeugnis, dass sich nicht in Worten, sondern im Handeln erweist.

Anmerkungen:

¹ Die folgenden Ausführungen zur Trinitätslehre und zur Abrahamstradition sind nachzulesen in »Abraham und der Glaube an den einen Gott«, Arbeitshilfe der EKIR 2009. Dort finden sich auch die entsprechenden Belegstellen.

² Cynthia M. Campbell, *A Multitude of Blessings. A Christian Approach to Religious Diversity*, Louisville/London 2006



Transformation im Pfarrberuf

Andreas Bauer, Geyer & Bauer Marketingberatung, Burgdorf; Workshop 8.1

Transformation braucht Führung

Machen wir uns nichts vor. Wenn Zukunft gestaltet werden soll, sind Sie gefragt. Die mittlere Führungsebene der EKD. Als Sandwich-Position zwischen oberster Kirchenleitung und den Pfarrerinnen und Pfarrern vor Ort. Als Perspektiv-Öffner statt Verlust-Verwalter.

Zielgerichteter Wandel ist nicht möglich ohne Führung. Denn Mitarbeiter haben ein Recht darauf zu wissen, wo die Reise hingehen soll. Wofür sie sich täglich einsetzen, mühen, ihre Fähigkeiten und ihre Kraft einbringen. Sie wollen erzählen können über ihre Perspektiven, sie wollen ein klares Bild von der – und von ihrer persönlichen – Zukunft vor Augen haben. Das begeistert, aktiviert und motiviert. Und verwandelt das Team in wichtige Multiplikatoren, die positiv über ihren Arbeitgeber sprechen. Übrigens ein Aspekt, dem Unternehmen eine immer größer werdende Bedeutung beimessen und das Employer Marketing stärken und ausbauen. Ziel: Die Besten gewinnen.

Führen heißt, die anvertrauten Menschen sicher in und durch eine unsichere Zukunft bringen und sie dazu befähigen, ihre Mission, ihren Auftrag erfolgreich zu erfüllen. Denn nur dann sind sie zufrieden, erfüllt, glücklich. Nicht ohne Grund gehört die regelmäßige Messung der Mitarbeiter-Zufriedenheit zu den Gehaltskriterien einer Führungskraft in der Wirtschaft.

Der Standort Ruhrgebiet wurde sorgfältig gewählt. Sich nicht gegen Veränderungsdruck wehren, sondern gesellschaftlich-wirtschaftliche Entwicklungen aufnehmen, die Chancen herausfiltern, innovative Lösungen erarbeiten und sie beharrlich und mit Freude umsetzen. Auch gegen Widerstände. Dafür ist diese Destination ein gelungenes Beispiel.

Treiber statt Getriebener sein

Wie gehen Unternehmen mit der Herausforderung des Wandels um? Selbstverständlich, routiniert und konzeptionell untermauert. Denn sie haben gelernt: Nur wer die Initiative behält, bleibt handlungsfähig. Wer Verlustängste in Zukunftsneugier wandelt, gewinnt.

Warum haben Unternehmen grundsätzlich eine Tradition des Wandels? Weil sie nie in einem geschützten Raum leben konnten, sondern schon immer um ihre Berechtigung am Markt kämpfen mussten. Ausnahmen waren die Monopolisten, die auch entsprechende Schwierigkeiten mit der Marktausrichtung hatten bzw. haben. Warum bin ich begehrt, warum sollen meine Kunden mich bevorzugen, was macht mich so einzigartig – Fragen, um die sich das Denken und Machen in Unternehmen, aber auch zunehmend in anderen Organisationen, ständig dreht.

Und weil sich das Marktumfeld täglich weiterentwickelt, gibt es keinen Stillstand. Die Bereitschaft, sich auf Veränderung nicht nur einzulassen, sondern sie aktiv zu gestalten und zu nutzen, entscheidet mehr und mehr über die Lebensfähigkeit von Unternehmen. Die Bandbreite reicht von der kontinuierlichen Anpassung bis zur kompletten Neuerfindung:

3 Beispiele

- Aus der guten deutschen Deutsche Post mit ihren Postboten wird DHL, ein weltweit tätiger Logistiker mit angeschlossenem Briefzustelldienst
- Aus IBM, dem legendären Hardware-Anbieter, wird ein Beratungsunternehmen ohne Maschinen
- Aus dem deutschen Reifenprofi Continental wird ein globaler Spezialist für automobile Assistenz-Technologie mit höchstem Innovationsanspruch. Reifen gibt es auch noch

Wer den Veränderungsdruck nicht sieht oder negiert, verliert brutal: Siehe Nokia, Karstadt, Loewe.

Ich will keine Angst machen – im Gegenteil. Die Positiv-Beispiel belegen, dass diese Unternehmen durch den Wandel qualitativ und quantitativ gewachsen sind und nun in einer anderen Liga spielen. Mit Konsequenzen für und neuen Anforderungen an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Vom Vorstand bis zum Pförtner.

Und ich will Mut machen, nicht zu warten, sondern jetzt zu beginnen: Transformation braucht einen langen Atem.

Wandel als Teil der Unternehmenskultur

Transformation ist kein Projekt. Mit Anfang und Ende. Sondern tägliche Führungsaufgabe mit einem hohen Zeitanteil. Wandel muss bewusst gewollt, organisiert und als langfristig angelegter Prozess gelebt werden. Voraussetzung für den mentalen Wandel ist die Lust auf Leitung. Vom »Was soll ich noch machen« zum »Das reizt mich, dafür werde ich bezahlt«. Führen heißt ständig kommunizieren. Burkhard Weller: »Es hört niemals auf«. Der Geist des Unternehmens muss lebendig gehalten und für jeden einzelnen Mitarbeiter immer wieder persönlich erlebbar sein. Und dafür setzen erfolgreiche Unternehmen ein umfangreiches Instrumentarium ein:

- Zukunft erforschen: Wer die Zukunft kennt, sieht sie gelassener und positiver, Wandel verliert seinen Schrecken (VW: Planungshorizont reicht bis 2035)
- Gemeinsame Ziele und Vorgehensweisen (»Was wollen wir eigentlich erreichen?«)
- Vernetzung mit Zielvereinbarungen (»Mein persönlicher Beitrag zur Zielerreichung«)
- Dem Wandel ein Gesicht geben (Motto, C.D, C.I, »Umparken«)
- Mission formulieren (»Wir lieben Lebensmittel«)
- Zukunftsbild (»Besser leben«)
- In Szenarien denken (Flexibilität schaffen / erhalten)
- Coaching (Befähigung und Unterstützung für / bei neuen Aufgaben)
- Controlling (Zielerreichung steuern)
- Optimierung (»Immer besser«)

So landet die Zukunft im Heute. Aus visionären Bildern werden konkrete Arbeitsbeiträge der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. So entsteht Zufriedenheit und das Gefühl, an einem großen Ganzen mitzuarbeiten. Und je profilierter und klarer der Auftrag für den Einzelnen beschrieben ist, umso mehr Freiraum bekommt die Führung für ihre ureigene Aufgabe.

Mit den Pionieren aufbrechen

In der Kirche ist es wie in allen anderen Organisationen, in denen Menschen arbeiten. Ein Teil der Mannschaft ist immer müde und unzufrieden. Was mir dabei auffällt: Im kirchlichen Umfeld erhält gerade diese Gruppe viel Aufmerksamkeit

(Management Attention). Hier wird Führungszeit belegt, Ressource blockiert, Frust ausgelöst, vielleicht der größte Schaden, den diese Gruppe für die Gesamtorganisation anrichten kann.

Viel wichtiger ist es, sich verstärkt denen zuzuwenden, die wollen und können (Analyse). Beginnen Sie mit der Transformation, indem Sie Ihren eigenen Blickwinkel verlagern. Auf die Pioniere, die mit Ihnen gemeinsam Zukunft gestalten wollen. Warten Sie nicht, bis alle topfit sind, Sie werden es nicht mehr erleben. Starten Sie auf Ihre Entdeckungsreise ins Morgen mit denen, die darauf, schlicht, Lust haben. Denn das Neuland, das Sie betreten, hat es in sich.

Worauf treffen Sie ganz konkret – auf heterogene Zielgruppen mit unterschiedlichen Erwartungen

1. Hochverbundene mit dem Anspruch eines Qualitätskunden

> Bestätigung, Stärkung, Multiplikatoren + Impulse, Visionen + Inszenierung

2. Distanzierte mit undefiniertem Anspruch

> Allgemeine Bestätigung, sporadische Ansprache

3. Indifferente mit »gefestigten Unglauben«

> Keine Erwartungen an Kirche

Mit wem treten Sie an – Mitarbeiter mit heterogener Motivation

- Beseelte und begeisterte Mitarbeiter

- Pflichtarbeiter

- Aber auch Überforderte, Frustrierte, innerlich Gekündigte

Mit welchem Rollenverständnis – große Differenz zwischen Erwartung und Erfüllung

- Seelsorger

- Dezidierte Kundenerwartung »Schwachen helfen«

Sie fragen sich sicher jeden Tag mindestens 1 x: Ist diese Gemengelage überhaupt in den Griff zu bekommen? Haben wir überhaupt eine Chance? Wie gehe ich persönlich mit der notwendigen Transformation als Führungskraft um?

»Just do it«!

Jeden Tag wird Wandel in Unternehmen und anderen Organisationen geplant und handwerklich umgesetzt. Dabei zeigen die Erfahrungen, dass es vor allem die mentalen Kriterien sind, die über Erfolg und Misserfolg entscheiden:

- Systematik
- Mut
- Zuversicht
- Konsequenz
- Disziplin
- Beharrlichkeit

Kriterien, die in der kirchlichen Arbeitswelt nicht immer zu den Stärken gehören.

Vergessen wir nicht, Transformation beginnt im Kopf. Es ist der unbedingte Wille, neue Wege zu

gehen, ein klares Ziel vor Augen zu haben und nur noch das WIE zuzulassen, ohne immer wieder das OB zu diskutieren.

Nutzen Sie das Zukunftsforum als Kick-off für den Aufbruch. Berichten Sie zuhause über die vielen Themen und den großen Zusammenhang. Legen Sie den Grundstein für den Prozess des Wandels in den Köpfen und Herzen Ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Drücken Sie die Mut-Taste – und führen Sie.

Stay hungry stay foolish
Steve Jobs, 2005, Stanford

In dir muss brennen, was du in anderen entzünden willst.

(Augustinus Aurelius, lateinischer Kirchenlehrer und Philosoph, 354 - 430)



Pfarramt im Spagat

Von Dr. Christoph Vogel, Oberkonsistorialrat, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin; Workshop 8.1

I.

»2 - 4 - 6 - 8?«, so lauteten die Antwortmöglichkeiten in dem Smartphone-Spiel »Quizduell«. Die einen versuchen die Antwort durch Ausschlussverfahren zu erraten. Die anderen freuen sich, dass sie mit ihrer religiösen Bildung einen so leichten Punkt machen können. Gestellt war die Frage: »Wie viele Evangelien gibt es in der Bibel?«

Dass dies aber überhaupt eine ernsthafte Frage sein kann, soll hier als ein Fingerzeig auf die Ergebnisse der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU V) gewertet werden: Das Verhältnis zur Kirche polarisiert sich: Es ist geprägt durch die beiden Pole »Engagement und Indifferenz«.

Damit ist ein Transformationsprozess beschrieben, der sich innerhalb unserer Kirche vollzieht. Er soll hier anhand von Einsichten aus der V. KMU in vier Thesen und auf pfarramtliche Themen hin zugespitzt skizziert werden.

II.

These 1: Unsere Kirche macht Spagat.

Das ist kein Zitat aus der V. KMU, ist aber sinngemäß in dem eingangs Gesagten bereits angelegt: Die Kirchenmitgliedschaft gerät aus dem sicheren Stand rund um die Mitte in den Spagat zwischen hochverbundenen und distanzierten Kirchenmitgliedern. Beides gilt: Die Bindung an die Kirche steigt. Die Distanz zur Kirche steigt. Es ist ein Prozess des Zugleich. Dies zeigt sich durchgängig in allen behandelten Themenbereichen.

These 2: Wer einmal evangelisch ist, tritt nicht mehr aus.

Dieser Satz ist zwar arg zugespitzt, stimmt aber in der Tendenz! Selbst unter den der Kirche gegenüber kaum oder gar nicht verbundenen Kirchenmitgliedern sind die Austrittswilligen in der Minderheit. Der Ort der religiösen Sozialisation ist vor allem die Familie, das Zuhause, nicht das Gespräch mit der Pfarrerin oder dem Pfarrer: Als persönliche Gesprächspartner für religiöse Themen sind Pfarrpersonen seltener gefragt. Glauben

und kirchliche Bindung werden von Generation an Generation weitergegeben.

Zugleich gilt:

Für die Jugend ist Kirche kein Thema mehr. In der Altersgruppe, deren Anzahl innerhalb der Kirche beständig sinkt, steigt die Distanz. Die religiöse Sozialisation flaut ab, durch die Generationen hindurch gibt es keinen Rückenwind mehr für eine evangelische Kirchenmitgliedschaft. Das Gewinnen von neuen Mitgliedern in dieser Alterskohorte fühlt sich mitunter wie Gegenwind an: Fehlende religiöse Sozialisation »untergräbt« die Bildung von Religiosität oder »entzieht ihr die Entstehungsmöglichkeit«. Dabei zeigt sich die absolut alarmierende Tendenz einer »Stabilität des Abbruchs« (63).

3. Die evangelische Kirche wird anspruchsvoller.

Denn sie wird mit mehr Ansprüchen belegt. Wer im Kontakt zur Kirche steht, trägt einen höheren Anspruch an sie heran. Die Kirchenmitglieder sind religiöse *Akteure* und verstehen sich auch als solche. Sie werden »zunehmend anspruchsvoll nach inhaltlich überzeugenden, persönlich zugewandten und sorgfältig inszenierten Angeboten der Kirche fragen«. Die Inanspruchnahme von kirchlichen Handlungen erhält immer stärker einen »inhaltlich-bekennnishaften Aspekt«, weil er sich einer bewussten Entscheidung, einem bewussten Entschluss verdankt. Wer sich aber bewusst entscheidet, hat höhere Ansprüche.

Zugleich gilt:

Wer keine Ansprüche mehr an die Kirche hat, der zieht die Konsequenzen. Dabei stehen für einen Austritt aus der Kirche nicht die Kirchensteuer und nicht Ärger über irgendein öffentliches Fehlverhalten kirchlicher Personen im Vordergrund. Die, die die Kirche verlassen, sagen, Kirche sei ihnen gleichgültig, sie könnten mit dem Glauben nichts anfangen und brauchten Religion fürs Leben nicht. Konfessionslosigkeit ist nicht mehr begründungspflichtig – oft genug aber inzwischen die Konfessionszugehörigkeit.

4. Der konziliare Prozess ist zu Ende.

Das sagt die V. KMU zwar nicht direkt. Doch sie unterstreicht: In der Kirche wird nach dem Religiösen gesucht. »Gerechtigkeit« und »Frieden« werden erst an Nummer 8 als »religiöses Thema für mich«, die »Natur« noch dahinter an Nummer 9 genannt. Die vorderen Themen hingegen beziehen sich sämtlich auf das Lebensende, auch mit seinen ethischen Fragen, auf den Lebensbeginn und auf den Sinn des Lebens. Dazu passt die Aussage, dass die Kirche sich nicht unbedingt »zu politischen Grundsatzfragen« äußern sollte – dies findet selbst bei den kirchlich Verbundenen nur eine deutlich abgeschwächte Form der Zustimmung.

Zugleich gilt:

Kirche ist nicht egal. Sie ist kein zivilgesellschaftlich beliebiger Akteur. Neben den Kasualien genießt vor allem die Diakonie eine außerordentlich hohe Wertschätzung. Außerdem: Drei Vierteln der Evangelischen ist ihr Pfarrer, ihre Pfarrerin bekannt. Wer aber seinen Pfarrer oder seine Pfarrerin kennt, fühlt sich mit der Kirche verbunden. Ein Drittel der Evangelischen hält den direkten Kontakt zum Pfarrer für wichtig, kennt ihn aber allein von öffentlichen Gelegenheiten (Stadtteilfesten, Kasualien) als Repräsentanten der Kirche, und zwar in ihrer Gestalt als Ortsgemeinde. Aus pastoraler Perspektive wird an die Pfarrperson eine Haltung der Erwartung oder der Hoffnung auf Zuwendung an ihn herangetragen, ohne diese selbst einzulösen.

III.

a: Welche Pfarrerinnen und Pfarrer braucht die Kirche aus Sicht der Ergebnisse der KMU?

Aus Perspektive der V. KMU lässt sich sagen:

Wir brauchen Pfarrerinnen und Pfarrer,

- die selbstbewusst sind und ihrer Sache gewiss;
- die klar und motiviert, auskunftsfähig und kränkungsfrei für den Glauben eintreten;
- die Lust haben an der Gestaltung von Kasualien und öffentlichen Auftritten;

- die nicht ohne andere arbeiten wollen;
- die keine Scheu haben, Gesicht der Ortsgemeinde zu sein, und wohlwollend beobachtet zu werden;
- die Gemeindeglieder mehr als selbständige Akteure denn als Abnehmer verstehen.

b: Was brauchen heutige Pfarrerinnen und Pfarrer aus Sicht der Ergebnisse der KMU?

Sie brauchen Fortbildungsangebote,

- die über den Transformationsprozess informieren,
- die vergewissern, zur Einsicht in Grenzen des Machbaren führen und eine Außenperspektive auf die kirchliche Arbeit vermitteln,
- die Knowhow bieten zur pfarramtlichen Existenz im Spagat.

Sie brauchen Fähigkeit zur Selbstkritik bei bleibendem Selbstbewusstsein

- durch Kollegialität und das Erleben von Verbündeten,
- durch Freiheit, um sich vor Ort auf die Situation einlassen zu können,
- durch Gottvertrauen und Orte oder Anlässe, an denen sich dieses erneuern und bestätigen kann.

Sie brauchen eine Institution,

- die zu ihnen hält und sie unterstützt,
- die Freiräume und Verbindlichkeiten klar ausspricht,
- die kirchenrechtliche Korridore mit Bewegungsfreiheit ausstattet, »Ermöglichungsnormen« (Rainer Mainusch, Hannover) statt Aufsichtsnormen schafft,
- die ihr Konzept zum Erreichen der Jugend darstellt: Denn hierbei handelt es sich um ein globales kirchliches »Strukturproblem«.

Projekt der ELKB: Berufsbild PfarrerIn

Von Hanna Wirth, Dekanin, Dekanat Rosenheim; Workshop 8.1

1. Wir sind nicht die Ersten:

»Der protestantische Pfarrer ist eine merkwürdige **Zwitterfigur**.

Der Ausbildung und der Amtstracht nach tritt er auf als **Gelehrter**.

Durch die Art seiner Dienstleistungen gehört er in die Reihe der **Priester**.

In seinem theologischen Selbstverständnis möchte er am liebsten als **Prophet** agieren (1982).

Aber die meiste Zeit verbringt er wahrscheinlich damit, die Rollen des kirchlichen **Verwaltungsbeamten** und des gemeindlichen **Freizeitanimateurs** zu spielen.«

(Manfred Josuttis im Vorwort zu »Der Pfarrer ist anders«, 1982.)

Spätestens seit Manfred Josuttis viel gelesenen Buch »Der Pfarrer ist anders«, ist der Pfarrberuf in der Diskussion. Viele namhafte Gruppen und Personen haben ihren Beitrag dazu geleistet.

Schon lange ist klar, dass sich der Pfarrberuf wandelt. Bisher allerdings wird er nur erweitert. Den Pfarrberuf wieder zu konzentrieren, zu bereinigen und damit zukunftsfähig zu machen, das ist das Anliegen der verschiedenen Initiativen und jetzt auch des laufenden Projekts.

2. Wie kam es zu dem Projekt?

Auslöser war die Eingabe des DA Rosenheim an die Landessynode im September 2012:

Die Landessynode möge beschließen, dass sie sich in ihren nächsten Sitzungen mit den Veränderungen des Pfarrerbildes kritisch-theologisch befasst und Maßnahmen diskutiert und entwickelt, wie der Weg dazu bereitet werden kann, dass der Pfarrberuf zum Wohl der Menschen zukunftsfähig gestaltet werden kann.

Hintergrund war die Sorge um die Gesundheit der Pfarrerinnen und Pfarrer.

Die Landessynode hat reagiert und ein dreijähriges Projekt ins Leben gerufen und eine Viertelstelle für die Projektleitung zur Verfügung gestellt.

Grundlage des Projekts: Der Vorsitzende des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins, Klaus Weber, hat es auf den Punkt gebracht: das dreifache JA der

Ordination: Ja Gottes zur Pfarrperson, Ja der Pfarrperson zum Auftrag und das Ja der Kirche zu ihren Pfarrpersonen.

Und das Ziel ist: den Pfarrberuf zu entschlacken; Strukturen familienfreundlich zu gestalten, explizit Raum geben für Spiritualität, geistliches Leben

3. Was ist das Besondere?

Das Projektdesign ist sehr komplex. Das ist auch das Besondere an diesem Projekt. Es stellt sich nicht als eines unter oder neben vielen anderen dar, sondern vernetzt sich mit den anderen Projekten. Es ist quasi ein Querschnittsprojekt. Es hat zu tun mit anderen Projekten wie

- Berufung durch Beauftragung: Das Zusammenwirken von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen
- Projekt »Verwaltungsdienstleistungen für Kirchengemeinden« ...
- »Willkommen in der ELKB«: (Rahmen für Studium, 1. u.2. Examen, ...) ...
- Salutogenese: »Gesundbleiben«
- Runder Tisch Berufsgruppen

Hier geschieht regelmäßig Austausch und Vernetzung.

Das zweite Besondere dieses Projektes ist, dass alle Betroffenen, die das möchten, mit diskutieren können. Das heißt:

- Eine breit angelegte große Planungswerkstatt zu Beginn, an der etwa 70 Personen aus allen möglichen Zusammenhängen teilnehmen.
- Studientage für alle Pfarrerkonferenzen, in denen die Pfarrer und Pfarrerinnen gehört und eingebunden werden.
- Besuche in Pfarrerkonferenzen, Dekanekonferenzen, in denen das Projekt vorgestellt wird und Fragen aufgenommen werden.
- Kontakte zu den Referenten im LKA, zu den Hochschulen, zu Kirchen außerhalb

4. Wie sieht das Projekt konkret aus?

Dauer: 2013-2016

In den drei Projektjahren kann man folgende Projekthöhepunkte ausmachen:

Planungswerkstatt im 1. Jahr (Ende 2013) und gleich danach die entsprechenden Beschlüsse in LKR und LS

Die dabei entwickelten Arbeitspakete werden jetzt (2014) in der beschriebenen komplexen Weise bearbeitet. Momentan stehen im Vordergrund die Studientage mit den ca. 70 Pfarrkonferenzen.

Im Frühjahr 2015 fallen weitere Beschlüsse im LKR und in der LS.

Das Jahr 2016 ist dafür vorgesehen, dass neue Ordnungen, Strukturen und Kulturen Realität werden und erprobt werden.

Die notwendigen Gesetzesänderungen sollen im November 2016 beschlossen werden.

5. Was ist bereits zu sehen?

Einzelne Pflänzchen sehen wir schon, z. B.:

Wir sehen schon, dass die Änderung der Dienstordnung nicht nur eine strukturelle Änderung sein wird, sondern auch eine kulturelle: weniger

Dienstordnung, mehr Dienstbeschreibung – in Freiheit und Verantwortung.

Wir sehen schon, dass die Pfarrerurlaubsverordnung mehr Freiheiten lassen wird, etwa ein freies Wochenende (als muss? als Soll?).

Wir sehen schon, dass probeweise zwei Springerstellen in besonders von Vakanzen geplagten Dekanaten eingerichtet werden sollen. Ein erster Versuch.

Wir sehen schon, dass Versuche starten, Nicht-Theologen bzw. Diakone als Geschäftsführer für die pfarramtliche Geschäftsführung einzustellen.

6. Ausblick

Wir wünschen uns, dass das Projekt dazu hilft, dass die Rahmenbedingungen im Pfarrberuf so gestaltet werden, dass die Pfarrer und Pfarrerinnen, »gut, gerne und wohlbehalten« arbeiten können.

Wir wünschen uns, dass der Pfarrberuf neue Attraktivität auch für junge Leute erhält.

Wir hoffen, dass das Projekt in 2016 nicht fertig ist, sondern die Kirche weiter begleiten wird durch die Veränderungen der Zeit. Dahinter steht die Gewissheit:

Wir können was verändern. Wir müssen nur anfangen.



»Fresh expressions of church« – auch in meinem Kirchenkreis?

Von Dirk Stelter, Ökumenebeauftragter im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers; Workshop 8.2

Der folgende Beitrag ist auf der Grundlage der ppt-Präsentation des Workshops formuliert und berücksichtigt Ergänzungen und Voten der Teilnehmenden.

Ausschreibungstext:

»Fresh expressions of church«: Kirchliche Formen, die in besonderer Weise situativ, kontextuell oder zielgruppenbezogen sind, haben Zukunft. Sie setzen für eine Teilnahme nicht die

Anpassung an ein bestehendes kirchliches Format voraus – »herzlich willkommen, vorausgesetzt ihr werdet wie wir« –, sondern gewinnen Gestalt entsprechend der Lebenswelt der in ihnen Aktiven. Wo das parochiale System an Grenzen kommt, bieten sie neue Möglichkeiten für kirchliche Präsenz, Profilierung und Vernetzung. Sie machen Kirche attraktiv auch für Menschen, die ihr bisher distanziert gegenüberstehen.

Wohin führt dieser Weg zwischen der Beheimatung in Ortsgemeinden, der individuellen Freiheit in der Gestaltung der Kontakte und neuen, vielfältigen Formen von Kirche? Wie können – im Sinne einer »mixed economy« – sowohl bewährte Formen von Kirche als auch innovative Ansätze als legitime und bereichernde Vielfalt wahrgenommen werden? Welche Chancen bietet ein ökumenisches Vorgehen? Informationen und Praxisbeispiele bieten einen Einblick in ein spannendes Feld experimenteller Ekklesiologie auf der Suche nach kirchlichen Gestaltungsformen für die Zukunft.

1. Zwischen Reformstress und same procedure as last year – oder: wie »kirchen« wir in Zukunft?

Die Analyse der kirchlichen Situation in den Großkirchen bewegt sich in den Stereotypen eines Krisenszenarios. Demografisch bedingter Mitgliederverlust, abnehmende finanzielle Ressourcen, sich vermindernde Kontaktflächen zu den gesellschaftlichen Milieus, eine generativ wachsende Entkirchlichung und ein gesellschaftlicher Plausibilitätsverlust. Die neueste Kirchemitgliedschaftsuntersuchung der EKD¹ verlängert diese Reihe noch um einen weiteren Begriff: die wachsende Indifferenz mit zunehmender Austrittsneigung. Einerseits ist bei den evangelischen Kirchenmit-

gliedern ein deutlicher Zusammenhang zwischen religiöser Praxis und Kirchenbindung erkennbar. Andererseits bewegt sich diese religiöse Praxis oft jenseits der formalisierten Kirchlichkeit und folgt frei gewählten Mustern, die wiederum in Korrespondenz mit kulturellen Entwicklungen stehen.

Dies stellt die Kirchen vor große Herausforderungen mit ambivalenten Wirkungen, die manchmal wie eine hektische Lähmungsstarre wirken. Die Reaktionen der Organisationen sind geprägt von permanenten Rückbaumaßnahmen mit Tendenz zu größeren Einheiten und Verdichtungen. Kirche im auf Dauer gesetzten Reformstress? Die Basis beharrt zunächst auf die Bewahrung der lokalen Struktur und der Beibehaltung der aus dem Frühmittelalter stammenden Trias von Territorium, Kirchengebäude und Pfarramt. Same procedure as last year – auch wenn sich der Tisch, der hier gedeckt wird, schon längst wie beim bekannten »Dinner for One« geleert hat? Strukturell bewegen sich die beiden Reaktionsmuster zwischen Fusionitis (Schaffung größerer regionaler Einheiten) und Parochitis (Betonung des Primats der Ortsgemeinde). Doch zugleich spüren wir immer deutlicher, dass wir nicht nur vor Problemen der Strukturanpassung an veränderte Rahmenbedingungen, sondern vor einem grundlegenden Musterwechsel stehen. Zumal noch unklar ist, wie sich in Zukunft kirchliche Organisation, gelebte Sozialformen des Glaubens und subjektiv verantwortete Religiosität ins Verhältnis setzen.²

In diesem Kontext stellt sich die inhaltlich entscheidende Frage: Wie kann es uns als Kirche gelingen, das Evangelium so zu kommunizieren, dass Menschen es als lebensrelevant erfahren und es als Ferment in der Gesellschaft wirkt? Wie »kirchen« wir in Zukunft? Das Verb zeigt an, dass es hier keine Patentrezepte gibt; und das »wir« deutet darauf, dass mit einer Pluralität von Subjekten zu rechnen ist. Mut zu Experimenten ist gefragt, die weder das nach wie vor vorhandene volkskirchliche Potential mit seinen Kontaktflächen leichtfertig verschleudern, noch die notwendigen Schritte des Umbaus versäumen.³

Solange der Blick auf diese offene Situation jedoch vom »Weniger« bestimmt ist und die Zukunft im Schatten einer vermeintlich hellen Vergangenheit liegt, führt kein Weg aus dem Schneckenhaus depressiv kirchlicher Selbstbeschäfti-

gung heraus. Wo das »Wenige« jedoch im Licht der Verwandlung erglaubt und begriffen werden kann – Christus dankte und brach´s (Mk 6,41) – kann sich der Mangel in Fülle verwandeln. Hier liegt der geistliche Zugang zur Transformation. Die Rede von der »ecclesia semper reformanda« ist kein Reformversprechen zum Selbsterhalt, sondern Mutruf zu einer Wandlung, die uns Umkehr abverlangt und überraschende, neue Formationen des kirchlichen Gefüges implizieren kann.

Der Weg der Kirche will erglaubt werden – in einer adventlichen Haltung, die mit der immer wieder neuen Ankunft Gottes rechnet. Denn es ist diese Ankunft Gottes, die nach evangelischem Verständnis die Kirche als Versammlung um Wort und Sakrament immer erst hervorruft. Kirche ist creatura verbi – Schöpfung des Wortes Gottes. Und diesem ebenso unverfügbaren wie zu erwartendem Ereignis haben die liturgischen, sozialen und rechtlichen Formen der Kirche zu dienen (vgl. CA 7 sowie Barmen III und VI).

2. Kirche, ganz frisch – missionarische Kirchenentwicklung in der Church of England⁴

Auf dem Hintergrund dieser zugleich krisenhaften wie zukunfts-offenen Ausgangslage wird deutlich, warum uns die gemeinsamen ökumenischen Studienreisen mit Vertreterinnen und Vertretern aus dem Bistum Hildesheim in die Church of England so inspiriert haben.⁵ Denn hier zeigt sich, dass und wie kirchliche Aufbrüche in einer Volkskirche trotz finanzieller Krise und schwindender gesellschaftlicher Akzeptanz möglich sind. Dazu sei auf drei Unterschiede zwischen englischer und deutscher Kirchenlandschaft hingewiesen.⁶ Zum einen hat die anglikanische Kirche ein sehr universalistisches Verständnis. So weiß sich der Priester bzw. die Priesterin einer Gemeinde prinzipiell für alle Menschen zuständig, die im Bereich dieser parish leben. Zum anderen gibt es ein klar abgestuftes, freiwilliges Kirchenmitgliedschaftssystem. Glied der Kirche wird man per Taufe – aber nur, wer sich auf einer Wählerliste vor Ort erfassen lässt, wird nominell als Kirchenmitglied erfasst. Hier spiegelt sich die Freiwilligenkultur der Kirche wieder, die keine Kirchensteuer kennt. Zum dritten hat die anglikanische Kirche aufgrund ihrer Entstehung und ihrer Geschichte eine ausgeprägte Toleranz im Umgang mit theologischer und geistlicher Pluralität entwickelt, die sie mit einer pragmatischen Grundhaltung kombiniert. Als kleines Beispiel mag der Hinweis genügen, dass es für das deutsche Wort »grundsätzlich« kein englisches Äquivalent gibt...

Wir begannen zu staunen über eine Kirche, die Entwicklungen gewagt hat, die in unseren beiden Konfessionen in Deutschland lange nicht für denkbar, geschweige denn für machbar gehalten worden sind. Seit langer Zeit schon hatten Kreise in der Church of England angesichts des gesellschaftlichen Traditionsabbruchs für den Wandel zu einer stärker missionarisch ausgerichteten Kirche plädiert. Ein dramatischer Wandel ereignete sich dann zu Beginn der 90er Jahre, als die anglikanische Kirche in eine Finanzkrise geriet. »Money talks«, so brachte es der anglikanische Bischof John Finney auf den Punkt. Diese Sprache, die quer durch alle theologischen Lager verstanden wurde, zeigte das Ende einer alten volkskirchlichen Ära an. Dass immer weniger Menschen den klassischen Gemeinden etwas abgewinnen konnten, führte zur Erkenntnis der Notwendigkeit, das Evangelium neu in die unterschiedlichen Lebenswelten zu übersetzen. Das geschah zunächst durch Glaubenskurse. Vielleicht nirgendwo sind Kurse wie der Alphakurs oder der Emmauskurs so sehr zur Regel geworden wie in England. Aber schon bald stellte sich heraus: Die Menschen, die durch diese Kurse auf die Spur des Evangeliums kamen, sehnten sich nach neuen Formen der Zugehörigkeit. Zugleich wuchsen neue Gemeindeformen, die in sich selbst Glaubensprozesse waren. »Belonging before believing«, so hieß und heißt diese Erfahrung.⁷ Daraus entstanden neue, katechumenale Formen von Kirche, in denen es primär darum ging, Zugänge zum christlichen Glauben zu finden und einen entsprechenden Lebensstil einzuüben.

In Gesprächen wurde uns dies immer wieder als dreistufigen Prozess dargestellt: ‚Wir haben es neu gelernt: Zuerst dachten wir, dass wir eine attraktive Kirche schaffen müssten, und die Leute dann zur Kirche kommen. Aber das funktionierte nicht. Dann haben wir gedacht: Wir müssen die Leute abholen, wo sie sind, und dann zur Kirche bringen. Aber auch das funktionierte nicht. Und schließlich haben wir verstanden: dort hingehen, wo die Menschen leben, und mit ihnen Evangelium und so Kirche neu entdecken.‘ Dieser Weg hat eine Dimension der Kenosis: die eigene, vertraute kirchliche Heimat verlassen, hinausgehen, sich auf andere soziale Kontexte, Milieus und Lebenswelten einlassen und der Kraft des Evangeliums trauen. So entstanden neue und originelle Gemeindeformen, die natürlich auch Misstrauen weckten: Kann es einen Skater Club geben, der auch Kirche ist? Eine Gemeinde in einem Coffee Shop? Mittägliche Vorträge beim Lunch zu Themen christlichen Lebensstils in einer altherwürdigen Kirche mitten im Londoner Bankenvier-

tel als Gottesdienstersatz? Surfkirchen in Feriengebieten? Die Pioniere dieser Bewegung lebten mit diesem Misstrauen, aber immer deutlicher wurde, dass sich hier ein neuer Weg auftat. Ein deutliches Wachstum wurde erkennbar. Im Jahr 2004 kam dann der Durchbruch. Die anglikanischen Bischöfe bestätigten den Bericht »Mission-shaped Church«⁸ und fördern seitdem die »fresh expressions of church«, die neuen Konfigurationen in der kirchlichen Landschaft der anglikanischen Kirche. Der damalige Erzbischof von Canterbury, Rowan Williams, sprach in diesem Kontext im Blick auf die Kirche von einer »mixed economy«: In unserer (post)modernen Wirklichkeit koexistieren gewachsene und neue Formen der Kirche und der Verkündigung des Evangeliums und bilden so eine vielfältige und dynamische Kirchenlandschaft. Auf diese Weise bleibt die anglikanische Kirche eine reformorientierte Kirche, die sich je neu inkulturiert.

Die Rede von den »fresh expressions of church« ist abgeleitet aus dem Grundauftrag der Verkündigung, den jede/r anglikanische Geistliche bei der Ordination übernimmt: »The Church of England [...] professes the faith uniquely revealed in the holy scriptures and set forth in the catholic creeds, which faith the Church is called upon to proclaim afresh in each generation.«⁹

Zugleich aber wurde deutlich, dass dieser neue Aufbruch nicht ohne eine klare Krioteriologie auskommt. Nicht alle der vielen Aufbrüche sind »neue Formen des Kircheseins«, sie orientieren sich vielmehr an den Merkmalen des Kircheseins, die im Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel formuliert sind und hier eine praxisorientierte Aktualisierung erfahren: missional, also auf alle Menschen, vor allem auf jene ausgerichtet, die noch nicht glauben (somit »apostolisch«), kontextuell, also auf das jeweilige Lebensumfeld ausgerichtet (somit »allgemein« bzw. »katholisch«), auf die Nachfolge bezogen (somit »heilig«) und natürlich ekklesial eingebunden (somit »eins«) sind diese neuen Wege, die eben frische Formen des Evangeliums sind, Wirkungsgeschichte der Verkündigung.¹⁰

3. Sowohl bottom up als auch top down – Graswurzelbewegung und kirchliche Strukturen

Außerdem konnten wir in England beobachten, wie die Graswurzelbewegung lokaler Aufbrüche in Form der vielen bunten »fresh expressions of church« einerseits und kirchliche Ermöglichungsstrukturen andererseits einander befruchten.

Denn die Experimente werden seitens der Kirchenleitung mittlerweile nicht kritisch beäugt, sondern ausdrücklich gefordert und gefördert. Dafür steht das kirchenrechtliche Instrument des »Bishops' mission order«.¹¹ Es sieht u.a. vor, dass durch eine sorgfältige Prüfung im Vorfeld eine vermeidbare Konkurrenz zu einer ortsgemeindlichen Form oder einer anderen fresh expressions of church verhindert und ökumenische Zusammenarbeit aktiv gesucht wird. Auf diese Weise ergänzen die neuen gemeindlichen Formen die bewährte Ortsgemeinde und werden in das gesamtkirchliche Handeln eingebunden. Alte wie neue Formen stehen dabei im Horizont einer mission-shaped church, einer Kirche, die ihre Formen von ihrer Mission her entwickelt. Dabei können drei unterschiedliche Formen der Mission unterschieden werden: 1) eine attraktionale Form, bei der die Kirche über Angebote und Atmosphäre auf ihre Umgebung ausstrahlt und so anziehend wirkt. 2) Eine aufsuchende Form, bei der sich die Kirche in die Lebenswelten der Menschen aufmacht, um diese dann zu sich einzuladen. 3) Eine missionale oder inkarnatorische Form, bei der sich die Kirche auf die Lebenswelten der Menschen einlässt, um mit ihnen in ihrer Kultur neue kirchliche Formen zu entwickeln.¹² Die Verschiedenheit von Milieus und sozialen Mustern führt daher auch zu unterschiedlichen kirchlichen Formen wie Netzwerkgemeinden, sozialen Initiativen, postmodernen Kommunitäten, Jugendgemeinden, Schulgemeinden u.a. Über 20 unterschiedliche Typen hat die neueste Untersuchung aus England aus dem Jahr 2014 identifiziert.¹³ Knapp ein Viertel aller englischen Diözesen wurde untersucht und dabei festgestellt, dass fresh expressions 15 % aller Gemeinden ausmachen und 75 % der hier Engagierten zuvor kirchlich nicht eingebunden waren. Wurden die Initiativen von einem Team von 3-12 Personen gestartet, so zählen sie aktuell im Durchschnitt 40 Mitglieder – eine Wachstumsrate von 250 %. Die gemeinsame Klammer für die unterschiedlichen Formen bildet eine »provisorische« Definition: »A fresh expression is a form of church for our changing culture, established primarily for the benefit of people who are not yet members of any church. It will come into being through listening, service, incarnational mission and making disciples. It will have the potential to become a mature expression of church shaped by the gospel and the enduring marks of the church and for its cultural context«.¹⁴

Für die Gründung von fresh expressions hat die anglikanische Kirche eigens eine neue Ausprägung des Pfarramtes und entsprechende Ausbil-

dungsgänge geschaffen: den/die pioneer minister. Diese Pionier-Geistlichen haben die Aufgabe, mit einem Team entsprechende neue gemeindliche Formen für und mit Menschen zu entwickeln, die bislang kirchlich nicht erreicht wurden. Die Mehrzahl der über 3000 fresh expressions of church wird jedoch von einem Laienteam geleitet. Diese werden durch einen Fortbildungskurs unterstützt, genannt »mission shaped ministry«, der flächendeckend durchgeführt wird – oft in ökumenischer Trägerschaft¹⁵. Ökumenisch aufgestellt ist auch die Plattform, die die Fresh-expressions-Bewegung weiter fördert und flankiert – mit vielen inspirierenden Geschichten, die über Homepage und social media erzählt werden, mit dem Sammeln und Auswerten von Lernerfahrungen, mit dem Aktualisieren von Fortbildungsmaterial und der Veröffentlichung von Literatur.¹⁶

4. Von der mixed economy zum deutschen Mischwald

Was wir aus evangelischer wie katholischer Perspektive in England gemeinsam entdeckten, formierte die Sicht auf die eigene kirchliche Wirklichkeit neu. Alte kirchliche Bilder und theologische Sprachspiele kamen in Fluss, zwischen sich scheinbar ausschließenden Alternativen taten sich neue Möglichkeiten auf, an die unterschiedliche Frömmigkeitsstile und theologische Ansätze andocken konnten. Mit den anglikanischen Erfahrungen vor Augen entdeckten wir die Potentiale der eigenen Kirchenlandschaft neu und stellten ebenso überrascht und erstaunt fest: Vieles an ähnlichen Aufbrüchen ist bei uns schon da und wartet nur darauf, wahrgenommen, gewürdigt, gefördert und begriffen zu werden. Ekklesiologie wurde zu einem aufregenden Abenteuer. Es geht nicht darum, theoretisch zu entfalten und zu wiederholen, was Gemeinde sein sollte und nicht mehr ist – schon gar nicht normativ. Gelebte Spiritualität und Glaubenspraxis werden vielmehr zum Ausgangspunkt einer experimentellen Ekklesiologie. Die prophetische Dimension nicht rezipierter konziliarer Ekklesiologie und das Gestaltungspotential der grundlegenden evangelischen Bekenntnistexte für unterschiedliche soziale Formen von Gemeinde werden erfahrungsgemäß und formulierbar. Kirche denkt ihrer eigenen Ekklesiogenese nach und wird auch für sich selbst wieder fragwürdig – ihm wahrsten Sinne des Wortes.

Was in der evangelischen Kirche an flexiblen, passageren und pluralen Gemeindeformen als Schattengewächs neben dem Bodendecker der Ortsgemeinde sprießt, kann nun ins Licht der »mixed economy« gerückt werden. Ob kirchlicher

Urlauberarbeit oder die »Gemeinde«, die sich um einen Zweitgottesdienst bildet, ob ein geistliches Zentrum mit seiner überregionalen Ausstrahlungskraft oder die Arbeit einer Kita bzw. eines Familienzentrums – all diese kirchlichen Formen ergänzen die Ortsgemeinden und erreichen Menschen, die dort kein zuhause finden. So formt sich ein neues Kirchenbild: Kirche als Netzwerk unterschiedlicher gemeindlicher Orte, die dem einen Auftrag in vielfältigen Formen nachkommen. Als Netzwerk unterschiedlicher gemeindlicher Orte kann die Kirche ihrem Sendungsauftrag in Zukunft nachkommen und in die unterschiedlichen Kontexte hinein wirken – evangelistisch, kulturell, diakonisch, zivilgesellschaftlich. So lassen sich Menschen in der Breite von Milieus und unterschiedlichen Bindungsgraden erreichen. »Hat die Kirche den Anspruch, das Evangelium mit breiten Bevölkerungsgruppen zu kommunizieren, und seine Relevanz für die Gesellschaft insgesamt zu zeigen, dann erfordert dies vielfältige Zugänge zur Kirche auf unterschiedlichen Wegen und nach unterschiedlichen Logiken – als Netz von Gemeinde an kirchlichen Orten«.¹⁷

Erschließt sich diese geistreiche Vielfalt im Sinne der mixed economy als ein Kirchenbild der Zukunft, so stellt sich die Frage nach einem deutschen Begriff für das Miteinander der unterschiedlichen kirchlichen Formen. Wenn man bei der Metaphorik des Wachsens bleiben möchte, bietet sich »Biodiversität« an: kirchliche Artenvielfalt als Zeichen der Dynamik des Evangeliums. Oder – etwas deutscher formuliert – Kirche als Mischwald, in dem nicht eine Baumart dominiert, sondern auch spontaner Wildwuchs neben der geplanten Aufforstung Berechtigung und Lebensraum findet.

Anschlussfähig ist diese Wertschätzung der Vielfalt an die Perspektive, die das Impulspapier der EKD »Kirche der Freiheit« bereits 2006 – damals noch sehr provokant – ins Gespräch gebracht hat: Als Ziel für das Jahr 2030 wurde dort formuliert, dass an die Seite von Ortsgemeinden je

25% Profilkirchen (z.B. City-, Jugend- und Kulturkirchen) und 25% netzwerkorientierte Gemeinden treten – mit entsprechender Konsequenz für die Verteilung der Ressourcen.¹⁸ Die Pluralisierung der Formen wird ebenso soziologisch wie theologisch begründet: »Damit möglichst viele Menschen erfahren und erleben können, dass das Evangelium eine Hilfe zum Leben ist, sind Gemeindeformen zu stärken, die Räume der Begegnung über die vorherrschenden gemeindlichen Milieus hinaus eröffnen«.¹⁹

Auf diesem Hintergrund liest sich das Plädoyer für enge und wachsende Zusammenarbeit zwischen gemeindlichen und funktionalen Arbeitsformen und für die Ergänzung der Parochie durch andere Formen nicht nur als Reduktionsprogramm, das aus der Not der schwindenden Finanzen über kirchliche Managementprozesse von oben eine Tugend machen möchte. Das Bekenntnis zur wachsenden Vielfalt der Formen verdankt sich auch einer Vision von Kirche, die mit dem Evangelium unter den Menschen präsent sein und bleiben möchte. Mitgliederorientierung und missionarische Wendung nach außen sind die Motive für die Pluralisierung des Gemeindebegriffs.

5. Create, don't clone – oder: Wie übersetzt man fresh expressions of church?

Begreift man unsere bunte Kirchenlandschaft als Mischwald unterschiedlicher gemeindlicher Formen, öffnen sich auch Schneisen der Wahrnehmung für spezifisch deutsche Sprösslinge.²⁰

Eine davon ist die »kreative kirche witten« (www.creative-kirche.de). Am Anfang standen ein paar »Bekloppte mit positiver Ausstrahlung«, die mit ihrer Leidenschaft für Glaube und Musik andere anstecken wollten. Sie stellten ebenso einfache wie herausfordernde Fragen: Wie erreichen wir mit der besten Botschaft der Welt Arbeitskollegen, Freunde und Bekannte? Wie müssen Gottesdienste aussehen, damit sich auch Kirchenfremde orientieren können? In die man seine Kumpel einladen kann und sich nicht dafür zu schämen braucht? Dann legten sie los, experimentierten, fanden Anklang und Unterstützung, lernten aus Fehlern und blieben ihrer Leidenschaft treu. Heute, nach 20 Jahren, ist die creative-kirche ein florierendes Unternehmen. Mit ihren Projekten, den Kindermusicals, den Gospelkirchentagen und Groß-Events wie »Die 10 Gebote« bindet sie Tausende von Menschen aktiv ein und hat mittlerweile Hunderttausende erreicht. Und seit letztem Jahr steht sie auch für eine Gemeindeneugründung innerhalb des Kirchenkreises Witten-Herdecke. Die Gemeindeordnung ist ebenso kreativ wie die das Leben, das sie ordnet. Mitglied kann z.B. auch werden, wer einer anderen Denomination angehört oder noch gar kein Kirchenmitglied ist. So spiegelt sich hier nicht nur die postkonfessionelle Situation zahlreicher Lebenswelten, Kirche wird auch erfahrbar als eine offene Gemeinschaft, die experimentelle Zugänge zum Glauben mit open end ermöglicht.

Fermente dieser Aufbrüche sind an vielen Orten erkennbar und präsentierten sich u.a. auf dem ökumenischen Kongress Kirche²¹. Die kirchliche Arbeit auf den Campingplätzen, die sich bewusst auf die Rhythmen und den Lebensstil der Camper einlässt. Die Exodus-Gemeinschaft aus Hannover, die mit einem festen Kern an jungen Menschen und ihrem besonderen Gottesdienst durch das Bistum wandert.²² Der »Treffpunkt Gott« in Sarstedt, wo in einer Schule alle Generationen Kirche noch einmal neu erleben. Die Ü-Kirche in Ehlershausen und Burgdorf, bei der für Kinder und Eltern gemeinsam Gott ins Spiel gebracht wird.²³ Der Kirchenladen im Dorf, der zu einem neuen lokalen Treffpunkt wird, nachdem alle Geschäfte geschlossen haben. Das ökumenisch getragene FairKauf-Haus eG, mitten in der Stadt. Träger dieser Initiativen sind Ortsgemeinden, kirchliche Dienste und Verbände, aber auch Initiativgruppen, Freundeskreise und Vereine. Menschen mit Leidenschaft, die der Kirche innerhalb und jenseits der vertrauten Strukturen ein neues Gesicht geben und damit auch neue und andere Gesichter ansprechen können.

Nur selten bilden sich aus solchen Initiativen in der evangelischen Kirche bislang Formen heraus, die allen Kriterien einer fresh expression genügen und eine rechtlich eigenständige Form kirchlichen Lebens bilden. Es geht ja auch nicht darum, die Entwicklung im englischen Raum zu kopieren. Dazu sind die kulturellen und kirchlichen Kontexte zu verschieden. Wer dem Prinzip der Kontextualisierung folgt, kann nicht Strukturen einfach duplizieren, sondern wird diese im jeweiligen Kontext neu entwickeln: Create – don't clone. Vielmehr kann an den englischen Parametern gelernt werden, wie sich Kirche dort neu findet, wo sie der inkarnatorischen Spur des Evangeliums folgt, aus der Taufe lebt und mit der Vielfalt der Charismen ebenso offene wie partizipative Formen gestaltet. Eine DVD hat 19 deutsche Beispiele anschaulich zusammengestellt²⁴ und die deutschen Fresh-X-Kurse ermutigen und befähigen Menschen, auf diesem Wege neue Formate des Kircheseins zu entwickeln.

Der anglikanische Aufbruch, der zu einer Neuentdeckung des Kircheseins führt und auch der Ekklesiologie neue Herausforderungen des Denkens beschert, ist eigentlich aus der hermeneutischen Perspektive einer dynamischen Kirchenentwicklung – der »ecclesia semper reformanda« – eines der ganz normalen Wunder: Kirche wächst immer wieder neu aus der Rückkehr zum Ursprung, aus dem geteilten Wort des Evangeliums, der Erfahrung der erneuernden Gegenwart

des Geistes, aus tiefer Spiritualität des Gebetes und der Gemeinschaft – und durch Menschen, die sich von diesem Geist erfassen lassen und in Antwort auf die Herausforderungen des lokalen Kontextes Wege versuchen. Wenn wir so vom Evangelium her Glaube und Kirche immer wieder neu formatieren (lassen), dann werden wir Überraschungen erleben. Wenn wir ernst nehmen, dass Gott selbst mit den Gaben, die er den Menschen gegeben hat, »be-Geist-ert«, Gemeinschaft schafft und so Kirche aufbaut (vgl. 1 Kor 12), dann schenkt Gott auch heute seiner Kirche alles, was sie braucht. Vielleicht haben wir nur noch nicht alles entdeckt.

Diese Entdeckungen zusammenzutragen und deutsche Fresh-X-Initiativen zu fördern, hat sich der 2012 gebildete deutschlandweite Runde Tisch Fresh-X zur Aufgabe gemacht, dem Mitglieder aus zahlreichen Landeskirchen, freien Werken und Verbänden, Freikirchen und dem Bistum Hildesheim angehören.²⁵ Zurzeit übersetzt, initiiert und verbreitet er mit »Fresh X – Der Kurs« die deutsche Variante des englischen »mission shaped ministry«-Kurses. Einer dieser Fresh-X- Kurse wird auch vom ökumenischen Projektbüro Kirche² durchgeführt.²⁶ Neben Gebet, geistlichem Coaching und praktizierter Spiritualität werden anhand von Fallbeispielen theologische Grundlagen erarbeitet und über die Analyse des eigenen Kontextes konkrete Projektentwicklungen begleitet. Christinnen und Christen werden ermutigt, ihren schlafenden Traum von Kirche zu wecken und den Pionier bzw. die Pionierin in sich zu entdecken.

Die badische Dekanin Bärbel Schäfer aus Lörrach berichtete davon, wie Absolventen und Absolventinnen eines regionalen Fresh-X-Kurses kirchliches Leben in einer ehemaligen Schleckerfiliale starten. Auch wenn ihr theologische Ansätze der Beteiligten mitunter fragwürdig erscheinen und Frömmigkeitsstile fremd sind, so hob sie die Leidenschaft der Personen und das Potential dieser Initiativen für die Dekanatsentwicklung hervor. Um Personen wie Projekte zu unterstützen, hat ein involvierter Pfarrer eine entsprechende Freistellung eines Stellenanteils zur Entwicklung von Innovation erhalten. Es wird deutlich: Ein Kirchenkreis kann ein ideales kirchliches Handlungsfeld sein, um eine fresh expression in gemeinsamer Verantwortung zu starten, als Teil der Kirchenkreisentwicklung zu konzipieren, finanziell zu unterstützen und strukturell einzubinden.

6. Wo Kirche aus sich herausgeht, findet sie zur neuen Einheit – Ökumene der Sendung

Noch stehen wir ganz am Anfang einer Entwicklung, die zahlreiche Fragen aufwirft. Wie lassen sich kirchliche Unterstützungssysteme für die Gründung und Begleitung neuer gemeindlicher Formen aufbauen? Der Fresh-X-Kurs ist hier lediglich ein erster Schritt. Wie betten wir die neuen Formen theologisch, strategisch und rechtlich in die gesamtkirchlichen Strukturen ein, ohne dass sie ihre Flexibilität zu verlieren? Wie verhalten sich angesichts der damit verbundenen Diversifizierung von sozialen Formen und spirituellen Stilen Einheit und Vielfalt zueinander? Wie finden wir »Ekklesiopreneure« und entsprechende Projekte? Welche neuen Ausbildungsgänge sind nötig? Wie gehen wir mit den Konkurrenzen im Blick auf die Verteilung von Geld und Personal um? Wie finden Pfarramt bzw. beruflich Tätige und ehrenamtliches Engagement in ein neues, differenziertes Miteinander?

Diese offenen Fragen weisen auf die Dynamik der Situation hin, die wir zurzeit erleben. Es ist die Zeit, auf neue Weise Kirche zu sein, in geistreicher Vielfalt, in alten, bewährten und ganz neuen, experimentellen Formen, für die wir noch mehr »Bekloppte mit positiver Ausstrahlung« brauchen. Um Gottes willen gilt es, das Evangelium von seiner heilsamen Nähe in Jesus Christus in die unterschiedlichen Lebenswelten hinein zu tragen und zu leben, so dass sich dort für die Beteiligten »Gott-Türen« öffnen. Um der Menschen willen gilt es, sich in den entsprechenden Sozialformen nicht in erster Linie am Fortbestand kirchlicher Strukturen, sondern an den Rahmenbedingungen zu orientieren, unter denen Menschen heute leben. Damit Gottes Gegenwart am Wohnort und im Urlaub, im Gottesdienst und im Krankenhaus, auf dem Pilgerweg und im Jugendmilieu erlebt werden kann.

Auf diesem Weg miteinander unterwegs zu sein und ökumenische Lernerfahrungen zu sammeln, hat 2013 zum Kongress Kirche² geführt und setzt sich nun als ökumenische Bewegung fort.²⁷

Diese verdankt sich der Tiefe einer gemeinsamen Christuserfahrung. In der Gegenwart des Auferstandenen öffnet sich ein Raum, in dem Unterschiede aufgehoben sind – und vielleicht auf diese Weise allererst profiliert werden: Mann und Frau, katholisch und evangelisch, mit geprägter Tradition und auf der Suche nach neuen Formen ... (nach Gal 3,26-28). Was die anglikanische Praxis als »mixed economy« beschreibt, ist ja

nicht nur ein Aushalten der Tatsache, dass wir permanente Veränderungsprozesse durchlaufen, bei denen die Gegenwart immer als Übergangsmoment von Gewachsenem und Neuem erscheint. Mit »mixed economy« wird auch eine neue Erfahrung von Katholizität und ökumenischer Weite in den Blick genommen, die geistlich gegründet ist. Und zugleich gilt damit: Jene tiefe Einheit in Christus, jene Erfahrung von Weite und »Katholizität« profiliert die unterschiedlichen Traditionen. In Christus wird Katholizität katholischer und Protestantismus evangelischer als Reichtum und als Herausforderung.

Kirche² liegt das Paradigma einer Ökumene der Sendung²⁸ zugrunde. Gerade weil es um eine gemeinsame Gegenwartserfahrung des auferstandenen Christus geht, bricht hier eine Leidenschaft für die Menschen auf. Dort, wo Menschen sich senden lassen und dies als gemeinschaftliche Sendung wahrnehmen, entsteht eine Ökumene, die sich für die Perspektiven anderer Konfessionen öffnet, aus den Schätzen der beteiligten Traditionen schöpft, die Möglichkeiten gemeinsamen Wirkens in den Blick nimmt und neue Formen der Kirche entdecken lässt. In einer gemeinsamen Sendung zu stehen, führt zu einer neuen Form der Ekklesiogenese. Volkskirche konfiguriert sich neu – sie wächst konstitutiv ökumenisch.

Philipp Elhaus, Pastor, Leitender Referent für Missionarische Dienste im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers
elhaus@kirchliche-dienste.de

Dirk Stelter, Pastor, Ökumenebeauftragter im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers
stelter@kirchliche-dienste.de

Anmerkungen:

¹ Engagement und Differenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. Hannover 2014

² Vgl. exemplarisch die Beiträge in: Annegret Freund, Udo Hahn (Hg.), Kirche im Umbau – Aspekte von Gemeindeentwicklung, Hannover 2008,

³ Vgl. Hans-Hermann Pompe, Mitten im Leben. Die Volkskirche, die Postmoderne und die Kunst der kreativen Mission, Neukirchen 2014

⁴ Vgl. dazu den thematischen Band der Meissen-Kommission: Christoph Ernst/Christopher Hill/Leslie Nathaniel/Friederike Nüssel (Hg.), Ekklesiologie in missionarischer Perspektive, Leipzig 2012, bes. S. 198-240

⁵ Vgl. Philipp Elhaus, Christian Hennecke, Gottes Sehnsucht in der Stadt. Auf der Suche nach Gemeinden von morgen, Würzburg 2011. Von ähnlichen Erfahrungen inspiriert: Heinzpeter Hempelmann, Michael Herbst, Markus Weimer. Gemeinde 2.0. Frische Formen für die Kirche von heute, Neukirchen 2011 sowie Markus Weimer, Bewegung im Bewährten. Wie die Kirche von »fresh expressions« profitieren kann. In: ThBeit 43 (2012), 222-236.

⁶ Vgl. zu den Unterschieden: John Finney. To Germany with Love. Die evangelische Kirche in Deutschland aus der Sicht eines Anglikaners, Neukirchen 2011 sowie Dirk Stelter, Die anglikanische Kirche Reformatorisch und katholisch zugleich, in: Gottessehnsucht in der Stadt, 77-90.

⁷ Diese Entwicklung zeichnet John Finney nach: Wie Gemeinde über sich hinauswächst. Zukunftsfähig evangelisieren im 21. Jahrhundert, Neukirchen 2007

⁸ Vgl. die deutsche Übersetzung des gleichnamigen kirchlichen Reports von 2004: Michael Herbst, Mission bringt Gemeinde in Form, Neukirchen 3. Auflage 2009

⁹ Declaration of Assent, vgl. <http://www.churchofengland.org/prayer-worship/worship/texts/mvcontents/preface.aspx>

¹⁰ Vgl. hierzu die theologische Reflexion bei M. Moynagh, Church for every context, An introduction for theology and praxis, London 2012

¹¹ Vgl. www.churchofengland.org/clergy-office-holders/pastoralandclosedchurches/pastoral/bmos.aspx

¹² Diese drei Formen der Mission, deren erste beide von Vertretern der dritten Form mitunter als Vorformen der dritten gesehen werden, stehen im Sinne einer »mixed economy« nebeneinander.

¹³ www.freshexpressions.org.uk/news/anglicanresearch

¹⁴ www.freshexpressions.org.uk/about/whatis

¹⁵ Vgl. www.missionshapedministry.org

¹⁶ www.freshexpressions.org.uk

¹⁷ Eberhardt Hauschild und Uta Pohl-Patalong, Kirche, Gütersloh 2013 310f.

¹⁸ Kirche der Freiheit. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 56

¹⁹ Ebd., 54

²⁰ Vgl. die Beispiele in: Christiane Moldenhauer, Georg Warnecke, Gemeinde im Kontext. Neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens, Neukirchen 2012

²¹ www.kirchehochzwei.de

²² Daniel Konnemann, EXODUS. Immer mehr von DIR, in: Dirk Stelter, Dagmar Stoltman-Lukas (Hg.), Kirche hoch zwei (Themenhefte Gemeinde 4/2013), 26-28

²³ Susanne Paul, Ü-Kirche. Kirche für Kinder und Erwachsene, in: Dirk Stelter, Dagmar Stoltman-Lukas (Hg.), *Kirche hoch zwei* (Themenhefte Gemeinde 4/2013), 29-31

²⁴ Vgl. www.freshexpressions.de/medien/videoclips/

²⁵ Vgl. www.freshexpressions.de

²⁶ www.kirchehochzwei.de/cms/content/fresh-expressions-kirche-auf-dem-weg

²⁷ Vgl. Philipp Elhaus, Christian Hennecke, Dirk Stelter, Dagmar Stoltmann-Lukas, *Kirche². Eine ökumenische Vision*, Würzburg und Hannover, 2013

²⁸ Vgl. Dirk Stelter, Dagmar Stoltmann-Lukas, »...so sende ich euch«. Eine Ökumene der Sendung, in: Ebd., 465-473 

Die Chancen der »Parallelgesellschaft« – Wie die Kirche neu anschlussfähig werden kann

Von Prof. Dr. Tobias Faix, Studienprogramm Gesellschaftstransformation, MBS Fachschule für Sozial- und Gemeindepädagogik, Marburg; Jost Stahlschmidt, Pastor, Freie evangelische Gemeinde Koblenz/Internationales Diakonie-Café »Why not«, Hamburg; Dr. Roger Mielke, Oberkirchenrat, Kirchenamt der EKD; Workshop 11.1

Leben in veränderten Welten

Die Welt, wie wir sie kennen, verändert sich beständig und sie scheint sich immer schneller zu verändern. Was auf der einen Seite eine Binsenweisheit darstellt, stellt gerade Christen und Kirche vor ungeahnte neue Herausforderungen, deren Auswirkungen wir heute nur erahnen können. Die gesellschaftlichen Brüche werden gerne mit dem Bild vom Ende der großen Erzählungen verglichen, die uns die Moderne versprochen hat und in deren Folgen wir heute leben. Neben der Hoffnung, dass uns Wissenschaft und Fortschritt ‚Himmel auf Erden‘ bringen und beständiger wirtschaftlicher Fortschritt die großen Menschheitsprobleme löst, ist es vor allem die Säkularisierungsthese, die eine religiöse Verschiebung mit sich bringt. Die Wirtschaftskrise, kriegerische Konflikte und die Einsicht, dass unsere natürlichen Ressourcen begrenzt sind, hat den Wunsch eines unbegrenzten Wachstums erschüttert und eine Diskussion um Grenzen und Moral unseres Handelns gebracht. Und auch die Säkularisierungsthese der 1970er Jahre hat sich nicht bewahrheitet. Sie bezeichnet die Ansicht, dass dort, wo sich die moderne, aufgeklärte Weltsicht durchsetzt, Religion von selbst verschwindet. Denn die Religionen sind in nahezu allen Regionen dieser Erde quicklebendig, teils erscheinen sie vitaler denn je. Und auch in Deutschland hat die Religion keineswegs an Bedeutung verloren, sondern sie hat sich verändert, so dass man von der Krise der institutionalisierten Religion und der Öffnung der spirituellen religiösen Vielfalt sprechen kann (Knoblauch 2009:45-58). Der Glaube an spirituelle Kräfte wird nicht länger als ein notwendiger Gegensatz zu einer intelligenten und aufgeklärten Weltsicht angesehen. Religionssoziologen und Religionswissenschaftler sind mittlerweile zu der Ansicht gekommen, dass die Annahme, wir würden in einer säkularisierten Welt leben schlicht falsch ist (Gräb 2008:9-22). Säkularisierungsthese ist von den realen Verhältnissen und Entwicklungen widerlegt worden. Deshalb sprechen viele Beobachter von einer Postsäkularität oder auch von einem postchristlichen Zeitalter. Aber genau darin liegen auch wieder neue Chancen.

Missionarische Herausforderungen in postchristlichen Zeiten

Dies zeigt sich in der funktionalen Ausdifferenzierung von Religion und damit auch in einer Pluralisierung von Rationalitätsformen der jeweiligen gesellschaftlichen Milieus. Da diese Rationalitätsformen nebeneinander existieren, bedeutet dies für die Religion den Verlust ihres alteingesessenen Monopolanspruchs auf die Weltinterpretation und auf die Normierung der Lebensgestaltung (Dressler 2006:37). Statt von einem Bedeutungsverlust kann man von einem Bedeutungswandel der Religion sprechen. So kann konstatiert werden, dass die Institution Kirche sich in einer Umbruchsituation befindet, in der die institutionalisierte Religion kritisch gesehen und zu einem Akteur im religiösen Angebot gesehen wird. Der Glaube an spirituelle Kräfte wird nicht länger als ein notwendiger Gegensatz zu einer intelligenten und aufgeklärten Weltsicht angesehen. Zwar ist die Gesamtkirche strukturell weiter durch alle gesellschaftlichen Milieus verortet, verliert aber durch die genannten Verschiebungen zunehmend den Anschluss, so dass eine Lücke zwischen den kirchlichen Angeboten und den spirituellen Bedürfnissen der Menschen entsteht. Die Frage nach der Anschlussfähigkeit kirchlicher Arbeit an die unterschiedlichen Milieus und Subkulturen wird deshalb eine der vorrangigen Herausforderungen für die nächsten Jahre ein andauernder Reformprozess sein, der eine kontinuierliche Gemeindeaufbauarbeit erschwert aber auch beleben kann. Von ihrer Tradition sieht sich die EKD mit ihren Gliedkirchen als Volkskirche im empirischen Sinne, die als Volkskirche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung die Mehrheitskirche darstellt. Durch die zuvor beschriebenen gesellschaftlichen Verschiebungen und das Erblaffen klassischer Mehrheitsdiskurse findet eine Verschiebung statt, die sich besonders im Betrachten der unterschiedlichen Milieus zeigt. Zwar hat sich am rechtlichen Rahmen der Status der Kirchen als Körperschaft des öffentlichen Rechts nichts verändert, durch die demographischen Verschiebungen und den gesellschaftlichen Wandel sieht sich die EKD jedoch mit einem kontinuierlichen Rückgang ihrer Mitgliederschaft konfrontiert. Dies hat

einen strukturellen Wandel der Kirche als Folge, der vor allem die Kirchenkreise betrifft. Reproduzierte sich Kirche in der Vergangenheit kulturgestützt, wird genau diese Unterstützung durch Staat, Schule oder Wirtschaft zunehmend hinterfragt. Der Praktische Theologe Dietrich Rössler spricht in diesem Zusammenhang von der dreifachen Gestalt des Christentums: kirchlich, öffentlich und privat (Rössler 1994:90ff). Innerhalb dieser dreifachen Gestalt kommt es zunehmend zu Verschiebungen, auf die die Gesamtkirche als auch die einzelne Gemeinde reagieren muss. In diesem Zusammenhang verstehen wir den Terminus ‚Parallelkirche‘, der ausdrücken soll, dass Kirche ihr religiöses Mehrheitsmonopol zunehmend verliert und sich einem pluralistischen Diskurs unterschiedlicher spiritueller und religiöser Meinungen stellen muss. In manchen Milieus macht kirchliche Arbeit schon heute eine Minoritäts-Erfahrung, und manche Pfarrerinnen und Pfarrer erleben dies zunehmend. Dazu kommt die Zusammenlegung von Kirchgemeinden, Dekanatsverschiebungen etc. Reformstress wird dies dann oftmals genannt, wobei viele eigentlich inhaltlich arbeiten möchten. Dies hat zur Folge, dass gewachsene Strukturen und bewährte Inhalte nicht mehr zu den gewünschten Ergebnissen führen, wie dies in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war, wie das nachfolgende Bild aufzeigen soll.

Paradigmenwechsel als Sturm der Veränderung

In der Wissenschaftstheorie nennt Thomas S. Kuhn einen solchen gesellschaftlich tiefgreifenden Wandel ‚Paradigmenwechsel‘.¹ Die Theologen Küng und Bosch haben diesen Gedanken von Kuhn aufgenommen und ihn auf Kirche und Mission gedeutet.² Vereinfacht könnte man davon sprechen, dass ein riesiger Wirbelsturm über das Land fegt und man vieles nicht mehr genau wahrnehmen kann. Dann legt sich der Sturm langsam und die Ausmaße werden langsam sichtbar: Es gab deutliche Verschiebungen und Veränderungen der bisherigen Landschaft. Die »Fragen des Lebens sind wie Flüsse«, haben sich verschoben und sich einen neuen Weg gesucht. Die kirchlichen Antworten und Hilfestellungen, die wie Brücken von vielen Menschen in der Vergangenheit dankbar angenommen wurden, führen plötzlich ins Leere und verlieren deshalb an Interesse.

Wir haben uns zwar Brücken über die wichtigen Fragen und Probleme des Lebens gebaut. Aber jetzt, nach dem Sturm, hat unser Lebensfluss seinen Lauf verändert. Die alten Brücken stehen

zwar noch, geben uns aber keine Antworten mehr auf die Fragen und Probleme, die wir inzwischen haben. Unsere Antworten passen nicht mehr zu den Fragen, die sich uns stellen.

Die Folgen des Sturms sind auf alle Fälle gravierend, was sich in einem ganz einfachen Bild zeigt: Der Sturm hat unsere Lebenslandschaft verändert. Die Brücken, die wir uns über manche Problemflüsse des Lebens gebaut haben, führen nicht mehr ans Ziel. Jetzt gibt es zwei Möglichkeiten, entweder man hält an den »alten Brücken« fest, saniert sie, streicht sie, macht sie attraktiver und hofft, dass die Menschen sie weiterhin gebrauchen oder man beginnt neue Brücken zu bauen und zwar da, wo die neuen Flüsse fließen, also da, wo die neuen Fragen der Menschen brennen und Antworten gesucht werden. Dies ist sehr herausfordernd, da man liebgeordnete Antworten und bewährte Strukturen hinterfragen muss. Aber darin liegen auch viele Chancen. Auf einer Schulung von Pfarrerinnen und Pfarrer war genau dies das Thema, und es war erstaunlich zu sehen, wie präzise die Analyse der »alten Brücken« (Bsp wären: durch die Professionalisierung der Diakonie ist das diakonische Handeln weitgehend aus dem Gemeindealltag verschwunden, nach der Konfirmandenzeit werden die meisten erst wieder zur Hochzeit in der Kirche begrüßt etc.) ist und wie die neuen »Flüsse« identifiziert werden (Bsp wären: Gemeindegarbeit muss wieder näher an der Lebenswirklichkeit der Menschen sein; es muss mehr in die neue Jugendgeneration investiert werden), nur mit dem Bau neuer Brücken tat man sich schwer. Wie kann Kirche in der postsäkularen Zeit aussehen? Und wie anschlussfähig ist Kirche an unterschiedliche »Subkulturen/Milieus«? Wo sind die »Brücken« in die religiöse Lebenswelt von Jugendlichen? Um diese Frage(n) zu beantworten, müssen wir die neue Generation und ihren Glauben neu kennen lernen, sie verstehen, um dann müssen wir neue Brücken bauen. Wie hat der Aachener Bischof Klaus Hemmerle treffend formuliert:

»Lass mich Dich lernen, Dein Denken und Sprechen, Dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich Dir zu überliefern habe.«

Wie die ‚lutherische‘ Frage heute wäre?

Oder man könnte fragen: Was ist die Frage »Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?« für den postsäkularen Menschen? Was ist die ‚gute Nachricht‘ für die Menschen heute? Wenn wir dies exemplarisch für die neue Generation fragen und ihnen

mal »empirisch« aufs Maul schauen, dann fällt zuerst die oben genannte Verschiebung weg von der institutionellen und in Kirchen organisierten Religion hin zu einer subjektiven und erlebnisorientierten Spiritualität. Dies bestätigen fast alle Umfragen der letzten Jahre:

- 60% der Deutschen sind »spirituell Suchende« (Zulehner: GottesSehnsucht 2008)
- 11% Hochreligiöse & 41% Religiöse: Jugendliche in Deutschland: (Bertelsmann Religionsmonitor 2008)
- 49% der deutschen Jugendlichen sind in unterschiedlicher Weise religiös (16. Shell Jugendstudie 2010)
- 63,1% der Jugendlichen innerhalb der evangelischen Kirche von Westfalen (Schulen, Offene Jugendarbeit etc.) glauben an einen Gott (empirica 2012)

Der Bielefelder Soziologe Klaus Hurrelmann hat die neue spirituelle Suche passend beschrieben: »Jugendliche sind im weitesten Sinne ‚religiöse Touristen‘; sie tauchen kurz und sporadisch in religiöse oder quasireligiöse Kontexte ein und nehmen die Angebote mit, die ihnen derzeit bei der Lebensbewältigung am nützlichsten erscheinen.«³ Die letzte Shell Studie hat gezeigt, dass Gott dabei immer weniger Person und immer mehr Beziehung ist (sowohl bei Ev.:2010: 26%, 2006: 30%, als auch bei den katholischen: 2010: 32%, 2006: 40%; Shell 2012:207). Diese spirituelle Sehnsucht steht also in einer engen Beziehung mit der Suche nach Beziehungen und dem Sinn im Leben (Bußmann, Faix, Gütlich 2013:78). So ist die ‚lutherische Frage‘ heute am besten mit der Frage: »Was gibt mir Sinn und hilft mir mein Leben zu gestalten?« zu beantworten. Dabei werden verschiedene Angebote wahrgenommen und individuell nach eigenen Erfahrungen zusammengestellt. Diese ‚Patchworkreligiosität‘ fasst die 15jährige Janine gut zusammen, wenn sie über ihren Glauben sagt: »Ich bin gerne evangelisch, da es eine Konfession der Freiheit ist, in der sich Yin und Yang das Gleichgewicht halten.« (Bußmann, Faix, Gütlich 2013:6). Jetzt könnte man annehmen, dass die Kirchen voll sind, denn sie sind ja spezialisiert darauf gerade die Sinnfragen der Menschen zu beantworten, aber dies ist nicht der Fall. Deshalb müssen wir uns fragen, wie hier »neue Brücken« gebaut werden können.

Neu sprachfähig werden: Das ‚Schengener Abkommen‘ des Glaubens

Durch die eingangs beschriebenen gesellschaftlichen Verschiebungen wächst eine neue Jugendbewegung heran, die kaum noch eine Anbindung an konfessionelle Glaubensstrukturen besitzt. So wie die Grenzkontrollen Europas weggefallen sind, so sind für viele Jugendliche die konfessionellen und dogmatischen Grenzen weggefallen. Sie leben ihren Glauben als eine Art religiöse Touristen, die kurz auftauchen und sporadisch in religiöse und quasireligiöse Kontexte eintauchen und die Angebote mitnehmen, die ihnen derzeit bei der Lebensbewältigung am nützlichsten erscheinen. Dabei bilden sie ihren eigenen subjektiven Patchworkglauben bei dem Gott immer weniger Person ist.⁴ Bei aller spirituellen Offenheit der neuen Generation gelingt es kaum sie missionarisch zu erreichen. So lassen sich drei Problemfelder erörtern, die die lutherische Frage im Zeichen unserer Zeit beschreiben:

1. *Das »Schengener Abkommen des Glaubens«?* Verkünden wir einen Gott (Glauben) der keine Anschlussfähigkeit mehr hat? Jugendlicher Glaube hat sich von der konfessionellen Landkarte entfernt.

2. *Gott als »semantische Leerstelle«?* Müssen wir selbstkritisch erkennen, dass Gott nicht nur für die neue Generation zur »Leerstelle« geworden ist, sondern dass auch die Kirche selbst sprachunfähig geworden ist? Dass man die eigene Sprachunfähigkeit überwinden muss, um dialogfähig zu werden. Oder interessiert Kirche mehr ihre eigene Prägung (Theologie) als das Denken, Handeln und Sprechen der Jugendlichen?

3. *Folklore statt Kontextualisierung?* Beschränkt sich die methodische Vielfalt in kirchlicher Arbeit auf kreative Folklore und echter Kontextualisierung geht man aus dem Weg? Die Diskussion rund um das Thema »Jugendtheologie« zeigt auf, dass eine Theologie von Jugendlichen immer noch umstritten ist (Schlag/Schweizer).

Zusammenfassend bedeutet dies, dass »neue Brücken« gebaut werden müssen. Wir brauchen mutige Gedanken, Planungen, Konzepte für, mit und von der neuen Generation. Es reicht nicht, die »alten Brücken« zu renovieren, wenn sie doch nur ins Leere führen. Gerade im Hinblick auf das Reformationsjahr 2017 erscheint das sogar unumgänglich. Dabei müssen neue Projekte und Versuche nicht eine Haltbarkeit von 500 Jahren haben, sondern können als Gottesbegegnungen in vor-

läufigen Formen durchaus experimentellen Charakter haben. Die anglikanische Kirche hat es beispielsweise mit den »fresh expressions« vorgemacht, was es bedeutet, neue Brücken zu bauen, die nach über zehn Jahren planen und bauen tatsächlich für viele Kirchendistanzierte einen neuen Weg in die Kirche weisen. Dies sollte Mut machen, alte Denkkategorien zu überwinden und feste Strukturen zu hinterfragen. Vieles ist dabei an der Basis schon in Bewegung geraten und längst gibt es solche Projekte und »Brücken« auch in Deutschland, aber wir müssen sie wahrnehmen, systematisieren und unterstützen, damit sie nicht zu »Feigenblättern der eigenen Bewegung« werden. Damit dies gelingt, brauchen wir eine doppelte Bewegung, zum einen zu den Menschen hin und zum anderen müssen wir einen alternativen Lebens- und Glaubensstil anbieten.

Die doppelte Bewegung: Anschlussfähigkeit und Kontrastgesellschaft

Mission hat hier die doppelte Aufgabe, zum einen anschlussfähig zu sein in Sprache und Verständnis (Kontextualisierung) und gleichzeitig auch den Kontrast des Evangeliums als Alternative zu leben (eigene Identität). Dabei spielt die eigene Haltung gegenüber dem Anderen eine zentrale Rolle. Das Interesse am Glauben, Denken, Handeln und Sprechen des Anderen kann die eigene Sprachunfähigkeit überwinden. Das ist die Grundvoraussetzung einer gelingenden Anschlussfähigkeit: vom Andern her die eigene Botschaft neu zu lernen, die man überbringen möchte. Dabei ist es die ureigenste Aufgabe der Kirche ‚Kontrastgesellschaft‘ (Lohfink) zu sein und ihren Auftrag, (möglichst) unabhängig vom gesellschaftlichen Mainstream leben. Hat Kirche nicht den unverrückbaren Auftrag sich um die Armen, Kranken, Ausgegrenzten und Vergessenen zu kümmern? Kirche sollte immer prophetischer ‚Seismograph‘ sein und ganz im Sinne Bonhoeffers ‚öffentliche Kirche‘ sein, denn er sagte zu Recht: »Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz«. Kirche sollte als Anwältin der Benachteiligten, der Schwachen, Armen und Ausgegrenzten bekannt sein und die Gemeinwesenarbeit vor Ort prägen. Dazu ist ein Sichtwechsel nötig, so dass wir das Gesicht des Anderen wahrnehmen können. Dies gilt sowohl für den persönlichen Lebensbereich und die Kirche als auch für lebenswerte Strukturen. Kontrastgesellschaft bedeutet die gesellschaftlichen Maßstäbe, die zunehmend ums Konsumverhalten kreisen, mit Liebe, Heiligkeit und Leiden einen prophetischen Lebensstil zu begegnen, der sich konkret in den Beziehungsebenen des Alltags zeigt. Die Kirche als der

Leib Christi in der Welt ist Stützpunkt der anbrechenden Gottesherrschaft und damit auch ein Gegenmodell zu den Herrschafts- und Machtstrukturen der Welt mit ihren ökonomischen, politischen und sozialen Ungerechtigkeiten (Mk 10,42-44).

Die biblische Reich-Gottes-Perspektive als Gegenmodell

Das Reich Gottes bzw. die anbrechende Gottesherrschaft ist die zentrale Botschaft Jesu (Markus 1,15). Mit dem Kommen Jesu, seinem Kreuzestod und seiner Auferstehung ist eine neue Lebenswirklichkeit mitten in der alten angebrochen. Alle Menschen sind ohne Unterschied eingeladen, an dieser neuen Lebenswirklichkeit teilzuhaben. Und hier geht es um eine unglaubliche inhaltliche Fülle des Lebens. Nach dem Zeugnis der Bibel ist mit dem Reich Gottes eine völlig Sicht des Lebens verbunden.

Es gibt drei Grundprobleme, die jede Gesellschaft lösen muss, um bestehen zu können (Eigenmann 1998), die Sicherung des physischen Lebens und Überlebens, das gesellschaftliche Zusammenleben zu regeln und die Frage nach einem sinnvollen Leben zu beantworten.

Diese drei Grundprobleme stellen sich durch alle Zeiten hindurch allen Gesellschaften. Im Ganzen geht es um eine sozial-ökonomische Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens. Dazu gibt es drei Instanzen:

Die Sicherung des physischen Lebens und Überlebens wird der Instanz der Ökonomie zugeordnet, das gesellschaftliche Zusammenleben zu regeln der Instanz der Politik, die Antwort auf die Frage nach einem sinnvollen Leben wird der Instanz der Kultur/ Religion od. Ideologie zugeordnet. Betrachten wir von daher Jesu Gleichnisse vom Leben im Reich Gottes, insbesondere mit Blick auf Lukas 14, dann sind gerade hier, im Bild der inhaltlichen Fülle des Reiches Gottes, die Elemente aller drei gesellschaftlichen Instanzen gegenwärtig:

Es haben nicht nur alle genug zu essen und zu trinken, sondern es herrscht Überfluss, so karg das Leben auch sonst sein mag. Zweitens haben alle Platz, niemand wird ausgeschlossen. Hier scheint entgegen der Realität, die kein ideales Bild abgibt, die Vision eines guten Lebens für alle Menschen auf. Und drittens kommt das ganze Leben in den Blick, seine ganze Fülle, indem Gott selbst, der Schöpfer, in der Mitte steht und die

Menschen ermutigt, sich ihm wieder anzuvertrauen. So drückt das Gleichnis vom Reich Gottes und die Einladung, am Fest des Lebens teilzunehmen die Vision eines gelungenen Lebens für alle Menschen aus, ein Fest, auf dem für alle mehr als genug da ist, niemand ausgeschlossen ist und Gott in der Mitte ist.

Wie passen »Minderheitenkirche« und Reich Gottes zusammen?

Kirche – auch als Minderheitenkirche und »Parallelgesellschaft« – steht zeugnis- und zeichenhaft für Reich Gottes, aber nicht als Gegenüber zur Welt oder zur Gesellschaft, sondern mitten drin, mit eigener Identität erkennbar und auch vielfältig und dynamisch in den Ausdrucks- und Arbeitsformen. Bischof Wolfgang Huber nennt im Perspektivenpapier »Kirche der Freiheit« vier biblisch geprägte Grundannahmen, die für den Gestaltungswandel leitend seien. Für unser Thema der Anschlussfähigkeit von Kirche als Parallelgesellschaft scheinen mir die erste und dritte biblisch geprägte Grundannahme leitend:

a. Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität. Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein. In diesem Motiv scheint das biblische Bild vom Licht der Welt auf, von dem Licht, das nicht unter den Scheffel gestellt werden soll (vgl. Lukas 11, 33).

c. Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen. Nicht überall muss um des gemeinsamen Zieles willen alles auf dieselbe Weise geschehen; vielmehr kann dasselbe Ziel auch auf verschiedene Weise erreicht werden. Im Bild »vom Leib Christi« darf man »den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche« sein (vgl. 1. Korinther 9, 20).

Insbesondere letzteres scheint unerlässlich, um anschlussfähig zu bleiben: Die oft erwähnte »Kirche für Andere« muss eben dort sein, wo »die Anderen« sind.

Selbstverständlich interessieren wir uns immer zuerst für das Leben und die Fragen unserer Mitmenschen und lassen uns weitestgehend darauf ein. Sendung ist »Leben im Kontakt« mit Menschen (aller gesellschaftlichen Gruppen). Wie sollen wir einen Menschen im Herzen erreichen, wenn wir nicht wissen, was ihn im Herzen bewegt? UND gleichzeitig sind wir zu jeder Zeit bereit, in all unserem Reden und Handeln »Reichenschaft zu geben von der Hoffnung, die in uns ist.« (1.Petr. 3, 15)

Am neuen Verhalten der ersten Christen lässt sich dies konkret ablesen. Dies bedeutet zugleich, dass Kirche nah an den Menschen ist, ihnen zuhört, von ihnen lernt und sie versteht. Anschlussfähigkeit heißt Kontextualisierung in Wort und Tat und eine Bewusstwerdung der unsichtbaren kulturellen Hürden gegenüber den unterschiedlichen Milieus (Hempelmann 2012).

Wie dies praktisch aussehen kann, soll nun an unterschiedlichen Beispielen aufgezeigt werden. Dabei werden zunächst zwei Projekte kurz skizziert um dann am Cafe »why not?« exemplarisch das Bisherige aufzuzeigen.

a) Neues Leben in alter Kirche: Die Reformationskirche Berlin Moabit (EKPO)⁵

Im Berliner Stadtteil Moabit steht seit acht Jahren die Reformationskirche nach einem Brand leer. Nur noch an Weihnachten finden Gottesdienste statt, die Gemeinde wurde mit der Heilandsgemeinde zusammengelegt. 2009 zog eine Gruppe junger Leute nach Moabit und begann Überlegungen, wie die alte Kirche neu belebt werden könnte. Dazu wurde in den Kiez gegangen, man lebte mit den Menschen und fragte nach ihren Bedürfnissen. Mission wurde als Gottespräsenz mitten in den Beziehungen verstanden, aus denen das Neue erwachsen sollte. Was sind die Hoffnungen, Nöte und Visionen der Menschen in Moabit? Was würden sie sich von »ihrer« Kirche wünschen? Als erste öffentliche Veranstaltung wurde die Kirche zur Spielstätte des Jugendtheaters und 2011 wurde der »Konvent der Reformationskirche« gegründet und die Kirche wieder neu belebt. 30 Christinnen und Christen begannen mit den Menschen in Moabit die Kirche wieder neu mit Leben zu füllen, mit neuen Formen des Gottesdienstes, Kino in der Kuppel, Musik und vielen Festen der Begegnung.

b) Kirche & Platte: Die Evangelisch-Lutherische Kirche Gotha-Siebleben⁶

Als Pfarrer Michael Weinmann im Jahr 2000 nach Gotha kam und über die Plattenbausiedlung ging, dachte er: »Hier muss Kirche sein.« Acht Jahre später wurde dieser Gedanke von der Gemeinde aufgenommen und eine Gemeindepädagogin eingestellt, wieder zwei Jahre später machten sich 24 Gemeindeglieder mit ihr auf den Weg Gemeinde mit und bei den Menschen »in der Platte« zu leben. Unter dem Motto: »Unsere Gemeinde ist vielfältig beschenktes gemeinsames Leben. Daran entstehen Orte, an denen wir teilen, was wir von Gott empfangen haben« gab es Spiele- und

Begegnungsnachmittage. Durch die hohe Resonanz ermutigt wurde zusammen mit der Wohnungsbaugesellschaft ein Begegnungsraum eingerichtet (Georg-Freytag-Treff), der langfristig in ein Familienzentrum weiterentwickelt werden soll. Momentan gibt es eine Lernwerkstatt, eine Gesprächsreihe über ‚Gott und die Welt‘ und viele Möglichkeiten der Begegnung.

Im folgenden soll das bisherig beschriebene Thema am Beispiel des Hamburger Cafés »Why not?« reflektiert und angewendet werden.

why not? – Das Internationale Diakoniecafé Hamburg

why not? – Das Internationale Diakoniecafé, eine Einrichtung der Stiftung Freie evangelische Gemeinde in Norddeutschland, steht als Modell für »Kirche am anderen Ort«. *why not?* zeigt, wie »Parallelgesellschaft« anschlussfähig wird für »Parallelgesellschaften«.

Vision: Ein Zuhause für Fremde in Hamburg

Einen Ort zu schaffen, an dem Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, Hautfarbe oder Religion sich zu Hause fühlen und die Unterstützung finden, die sie für ihr Leben brauchen: das ist die Vision des Internationalen Diakoniecafés *why not?*

»Die Sehnsucht nach einem Zuhause, nach einem sicheren Ort, wo wir unbeschwert sein können, wie wir sind, lebt in jedem von uns.« (Maya Angelou)

Auftrag:

Entsprechend fördert *why not?* die Integration von Menschen jeglicher Herkunft als interkulturelle Gemeinschaft, fördert somit auch die Begegnung von Deutschen und ausländischen Mitmenschen und dient damit dem Auftrag Jesu Christi, Liebe und Versöhnung zu leben.

Die Motivation – Mission und Diakonie

■ *why not?* ist eine diakonische Einrichtung und sieht sich als Teil der Sendung Jesu nach Joh. 20,21: *Jesus sagt: »Friede sei mit euch! Wie mein Vater mich gesandt hat, so sende ich euch.«* Durch die helfende Tat und das helfende Wort bringt *why not?* die verbindende Liebe Jesu im sozialen Brennpunkt in der Hamburger Stadtmitte (Karolinenviertel) zum Ausdruck.

Für *why not?* steht die uneingeschränkte, unantastbare Würde des Menschen im Vordergrund.

■ Jeder Mensch ist unabhängig von seiner Herkunft, seiner Hautfarbe, seiner Bildung, seines sozialen Standes, seiner körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit von Gott geschaffen und geliebt.

■ *why not?* ist eine interkulturelle Gemeinschaft, in der sich jeder Mensch mit seinen Stärken und Schwächen willkommen und angenommen erfährt.

***why not?* gestaltet Multikulturalität und interkulturelles Miteinander**

■ Das Interesse Gottes an allen Völkern, die Liebe Gottes zu allen Menschen veranlasst *why not?*, Multikulturalität mitzugestalten. In der Offenheit für Menschen anderer Kulturen, indem wir uns den Menschen aus anderen Ländern und Kulturen zuwenden, verwirklicht *why not?* das Interesse Gottes an allen Völkern.

■ Die vielfältige und kulturübergreifende Gemeinschaft in der neuen Welt Gottes will *why not?* in unserer Wirklichkeit durch kleine Schritte umsetzen.

■ *why not?* ist ein Ort, an dem durch gemeinsames Lernen, Arbeiten und Feiern ein interkulturelles Miteinander gelebt werden kann.

***why not?* verwirklicht ein Leben in Liebe und Versöhnung**

■ *why not?* verwirklicht als interkulturelle Gemeinschaft den Auftrag Gottes, allen Menschen ein Leben in Liebe und Versöhnung anzubieten.

***why not?* fördert Integration**

■ Integration ist die »Wiederherstellung eines Ganzen« (Duden). Damit meinen wir nicht nur die gesellschaftliche Integration mit ihren besonderen kulturellen Aspekten. Integration meint für uns das »Ganz-werden« des einzelnen von Gott geliebten Menschen. Leitbild für Integration ist die Gemeinde Jesu nach dem Neuen Testament als »Kontrastgesellschaft«, in der die mit Gott und untereinander versöhnten Menschen jeglicher Herkunft ein Gegenbild zur gesellschaftlichen Wirklichkeit darstellen.

why not? lebt als offene Gemeinschaft

■ Als Gemeinschaft auf der Grundlage des christlichen Glaubens sind wir offen für Menschen jeglicher Herkunft, um jedem in Respekt vor seiner jeweiligen Religion individuelle Hilfe anzubieten durch Begleitung, Beratung, Fürbitte usw.

■ Gemeinschaft leben wir und bieten sie Menschen jeglicher Herkunft an

– im Café während der Caféabende.

– in Form von regelmäßigen Gruppen u. Kreisen

– in Gottesdiensten

■ *why not?* fördert die Gemeinschaft der Christen, um einander im Glauben zuzurüsten und zu stärken und einander zum Leben und zur Verwirklichung des Auftrags zu ermutigen.

why not? fördert Verständigung durch Sprachförderung

■ *why not?* eröffnet Sprachräume in dreierlei Weise:

Der erste Raum ist eine gemeinsame Sprache, d.h. Verständigung zwischen Welten, nämlich Gedanken-, Handlungs-, Gefühlswelten, also zwischen kulturellen Welten

Der zweite Raum ist die Sprache der Aufnahmegesellschaft, der Alltags- und Berufswelten. Dieser Ort ist Ausgangspunkt für Handlungsfähigkeit in der neuen Verständigungswelt.

Der dritte Sprachraum ist ein realer Raum – das Café, Räume, in denen der Austausch stattfinden kann und an dem die verschiedenen Welten einander begegnen können.

why not? bietet Rechtsberatung und allgemeine Lebensberatung

■ *why not?* bietet wöchentlich Rechtsberatung gem. dem Rechtsberatungsgesetz und allgemeine Lebensberatung an.

why not? nimmt Einfluss auf die politische Meinungs- und Willensbildung

■ *why not?* befindet sich in einer gesellschaftlichen Umgebung, in der zu wenig Interesse an einer gleichberechtigten Gemeinschaft von Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe

besteht. Durch einen offenen Raum der interkulturellen Begegnung, sowie durch Gremien- und Öffentlichkeitsarbeit beteiligt sich *why not?* am politischen Meinungs- und Willensbildungsprozess, um Interkulturalität verständlich zu machen und zu fördern.

Reflexion über die Praxisbeispiele?

Die Projekte sind sicher nicht perfekt, aber darum geht es in Gottesbegegnungen in vorläufigen Formen auch nicht, sondern darum, dass sich Gottes Mission unter den Menschen offenbart und dies ihm zur Ehre und den Menschen zur Hoffnung. Begegnungen, die Veränderungen zulassen und neue Lernräume eröffnen.

Grenzen traditionellen Gemeindelebens werden überschritten durch Diakonie

Räume schaffen, die offene Begegnung ermöglichen, in denen der Mensch als Mensch vorkommt, ohne bewertet oder in bestimmte Kategorien eingestuft zu werden. Der Mensch ist als Mensch von Gott geliebt. Das braucht konkrete Erfahrungsräume. Kirche für Andere, anschlussfähige Kirche zeigt sich wesentlich in offenen Räumen, die zur Begegnung und zum gemeinsamen Lernen einladen.

Ausblick: Fragen zum Weiterdenken

■ Was sind die zentralen Fragen der Menschen um mich herum? Was sind ihre Sinnfragen? Was suchen und wünschen sie sich?

■ Welche ‚Brücken‘ können oder müssen wir deshalb als Kirche neu bauen?

■ Welche Ansätze und Projekte nehme ich wahr und kann ich in meinem Umfeld fördern?

Anmerkungen:

¹ Kuhn (1976) hat in seinem Buch »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« das Konzept einer kumulativ-kontinuierlich verlaufenden Entwicklung innerhalb der Wissenschaftsgeschichte kritisiert und dem gegenüber den Entwurf einer neuen Vorstellung von Wissenschaft erarbeitet, der des »diskontinuierlichen Wandels«, den er als wissenschaftlichen Fortschritt in revolutionären Prozessen bezeichnet, indem ein bisher geltendes Erklärungsmodell verworfen und durch ein anderes ersetzt wird, dies wirkt sich auf das gesamte Denken, Leben und Handeln der Menschen aus. Diesen Vorgang bezeichnet er als Paradigmenwechsel.

² Sechs Paradigmen nach Küng (Kuhn/Bosch): 1. Urchristlich apokalyptisches Paradigma; 2. Altkirchlich-hellenistisches Paradigma; 3. Mittelalterlich-röm.-kath. Paradigma; 4. Reformatorisch-protestantisches Paradigma; 5. Neuzeitlich-aufklärerisches Paradigma; 6. Zeitgenössisch-ökumenisches Paradigma, vgl. Küng 1984 und Bosch 2012.

³ http://www.christ-in-der-gegenwart.de/aktuell/artikel_angebote_druckversion?k_bei-trag=3372321, abgelesen am 23. Februar 2014.

⁴ Beispiel: »Ich bin gerne evangelisch, da es eine Konfession der Freiheit ist, in der sich Yin und Yang das Gleichgewicht halten.« Janine, 15 Jahre (Bußmann, Faix, Gütlich 2013:7).

⁵ Einen ausführlichen Bericht über die Entstehung gibt es von der Mitbegründerin Irene Rauhut in »Tat.Ort.Glaube. 21 inspirierende Praxisbeispiele zwischen Gemeinde und Gesellschaft (Rauhut 2013:191-196).

⁶ Einen ausführlichen Bericht über die Entstehung gibt es von der Mitbegründerin Andrea Haase in »Tat.Ort.Glaube. 21 inspirierende Praxisbeispiele zwischen Gemeinde und Gesellschaft (Haase 2013:164-171).

Literaturhinweise

Bertelsmann Stiftung (Hg.): Religionsmonitor 2008. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008.

Bosch, David J.: Mission im Wandel. Paradigmenwechsel in der Missionstheologie. Gießen: Brunnen Verlag 2012.

Bußmann, Udo/ Faix, Tobias/ Gütlich, Silke: Wenn Jugendliche über Glauben reden – Gemeinsame Erfahrungsräume gestalten. Ein Praxisbuch für die Jugendarbeit. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Aussaat 2013.

Eigenmann, Urs: »Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde« – Die andere Vision vom Leben. Luzern: Edition Exodus 1998.

Empirica. Forschungsinstitut für Jugendkultur und Religion: Spiritualität von Jugendlichen. Pilotstudie. Zusammenfassung der Ergebnisse (<http://www.ev-jugend-westfalen.de/grundsatzliches/studie-spiritualtaet-von-jugendlichen/>, abgelesen am 15.06.2014).

Gräb, Wilhelm/ Charbonnier, Lars: Individualisierung, Spiritualität, Religion. Transformationsprozesse auf dem Weg religiösen Feld in interdisziplinärer Perspektive. Studien zu Religion und Kultur Band 1. LIT Verlag 2008.

Haase, Andrea 2013: Gott liebt Gotha. Leben & Glauben in der Platte. In: Faix, Tobias/ Brecht, Volker/ Müller, Tobias/ Bösner, Stefan: Tat.Ort.Glaube. 21 inspirierende Praxisbeispiele zwischen Gemeinde und Gesellschaft. Marburg: Francke Buchhandlung. 164-171.

Hempelmann, Heinzpeter: Gott im Milieu. Wie Sinusstudien der Kirche helfen können, Menschen zu erreichen. Gießen: Brunnen Verlag 2012.

Knoblauch, Hubert 2009. Populäre Religion: Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft. Campus Verlag.

Kuhn, Thomas S./ Simon, Kurt/ Vetter, Hermann: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt: Suhrkamp Verlag 1976.

Rauhut, Irene 2013. Refo Moabit – Kirche im Kiez. Ein persönlicher Bericht. In: Faix, Tobias/ Brecht, Volker/ Müller, Tobias/ Bösner, Stefan: Tat.Ort.Glaube. 21 inspirierende Praxisbeispiele zwischen Gemeinde und Gesellschaft. Marburg: Francke Buchhandlung. 191-196.

Rössler, Dietrich: Grundriss der praktischen Theologie. 2. Auflage. Berlin: Verlag de Gruyter 1994.

Schlag, Thomas/ Schweitzer, Friedrich: Jugendtheologie. Grundlagen - Beispiele - kritische Diskussion. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Theologie 2012.

Shell Deutschland: Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie. Frankfurt: Fischer Verlag 2010.

Zulehner, Paul M: Gottes Sehnsucht. Spirituelle Suche in säkularer Kultur. Ostfildern: Schwabenverlag 2008.

Internetquellen:

http://www.christ-in-der-gegenwart.de/aktuell/artikel_angebote_druckversion?k_bei-trag=3372321 (15. Juni 2014).



Wie groß muss ein Kirchenkreis sein? Was soll er leisten?

Von Philipp Meyer, Superintendent, Kirchenkreis Hameln-Pyrmont; Workshop 12.1

Dieses Papier fasst die Ergebnisse zweier Workshops im Rahmen des »Zukunftsforums mittlere Ebene« der EKD im Mai 2014 zusammen. Die gelisteten Punkte gehen auf Äußerungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Workshops zurück und können daher in einer inhaltlichen Spannung zueinander stehen.

Einführung in die Fragestellung

Ein Kirchenkreis ist ein Zusammenschluss mehrerer benachbarter Kirchengemeinden. Je nach Landeskirche heißt er auch Kirchenbezirk, Dekanat, Propstei, Ephorie, Superintendentur. Aufgabe eines Kirchenkreises ist es in aller Regel, regionale Dienste und Institutionen bereitzustellen, die einzelne Kirchengemeinden nicht tragen könnten.

Die Frage nach einer angemessenen Größe eines Kirchenkreises stellt sich mit Blick auf seine wesentlichen Funktionen. Sie stellt sich aber auch, weil in vielen Landeskirchen in den letzten Jahren Strukturreformen begonnen und durchgeführt wurden.

In einigen Fällen waren dafür synodale Beschlüsse ausschlaggebend. In anderen waren die an Strukturreformvorhaben beteiligten Kirchenkreise selbst die treibende Kraft.

Häufig war das erklärte Ziel derartiger Reformen die Fusion mehrerer Kirchenkreise (etwa »aus drei mach zwei« oder »aus vier mach eins«). Aber auch andere Formen der Kooperation, wie zum Beispiel Kirchenkreisverbände, oder die Fusion von Teilbereichen, wie zum Beispiel Verwaltungsstellen, wurden erprobt.

Positives Ziel der Reformprozesse war es in der Regel, die der kirchlichen Arbeit zu Verfügung stehenden Ressourcen optimal zu nutzen. Aufgrund der demographischen Entwicklung und der finanziellen Situation der meisten Landeskirchen waren in vielen Fällen Kirchenkreise vor die Frage gestellt, ob sie Einrichtungen, Beratungsstellen, Jugenddienste, Trägerverbände und Ähnliches mittelfristig in eigener Regie aufrechterhalten konnten.

Weitere Motive für Reformprozesse wurden in den Workshops genannt:

- Kirchliche Strukturen sollen kommunalen Strukturen angeglichen werden. Dadurch werden Verwaltungsaufgaben vereinfacht.

- In der Nachbarschaft fusionieren Kirchenkreise – dadurch entsteht ein Fusionsdruck. Wer nicht rechtzeitig in den Reformprozess einsteigt, verliert Wahlmöglichkeiten.

Zugleich wird gesehen, dass jede Reform ihren Preis hat:

- Lieb gewonnene und/oder bewährte Formen der Zusammenarbeit werden infrage gestellt. Muss eine »persönliche Dienstgemeinschaft« zugunsten eines »anonymen Massenbetriebes« aufgegeben werden?

- Von »oben« verordnete Prozesse rufen Widerstände an der Basis hervor. Nur wenn die Menschen »mitgenommen« werden, kann der Reformprozess gelingen.

- Machtpositionen geraten in Gefahr; auch das ruft Widerstände hervor. Für einige Mitarbeiter kann sich die existenzielle Frage nach ihrer beruflichen Zukunft stellen.

1. Was heißt Größe?

Größe kann sehr unterschiedlich definiert werden. Größe ist relativ. Bevor über die Größe eines Kirchenkreises diskutiert werden kann, sollte eine Einigung über die Indikatoren von Größe erzielt werden, die in der Diskussion Gewicht haben sollen.

Mögliche Indikatoren:

- Anzahl der Gemeindeglieder (maßgeblich für die finanzielle Zuweisung?)
- Anzahl der Kirchengemeinden (maßgeblich für die finanzielle Zuweisung?)
- Zentrale Funktionen gemäß Raumordnung (maßgeblich für die finanzielle Zuweisung?)
- Einwohnerzahl
- Fläche des Kirchenkreises
- Anzahl der Predigtstätten

- Anzahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Kooperationsfähigkeit der Mitarbeitenden («Querulantenquote»)
- Anzahl und Umsatz der Einrichtungen, Werke, Institutionen des Kirchenkreises
- Anzahl und Finanzbedarf der Gebäude im Kirchenkreis
- Länge der Fahrtstrecken/-zeiten zu funktionalen Schwerpunkten im Kirchenkreis
- Mitgliederichte in Bezug auf Fläche und/oder auf Einwohnerzahl
- Anzahl der Dörfer und Städte, Siedlungsstruktur (auch: Inseln)
- Finanzieller Rahmen
- Kommunale Strukturen
- Außenwirkung, Renommee, Einfluss auf politische Entscheidungen
- Entwicklungsdynamik, Potenziale, Trends
- theologische Gesichtspunkte
- psychologische Gesichtspunkte: »gefühlte Größe«, Identität, Plausibilität
- kirchenpolitische Gesichtspunkte: bei Fusionen sinkt die Zahl der Repräsentanten und somit der Einfluss

2. Gibt es eine optimale Größe?

Gibt es in den jeweiligen Landeskirchen Richtgrößen?

Sind diese Richtgrößen strittig?

Wie sind sie ermittelt worden?

In der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers ist im Aktenstück 98 der Landessynode, einem unter ökonomischem Druck entstandenen Reformpapier aus dem Jahr 2004, eine Richtgröße von 45.000 Gemeindegliedern genannt worden.

Eine Formel, die allgemeine Anerkennung beanspruchen könnte gibt es jedoch für die Größe eines Kirchenkreises nicht. Die Anzahl der Gemeindeglieder ist nur ein Faktor unter vielen. Es

kann daher bestenfalls ein Richtwert angegeben werden.

Allerdings kann es unter Gewichtung der relevanten Strukturen und Faktoren dazu kommen, dass sich die Verantwortlichen in einem Kirchenkreis und/oder in übergeordneten Bereichen auf eine Wunschgröße für einen oder mehrere Kirchenkreise einigen, die erheblich von der aktuellen Größe abweicht. Dann wäre ein Reformbedarf gegeben.

Relevante Faktoren:

- Welche Leistungen müssen (gegebenenfalls aufgrund gesetzlicher Vorgaben) erbracht werden?
- Welche Funktion wird der Leitungsperson des Kirchenkreises zugewiesen?
- Führungsspanne der Leitungspersonen im Kirchenkreis
- Grenzen kommunaler Strukturen
- Essenzielle Kommunikationsprozesse
- Veränderungsprozesse
- Verhältnis zu Nachbar-Kirchenkreisen
- Gemeinschaftsfähigkeit der Mitarbeitenden und der Funktionsträger
- Sicherstellung der Vertretung
- Ausreichende Vernetzung muss gewährleistet sein
- Geographie und Topographie
- Ist das Konstrukt plausibel?

Wann ist ein Kirchenkreis zu groß?

Der größte Kirchenkreis der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers zählt 205.000 Gemeindeglieder, der zweitgrößte 85.000. In der Nordkirche gibt es Kirchenkreise mit mehr als 500.000 Gemeindegliedern.

Er ist zu groß,

- wenn die Führungsspanne zu groß wird, so dass die Leitungsperson/en die Personalgespräche nicht mehr bewältigen kann/können.

- wenn verdeckte Strukturen entstehen.
- wenn nicht mehr vermittelt werden kann, dass die Basis in den Gremien angemessen repräsentiert wird (Beteiligung von Ehrenamtlichen).
- wenn die Corporate Identity verloren geht.
- wenn Gesprächskultur und Diskursqualität leiden.
- wenn das ephorale Amt die Verbindung zur Praxis der Kirchengemeinde verliert.

Wann ist ein Kirchenkreis zu klein?

Der kleinste Kirchenkreis der Hannoverschen Landeskirche zählt 23.000 Gemeindeglieder bei 8,75 Pfarrstellen. Es gibt aber in den deutschen Landeskirchen deutlich kleinere Kirchenkreise. In einer Landeskirche ergab sich nach der Fusion von fünf Kirchenkreisen ein neuer Kirchenkreis von 29.000 Gemeindegliedern. Ein anderer Workshop-Teilnehmer nennt die Zahl von 12.000 Gemeindegliedern.

Der Kirchenkreis ist zu klein,

- wenn essenzielle Funktionen und gesetzlich definierte Aufgaben nicht mehr aufrechterhalten werden können.
- wenn die notwendige Professionalität nicht mehr gewährleistet werden kann.
- wenn eine angemessene Gremienbesetzung nicht mehr möglich ist.
- wenn Arbeitsbereiche bedeutende finanzielle Verluste erwirtschaften.
- wenn sich im Kirchenkreis eine »Wagenburg-Mentalität« (»gallisches Dorf«) entwickelt.
- wenn der Kirchenkreis innerhalb eines absehbaren Zeitraums eine funktionsfähige Größe unterschreiten wird.

3. Welche Faktoren sind hinderlich bei der Bildung eines Kirchenkreises mit Wunschgröße?

- Befürchtungen der Beteiligten: Zukunft wird stets über Projektionen vermittelt. »Was verlieren wir?«; »Wer bezahlt das alles?«; »Wo konzentriert sich die Macht?«

- Fehlerhafte Strategie bei der Umsetzung der Reformprozesse. »Von oben« verordnete Prozesse rufen häufig Widerstände hervor. Die Notwendigkeit von Reformen muss plausibel gemacht werden.

- Beispiele von Fusionen mit negativen Folgen

- Der richtige Zeitpunkt für eine Reform wird verpasst und dadurch die Handlungsfähigkeit eingeschränkt

- Widerstände der Basis und der hauptamtlichen Kräfte

- Mangelnde Antizipationsfähigkeit der Beteiligten

- Nicht ausreichend abgestimmte Fusionen in benachbarten Kirchenkreisen

- Gewachsene Strukturen, religiöse Traditionen (»Bekenntnisgeographie«), Erblasten, sorgsam gepflegte Feindschaften

- Fläche/Strecke: Distanzen führen eventuell zu nicht vertretbarem Aufwand

- Geographische Gegebenheiten (Randlage)

- Siedlungsstrukturen (Stadt/Land)

- Eventuell demographische Faktoren

- Unterschiedliche finanzielle Voraussetzungen bei den potentiellen Fusionspartnern

- Entwicklungsdynamik

- Konkrete personalpolitische Fragestellungen: wohin mit einer Leitungsperson, die nicht mehr benötigt wird?

4. Wie könnten diese Faktoren bearbeitet werden?

- Fusion

- Kooperation: Inhaltsbezogene Vernetzung.

- Gegebenenfalls auch Teilung

- Leitung mit ephoralem Leitungsteam (eventuell Pastorinnen und Pastoren mit entsprechenden Stellenanteilen; alternativ besteht die Möglichkeit, für Entlastung der Mitglieder des Leitungsteams

zum Beispiel durch zusätzliche Sekretariatsstunden zu sorgen)

- Evtl. Leitung mit Doppelspitze (wie im Kirchenkreis Hildesheimer Land)
- Substrukturen schaffen (zum Beispiel Regionalsprecher mit Entscheidungskompetenzen)
- Reflektierte Aufgabenverteilung zwischen Gemeinde, Region und Kirchenkreis
- Doppelstrukturen vermeiden
- Überregulierung vermeiden
- Gegebenenfalls auf strukturelle Veränderungen verzichten, wenn die Reformkosten den erwarteten Gewinn übersteigen: »Remanenzkosten«. Es bleiben Mindestansprüche, deren Kosten von der Gemeinschaft getragen werden müssen.

Empfehlungen für die Strategie des Fusionsprozesses:

- Klare Vision vermitteln (nicht nur finanziell)

- Synergien darstellen, plausibel machen.
- Erreichbare Ziele benennen
- Entlastende Wirkung von Kooperationen herausarbeiten
- Motive klar machen
- Keine steifen Vorgaben
- Externe Beratung hinzuziehen
- Proporz der Entscheidungsträger sicherstellen
- Blickwinkel der Fachbereiche einbeziehen
- Anfangen, bevor der Druck da ist
- Dezentrale Beteiligungsworkshops
- »Befürchtungsmanagement«
- Vertrauen aufbauen: wir bleiben erreichbar
- Trauerbegleitung – Verlusterfahrungen sind real



»Wie groß muss ein Kirchenkreis sein? Was soll er leisten?«

Zusammenfassung einiger Überlegungen aus kommunalrechtlicher und verwaltungswissenschaftlicher Sicht

Von Dr. Joachim Schwind, Geschäftsführer Niedersächsischer Landkreistag, Hannover; Workshop 12.1

I. Rechtliche Vorgaben

Landesverfassungsrecht und Kommunalrecht enthalten in praktisch allen Flächenbundesländern **abstrakte Vorgaben für die Größen von Gemeinden und Landkreisen**. Exemplarisch seien die Regelungen des Niedersächsischen Kommunalrechts zitiert:

»Das Gebiet der Gemeinde soll so bemessen sein, dass die örtliche Verbundenheit der Einwohnerinnen und Einwohner gewahrt und die Leistungsfähigkeit der Gemeinde zur Erfüllung ihrer Aufgaben gesichert ist«

(§ 23 Abs. 2 des Niedersächsischen Kommunalverfassungsgesetzes [NKomVG])

»Das Gebiet des Landkreises soll so bemessen sein, dass die Verbundenheit der Einwohnerinnen und Einwohner und die Verbundenheit des Landkreises mit den kreisangehörigen Gemeinden gewahrt und die Leistungsfähigkeit des Landkreises zur Erfüllung seiner Aufgaben gesichert ist«
(§ 23 Abs. 3 NKomVG)

Eine Änderung von Gemeinde- und Kreisgrenzen ist – rechtsvergleichend über alle Länder gesehen – in jedem Fall durch Landesgesetz (ggf. auch gegen den Willen der betroffenen Kommunen), in bestimmten Fällen auch freiwillig durch Vereinbarung der betroffenen Kommunen möglich. Schlüsselbegriff ist entsprechend der Regelung im preußischen Kommunalrecht in der Regel der

Begriff des »öffentlichen Wohls«. Exemplarisch lautet eine solche Regelung wie folgt:

»Aus Gründen des öffentlichen Wohls können Gemeinden oder Landkreise aufgelöst, vereinigt oder neu gebildet und Gebietsteile von Gemeinden oder von Landkreisen umgegliedert werden (Gebietsänderung)«

(§ 24 Abs. 1 NKomVG)

II. Von der Rechtsprechung und Literatur entwickelte Maßstäbe für optimale Gemeinde- und Kreisgebiete

Wenn man davon ausgeht, dass es ein »öffentliches Wohl« überhaupt gibt (dagegen die derzeit nicht mehr vertretene »Lehrformelthese«), so muss der Begriff im Rahmen der juristischen Methodik **operationalisiert** werden. Dies ist insbesondere in der Rechtsprechung der Landesverfassungsgerichte bei Klagen von Landkreisen gegen deren Auflösung seit den Gebietsreformen in den westdeutschen Ländern in den 1970er Jahren und den großen Gebietsreformen in den neuen Ländern seit Mitte der 1990er Jahre gelungen.

Blickt man auf die Ebenen der Landkreise, so nennt der oben bereits genannte § 23 Abs. 3 NKomVG folgende Aspekte für die Bemessung des Gebietes eines Landkreises:

- die Verbundenheit der Einwohnerinnen und Einwohner,
- die Verbundenheit des Landkreises mit den kreisangehörigen Gemeinden und
- die Leistungsfähigkeit des Landkreises zur Erfüllung seiner Aufgaben.

a) Wahrung der Verbundenheit der Einwohner

Hiermit ist gemeint, dass ein gemeinsames Interesse der Einwohner an der **Durchführung der kommunalen Selbstverwaltungsaufgaben** in einem noch überschaubaren örtlichen Bereich feststellbar sein muss. Es handelt sich also um einen Zugriff auf die soziologischen Grundlagen der kommunalen Selbstverwaltung, in den Blick zu nehmen sind also die räumliche und funktionale, aber auch eine emotionale **Verbundenheit der Einwohner mit der Gemeinde**. Es geht um gemeinsame Interessen an den im örtlichen Raum entstehenden Selbstverwaltungsaufgaben, die geeignet sein müssen, **Integrationskraft vor Ort** zu entfalten. Hierbei kann es sich um wirtschaftliche, soziale, verwaltungsorganisatorische, räumlich-funktionale und soziologisch-ideelle Kriterien

handeln. Dabei spielen sowohl eher »harte« Faktoren wie **Entfernung und Verkehrsverbindung** und eher »weiche« Faktoren wie örtliche Identität und Zusammengehörigkeitsgefühl eine Rolle. Für die überörtliche Kreisebene ist dabei wichtig, dass auch die überörtliche Ebene als Legitimitätsobjekt und Zusammenfassung der Menschen in einem bestimmten Gliederungsbereich anerkannt wird.

b) Wahrung der Verbundenheit mit den kreisangehörigen Gemeinden

Die Landkreise sind in allen deutschen Flächenländern sowohl Gebietskörperschaft als auch **Gemeindeverband**. Dieser Gemeindeverbands-Aspekt bietet bei der Bemessung des Gebietes eines Landkreises einen eigenständigen Abwägungsaspekt. Bei der genannten Verbundenheit kommt es nicht nur auf die vor Ort zu erledigenden Aufgaben und funktional-technische Gesichtspunkte der Ausgleichs- und Ergänzungsfunktion der Landkreise an, sondern auch auf die »Verbundenheit der kommunalen Familie vor Ort«, die die enge Zusammenarbeit von Gemeinden und Landkreisen bei der Erledigung der Aufgaben darstellt.

c) Sicherung der Leistungsfähigkeit des Landkreises

Klassischer Gegenpol zur Verbundenheit mit den Einwohnern und den kreisangehörigen Gemeinden ist die Sicherung der **Leistungsfähigkeit** des Landkreises. Mit Leistungsfähigkeit ist damit grundsätzlich die Fähigkeit zur **bürgerhaften, wirtschaftlichen Wahrnehmung der Aufgaben** gemeint.

III. Zum Begriff des öffentlichen Wohls im Staats- und Verwaltungsrecht

Nach herrschender Auffassung geht die Idee des Gemeinwohls der Existenz der Verfassung und des Staates voraus. Es bildet gewissermaßen das Fundamentalprinzip der politischen Ethik und jeder staatsrechtlichen Programmatik. Methodisch handelt es sich um einen sog. unbestimmten Rechtsbegriff mit Beurteilungsspielraum. Er hat Ähnlichkeit mit einer **Planungs- oder Prognoseentscheidung** und gewährt einen gewissen administrativen Entscheidungsspielraum. Verfahrensmäßige Folge ist regelmäßig, dass gerichtliche Überprüfungen entsprechender Gebietszuschnitte nur daraufhin stattfinden, ob Beurteilungsfehler vorliegen. Methodischer Ansatzpunkt zur Konkretisierung des öffentlichen Wohls ist dabei stets eine **Abwägung im Einzelfall**. Es müssen die für

und gegen die Gebietsänderung sprechenden Gründe, Argumente, Interessen und Belange umfassend ermittelt und sorgfältig gegeneinander und untereinander abgewogen werden. Einzelne Argumente sind bereits oben unter dem Aspekt der örtlichen Verbundenheit und der Leistungsfähigkeit genannt worden. Teilaspekte können sein:

- Anpassung des Gebietszuschnitts an die wachsenden Aufgaben
- Erhöhung der Effizienz und Effektivität, der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit der Verwaltung
- Stärkung der Verwaltungskraft und Leistungsfähigkeit insbesondere im ländlichen Raum
- Optimierung der Bürgernähe
- Verhinderung der Verkümmern der örtlichen Gemeinschaft (Stichwort: sog. **Remanzkosten** in sich entleerenden Räumen)
- Förderung der demokratischen und ehrenamtlichen Mitwirkung der Bevölkerung
- Wahrung der kulturellen und lokalen Identität
- Beseitigung des Leistungsgefälles zwischen Ballungsräumen und ländlichen Gebieten; Herstellung gleichwertiger Lebensbedingungen
- Schaffung von Mindesteinwohnerzahlen bzw. Optimierung der Auslastung von kommunalen Einrichtungen
- Sicherung der Entwicklung von Ballungs- und Verdichtungsräumen
- Berücksichtigung der zunehmenden Mobilität der Bevölkerung
- Schaden-Nutzen-Bilanz der Neugliederungsmaßnahme
- System- und/oder Leitbildgerechtigkeit
- Akzeptanz der Bevölkerung
- Grundsätze der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit
- Zusammenhang zwischen Reform und Aufgabenübertragung und
- Erfahrungen mit bisherigen Neugliederungen.

IV. Zehn Erfolgsfaktoren für das Gelingen von freiwilligen kommunalen Gebietsreformen

- gemeinsame Sensibilität und Bewertung demografischer Entwicklungen¹

- Initiative dann starten, wenn noch genügend Verwaltungskraft, Perspektiv- und Gestaltungswillen vor Ort vorhanden ist (man »etwas zu bieten« hat)
- »Window of Opportunity« nutzen
- Augenhöhe der in Aussicht genommenen Fusionspartner durchgehend gewährleisten (in der Regel nie »merger of equals«, daher besonderes Bedürfnis)
- Engagement und persönliche Situation der Verwaltungsspitze klären
- Willen aller Partner herbeiführen, auch etwas von bisheriger Struktur und Aufgaben abzugeben, Vorteile für alle definieren
- klare, transparente und engagierte Prozessgestaltung mit Einbindung der Gremien/Ehrenamt, Meilensteine, ggf. externer Beratung/Moderation
- offener und kommunikativ geschickter Umgang mit der Bevölkerung (»Wutbürger«/Bürgerinitiativen etc. gegen die meist gar nicht so reformunwillige »stille Mehrheit«, s. Stuttgart 21)
- Grundakzeptanz bei den betroffenen Mitarbeitern
- im Blick behalten, dass Zusagen/Zugeständnisse (Erhalt von bestimmten Institutionen, Außenstellen, kein Arbeitsplatzwechsel gegen den Willen der Betroffenen usw.) nicht insgesamt den Fusionsprozess auf Dauer lähmen, Zusammenwachsen erschweren und Effizienzrenditen auffressen (Befristungen und Übergangsregelungen)

Hinweis: Auf Nachweise wurde verzichtet. Für einen ersten Einstieg siehe Schwind, in: Blum u.a. (Hrsg.), NKomVG, Kommentar zu § 23 NKomVG, 2012.

Kontakt: Niedersächsischer Landkreistag, Geschäftsführer Dr. Joachim Schwind, Am Mittelfelde 169, 30519 Hannover, Telefon: 0511-87953-15, E-Mail: dr.schwind@nlt.de.

Anmerkung:

¹ In der Regel liegen relativ verlässliche Prognosen der Statistischen Landesämter wenigstens bis 2030 vor. Einzige echte Unsicherheit ist die Entwicklung des Zuwanderungsrechts. Diesbezüglich ist aber davon auszugehen, dass Zuwanderung eher bestehende Trends verstärkt. D

Leiten im Geist

Von Dr. Detlef Dieckmann-von Büнау, Rektor, Theologisches Studienseminar der VELKD, Pullach; Workshop 13.1

Bevor ich meine biblischen Lesefrüchte und theologischen Überlegungen zum Thema »Leiten im Geist« zur Verfügung stelle, will ich offenlegen, aus welcher Perspektive ich mich diesem Thema nähere: Einerseits schaue ich mit der Neugier eines Wissenschaftlers auf die biblischen Texte, die für uns als Kirche Quelle und Kanon sind. Auf der anderen Seite bringe ich Wahrnehmungen und Erfahrungen aus drei sehr verschiedenen Gemeinden und Kirchenkreisen mit – in Westberlin, in Potsdam, in Ostfriesland und nun in Bayern. In einer ressourcen- und lösungsorientierten Coaching- Ausbildung habe ich das Thema Leiten nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch eingehend bearbeitet. Und schließlich haben mich meine Tätigkeiten in der Gemeinde, meine Mitarbeit in Kirchenkreisen sowie besonders meine Leitungsfunktion im Theologischen Studienseminar der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) in landeskirchenübergreifenden theologische Studienkursen zu der Frage geführt, was das Leiten im Geist nicht nur für Pfarrerinnen und Pfarrer, sondern gerade auch für die sog. mittlere Ebene, die Superintendentinnen und Superintendenten, Dekaninnen und Dekane, Pröpstinnen und Pröpste bedeutet.

Mindestens zwei gute Gründe sehe ich, sich mit dem Konzept des Leitens im Geist zu befassen. Der erste, eher pragmatische und kirchenpolitische Grund besteht darin, dass der – nicht unumstrittene¹ – Begriff des »Geistlichen Leitens« in den letzten Jahren Furore gemacht hat und deswegen natürlich auch auf der Tagesordnung dieses Zukunftsforums steht.

Der zweite Grund ist ein inhaltlicher: Das Konzept des Geistlichen Leitens verbindet das kirchliche Handeln mit einer zentralen Vorstellung der biblischen Theologie und unseres Glaubens. Deswegen birgt dieser Begriff meiner Ansicht nach die große Chance, eine **Ethik des kirchlichen Handelns aus der Mitte der biblischen Theologie und des reformatorischen Glaubens** heraus zu entwickeln. Damit werden wir heute gewiss nicht fertig, aber vielleicht können wir uns bereits über einen biblisch-theologischen Rahmen für das verständigen, was »Leiten im Geist« bedeuten könnte.

»Geistlich leiten« heißt zunächst: Wer geistlich leitet, bekommt es mit dem Geist zu tun. Was ist

das für ein Geist? Wie wird er in der Bibel Alten und Neuen Testaments beschrieben? Und welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus für unser kirchliches Leitungshandeln ziehen?

Im Folgenden werde ich darstellen, wie wichtige alttestamentliche und neutestamentliche Texte jeweils vom Geist Gottes sprechen. Und daraus möchte ich dann Schlussfolgerungen für das kirchliche Leitungshandeln ziehen.

1. *ruach* im Alten Testament

Wo wir durch Übersetzungen des Alten Testaments etwas vom »Geist« erfahren, steht im hebräischen Text bekanntlich zumeist das Nomen **ruach**, das weiblichen Geschlechtes ist. Diese *ruach* bezeichnet etwas, was in **Bewegung** ist und / oder in Bewegung setzt, was lebendig macht.

ruach steht z.B. für den Atemhauch, einen schwachen Wind, einen starken Sturm, eine Kraft, die am Leben erhält oder in Menschen fährt und sie zu **Besonderem** befähigt.²

»Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser«, lesen wir gewöhnlich in Gen 1,2, wo es in der Hebräischen Bibel heißt: וְרוּחַ אֱלֹהִים מְרַחֵף עַל-פְּנֵי הַמַּיִם. Das Verb רָחַף, das Luther 1545 mit »schwebete« übersetzte, beschreibt keinen Zustand der Ruhe, sondern vielmehr ein Sich-hin-und-her-Bewegen, ein Unruhig-Sein.³ Insofern müsste man eher übersetzen: Der Windhauch Gottes bewegte sich über den Wassern hin und her.

Damit deutet sich bereits an: Die *ruach*, besonders die *ruach* Gottes, ist im Alten Testament häufig der **Geist der Veränderung bzw.**, um es mit dem Titel des Zukunftsforums zu sagen, die **Kraft der Transformation**. Das zeigen etwa diese beiden Beispiele:

- die *ruach* Gottes kann Menschen wie Simson **umtreiben** (vgl. Ri 13,25), so dass sie sich in Bewegung setzen
- die *ruach* Gottes kann Menschen wie Samuel **verwandeln** (vgl. 1Sam 10,6)

Die *ruach* Gottes setzt jedoch Menschen nicht nur in Bewegung, sondern verleiht ihnen auch **kogni-**

tive, theologische, charismatische, ethische und sogar körperliche und handwerkliche Fähigkeiten, um etwas zu verändern:

■ in Jes 11,2 wird die *ruach* ADONAJs verbunden, ja gleichgesetzt mit dem Geist der **Weisheit** (vgl. Gen 41,38) und der Einsicht, dem Geist des Rates und der Kraft, dem Geist des Wissens und der **Ehrfurcht** vor ADONAJ; in Mi 3,8 bewirkt die *ruach* ADONAJs, dass der Prophet mit **Kraft, Recht** (vgl. Ez 36,26) und **Stärke** erfüllt ist

■ vor dem Entstehen des Königtums befähigt Gottes *ruach* die sog. Richter für **Leitungsaufgaben** vor allem in der Kriegsführung (vgl. etwa Ri 3,10; 6,34; 11,29)

■ einzelnen Menschen verleiht die *ruach* Gottes außerordentliche **Körperkräfte**, durch die Simson etwa einen Löwen zerreißen (Ri 14,6) oder 30 Männern auf einmal erschlagen kann (14,19)

■ im Buch Exodus lehrt die *ruach* Gottes die Weisheit und **Geschicklichkeit**, d.h. die handwerklichen Fähigkeiten und das Know-how, um das Zelt der Begegnung auszustatten (Ex 31,1–5; 35,50–33)

■ von Gott gesandte Boten und vor allem die Propheten werden mit der *ruach* Gottes begabt, damit sie **Gottes Stimme sein** können (1Sam 19,20.23; 2Chr 24,20; Mi 3,8; Sir 48,24)

■ während die Richter im Blick auf anstehende, begrenzte Aufgaben mit der *ruach* Gottes begabt wurden, wird mit dem König David erstmals einem gesalbten ‚**Amtsträger**‘ auf Dauer die *ruach* Gottes verliehen (1Sam 16,13)

■ in der Prophetie ab dem Exil (vgl. Ez 36,27; 37,14; 39,29) wird die Vorstellung des Gottesgeistes sozusagen demokratisiert, indem die *ruach* ADONAJs **das ganze Volk Israel** mit einem »neuen Herzen und neuen Geist« begaben und so von innen her erneuern soll

Das Beispiel des Simson, der erfüllt von der *ruach* Gottes 30 Männer tötet, hat bereits einen Aspekt verdeutlicht, der bei der Rede vom Geist Gottes nicht immer beachtet wird: Die *ruach* Gottes kann durchaus **ambivalente Wirkungen** haben. In 1Sam ist sogar von einem bösen Gottesgeist die Rede, der Saul zornig macht (1Sam 11,6), in Angst und Schrecken versetzt (16,14.15), ihn depressiv werden lässt (16,16.23; 18,10) und schließlich zu Gewalttaten treibt (18,10f.).

Was lässt sich nun aus den Aussagen über das Wirken der *ruach* Gottes für den Begriff des Geistlichen Leitens folgern? Zwar kommt der Begriff des Geistlichen Leitens im Alten Testament (wie auch im Neuen Testament) nicht vor. Doch hat der Geist Gottes bereits im ersten Teil des biblischen Kanons durchaus mit Leitung zu tun, und zwar in folgender Weise:

1. Gott leitet Menschen durch seinen Geist.

D.h., nicht wir müssen geistlich *leiten*, sondern wir können uns von *Gott* geistlich *leiten lassen*. Dies zeigt sich darin, dass wir in der Kirche immer wieder im Gebet und in Andachten Gott **um die Gabe des Geistes bitten** sowie nicht zuletzt im Studium der Bibel nach **Gottes Willen fragen**.⁴

2. **Dieser Geist Gottes versetzt Menschen in Unruhe und zielt auf Veränderungen, die produktiv, aber auch destruktiv sein können.** Auch wenn wir uns vom Geist Gottes leiten lassen, werden wir daher die Folgen unseres Handelns **kritisch beobachten**. Wir werden uns immer wieder selbst überprüfen, ob unser Handeln die Gemeinde Gottes aufbaut, oder ob unser Wirken – trotz der Rückbesinnung auf den Geist und trotz der allerbesten Absichten – negative Auswirkungen hat.

3. Mit dem Geist verleiht Gott den Menschen **kognitive, theologische, charismatische, ethische, körperliche oder handwerkliche Fähigkeiten**. Gott begabt uns, er inspiriert uns mit unterschiedlichen Kompetenzen, die wir auf verschiedene Weise einsetzen können. Weil jeder und jede nur einen Teil der möglichen oder vielleicht sogar nötigen Fähigkeiten besitzt, **tauschen sich Leitende mit anderen aus und delegieren** einen Teil der Aufgaben und Verantwortlichkeiten.

4. Im Laufe der Jahrhunderte ist in Israel die Vorstellung entstanden, dass nicht nur Richter, Könige oder Propheten Geistliche sind, sondern **das ganze Volk** von einem neuen Geist bewegt werden kann. Wenn wir in dieser Verheißung leben, sind wir keine Einzelkämpfer, sondern verstehen uns als **Teil einer geistlichen Gemeinschaft, die sich vom Geist Gottes leiten lässt. Leiten im Geist heißt in dieser Traditionslinie daher immer: gemeinschaftlich leiten**.⁵

2. *pneuma* im Neuen Testament

Die Septuaginta übersetzt das hebräische Nomen *ruach* mit dem griechischen Wort *pneuma* (πνεῦμα), das grammatisch ein Neutrum ist. Inso-

fern knüpft das Zweite Testament überall dort an die ursprüngliche *ruach*-Tradition an, wo vom *pneuma* die Rede ist.

Nach dem Zeugnis der Evangelien war der Geist Gottes von Anfang an besonders dicht und konzentriert in Person und Wirken Jesu anwesend.⁶ Jesus, so heißt es, ist durch den Heiligen Geist gezeugt worden und war schon im Mutterleib vom Heiligen Geist erfüllt (Mt 1,18.20; Luk 1,15.35), er wurde als derjenige angekündigt, der nicht mit Wasser, sondern mit Feuer und Geist taufe (Mk 1,8), bei seiner eigenen Taufe kam der Geist als eine Taube auf ihn herab (Mk 1,10), anschließend hat er Jesus in die Wüste hinausgetrieben. In alledem wird deutlich, dass der Geist »das bestimmende Vorzeichen vor der Klammer des gesamten Jesus-Geschehens«⁷ ist.

Nach Darstellung der neutestamentlichen Schriften zeigte sich der Gottesgeist ausschließlich im Wirken Jesu, jedenfalls solange er vor seinem Tod auf der Erde wirkte.⁸ Doch wo blieb der Gottesgeist danach? Wie konnten die Menschen, die Jesus vor seiner Kreuzigung nicht mehr erlebt hatten, den Geist erfahren? In den Evangelien bleibt der Geist bzw. Paraklet als »Stellvertreter«⁹ Jesu (vgl. Joh 14,15-17.25f. u.ö.) und als Beistand für kommende Anfechtungen (Mk 13,11) bei den Menschen anwesend. **Somit ist Jesus selbst durch den Geist bei den Menschen gegenwärtig.**

Wie kommen nun die Menschen in Kontakt mit diesem Geist? Paulus beantwortet diese Frage in aller Eindeutigkeit: Wer getauft ist, ist mit dem Heiligen Geist getränkt (1Kor 12,13).¹⁰ **Alle Getauften sind also »Geistliche«.** Daher kann Paulus die Galater mit »ihr, die Geistlichen!« ansprechen (Gal 6,1), selbst wenn er mit ihrem Verhalten nicht recht zufrieden war. Dieses Beispiel aus dem Galaterbrief verdeutlicht zudem, dass Paulus immer eine Gemeinschaft, eine Gemeinde als Geistliche anredet (vgl. z.B. 1Kor 3,16). **Die gemeinsame Teilhabe am Geist verbindet alle Getauften.**¹¹

Welche Kraft dieser Geist aus der Taufe hat, wird z.B. in Röm 1,3f. deutlich, wo es wörtlich übersetzt heißt, dass Jesus »eingesetzt ist zum Sohn Gottes in Kraft **nach dem Geist der Heiligkeit** aus der Auferstehung der Toten«. Damit wird deutlich, dass **der Geist** nicht nur am Leben erhält, sondern sogar **durch den Tod hindurch neues Leben schaffen kann.** Wer den Auferstandenen nicht selbst gesehen hat, kann durch den Glauben an den, dem Gott »durch den Heiligen

die Kraft unzerstörbaren Lebens« (Röm 1,4*)¹² gegeben hat, diesen Geist erfahren.¹³ Von daher ist gut verständlich, dass der Geist den Getauften im Glauben die Kraft zur **Hoffnung** schenkt (Röm 15,13, vgl. 5,5; 8,23-24; 15,13; Gal 5,5).

Nach Paulus leben alle, die getauft sind und an den Auferstandenen glauben, in der Einfluss-Sphäre, in der **Wirklichkeit des Geistes.**¹⁴ Weil diese Wirklichkeit des Geistes nichts anderes als die **Wirklichkeit Christi** oder die **Wirklichkeit Gottes** ist, hat bei Paulus das »Attribut ‚geistlich‘ [...] oft dieselbe Funktion wie die Genitiv-Attribute ‚Christi‘ oder ‚Gottes‘«. ¹⁵ Fehlen einem Menschen dieser Glaube und dieser Geist, so dass er nur die menschliche Weisheit (vgl. 1Kor 2,13) zur Verfügung hat, dann erscheint ihm die Wirklichkeit des Geistes als »Torheit« (2,14).¹⁶

Jedoch: auch wenn die Menschen in der Taufe und im Glauben Anteil am Geist gewinnen, ist der Geist deswegen noch nicht die alleinige Macht, die das christliche Leben beeinflusst. Denn es gibt noch eine andere Macht, nämlich die **Macht des Fleisches** als »anthropologischer Nährboden von ‚Leidenschaften und Begierden‘ (Gal 5,24)«¹⁷, die Triebhaftigkeit¹⁸, die Laster. In Gal 5 stellt Paulus ausführlich die Gefahren dar, die dieser Gegenspieler zum Geist in sich birgt: Egoismus, Maßlosigkeit, sexuelle Übertretungen, Götzendienst, Streitsucht, das Anzetteln von Intrigen, Parteienstreit und Spaltungen, Missgunst und Neid, Ausschweifungen in Essen und Trinken. In Gal 5,26 wirbt Paulus: »Lasst uns nicht eitlem Ruhm nachjagen, einander nicht reizen, einander nicht beneiden!«

»Führt euer Leben im Geist, und ihr werdet dem Begehren des Fleisches nicht nachgeben!« (5,16), sagt Paulus den Galatern. Denn die Frucht des Geistes sind »Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Güte, Rechtschaffenheit, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung« (5,22f.). »Die aber zu Christus Jesus gehören, haben das Fleisch samt seinen Leidenschaften und Begierden gekreuzigt. Wenn wir im Geist leben, wollen wir uns auch **am Geist ausrichten**«, sagt Paulus weiter (5,24–25). Auf diese Weise entwickelt Paulus anhand der Antagonie zwischen Fleisch und Geist in der Gegenüberstellung der Herrschaft der Triebe mit der Wirklichkeit Gottes einen Katalog mit Lastern und einen mit den Früchten des Lebens im Geist.

Wie sich das Leben im Geist auf den Dienst in der Gemeinde und auf das Leiten im Geist auswirkt, erläutert Paulus den Galatern klar und ausführlich in 1Kor 12: Es leben zwar alle aus demselben

Geist, doch sind den Getauften **unterschiedliche Geistesgaben** (*pneumatikoi* – πνευματικοί, vgl. 12,1) bzw. Charismen (12,4) zugeteilt, durch die stets Gott wirkt (12,6) und die allen zu Gute kommen sollen (12,7). Der eine hat den »Geist«, d.h., die Begabung, »Lebensweisheit« zu lehren, die andere vermag aus demselben Geist theologisch zu reden (12,8); dem einen ist der Geist des Glaubens gegeben, der anderen der Geist der Heilung (12,9); dem einen das Wirken von Wunderkräften, der anderen die prophetische Rede oder die Gabe, die Geister zu unterscheiden (etwa den Heiligen vom bösen Geist); der eine kann in Zungen oder in fremden Sprachen reden, die andere dies übersetzen (12,10).

Die Gemeinschaft, die der Geist auf solche Weise schafft, vergleicht Paulus mit dem Organismus eines Leibes, der letztlich der **Leib Christi** ist. In diesen Leib wurden wir hineingetauft (12,11). An diesen Leib hat Gott verschiedene Glieder gesetzt, die in ihrer jeweiligen Funktion unverzichtbar sind und daher einander brauchen (12,12–21). Dabei kommt denjenigen Gliedern, die als besonders schwach oder unansehnlich gelten, die größte Ehrerbietung zu (12,22–23). Leidet ein Glied, so leiden alle, wird eines wertgeschätzt, freuen sich alle mit (12,26).

Apostel, Propheten, Christinnen und Christen mit Wunderkräften, mit Heiligungsgaben, mit Begabungen zu Hilfeleistungen, zum Reden in anderen Sprachen und auch zu Leitungsaufgaben (*kybernäseis* – κυβερνήσεις) – sie alle sind solche wohl unterschiedlich geistesbegabte, aber dennoch gleichwertige »geistliche« Glieder am Leib Christi (12,27–31). Ähnliches formuliert Paulus in Röm 12,4–21.

Auf diesen Text in 1Kor 12 bezieht sich Martin Luthers bekanntes Wort über das Priestertum aller Getauften von 1520:

»Man hat's erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester und Klostervolk der geistliche Stand genannt wird, Fürsten, Herrn, Handwerks- und Ackerleute der weltliche Stand. Das ist eine sehr feine Erdichtung und Trug. Doch [...]: **alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes** und ist unter ihnen kein Unterschied außer allein des Amtes halber, wie Paulus I. Kor. 12, 12ff. sagt, daß wir allesamt ein Leib sind, (obwohl) doch ein jegliches Glied sein eigenes Werk hat, womit es den andern dienet. Das alles macht, daß wir eine Taufe, ein Evangelium, einen Glauben haben und (auf) gleiche (Weise) Christen sind, denn die **Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich** und Christenvolk. [...] Demnach

werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht, wie Petrus (I. Petr. 2) sagt: »Ihr seid ein königliches Priestertum und ein priesterliches Königreich.«¹⁹

Was lässt sich nun aus den neutestamentlichen Texten über den Geist und die Leitungsaufgaben in der Gemeinde für ein heutiges Leiten in diesem Geist folgern?

5. Indem wir in jenem Geist leben und arbeiten, von dem die Evangelien und Paulus sprechen, werden wir von jenem Geist unterstützt, aus dem Jesus gelebt hat, durch dessen Kraft er auferstanden ist, durch den er in unserer Mitte anwesend bleibt. **Dieser Geist ist unsere Hoffnung.**

6. Weil wir durch die Taufe mit diesem Heiligen Geist getränkt werden, sind wir alle Geistliche – durch unseren Glauben an den, in dessen Name wir getauft wurden. Weil die Taufe die einzige »Weihe« ist, ist in reformatorischer Perspektive das **Priestertum der gesamten Gemeinschaft der Getauften anvertraut**. Das bedeutet, dass **alle getauften Geistlichen an der Leitung im Geist Anteil haben**: Ehrenamtliche wie Hauptamtliche, Ordinierte wie Beauftragte, Pfarrerinnen und Pfarrer, Juristinnen und Juristen, Mitarbeitende in den Verwaltungen und in den anderen Bereichen, sowie alle Gemeindeglieder.

7. Alles Wirken steht unter dem Geist und kann von ihm Zeugnis geben, es gibt keinen »ungeistlichen« Bereich (vgl. auch Barmen 2)²⁰. Jedes Gespräch, jeder Brief, jede Entscheidung in den Gemeinden oder Verwaltungen steht unter der Herrschaft des Geistes.

8. Weil sich derselbe Geist in verschiedenen Geistesgaben zeigt, haben wir **unterschiedliche Funktionen** in der Gemeinde als Leib Christi, **unterschiedliche Ämter**. Wenn es kein Hauptgäbe, oder das Haupt Fuß sein wollte oder umgekehrt, könnte dieser Leib nicht weiter bestehen. Sowohl vom neutestamentlichen Zeugnis als auch von der reformatorischen Theologie her gilt die Unterschiedlichkeit der Funktionen und Ämter als sinnvoll und unverzichtbar. Weil wir unterschiedliche Geistesgaben besitzen, ist es für die Gemeinde wie für uns selbst wichtig, dass die Gaben sich **entfalten** können und die **Stärken** mit den Aufgaben in Einklang gebracht werden.

9. Die Einrichtung des ordinierten geistlichen Amtes schützt das allgemeine Priestertum, das der gesamten Gemeinschaft der Getauften verliehen ist. Denn dadurch, dass sich die Gemeinde auf bestimmte Amtsträger einigt, wird verhindert,

dass jeder und jede in diesem Bereich Haupt sein will.²¹ Die Unterschiedlichkeit der Ämter und Funktionen darf nicht zu Hierarchien führen (vgl. Barmen 4)²², sondern begründet zunächst nur eine Aufgabenteilung der verschiedenen **geistlichen Dienste**. Natürlich gibt es auch in der Kirche Autoritäten und unterschiedliche Verantwortlichkeiten, jedoch keine (heiligen) Ordnungen. Dies macht es uns leichter, auf autoritäres oder respektloses Verhalten (in die eine oder andere Richtung) zu verzichten. Wird die **Kirche in der Wirklichkeit Gottes als Leib Christi wahrgenommen**, so ist sie keine Organisation wie andere. Während weltliche Organisationen »über Zwecke, Hierarchien und Mitgliedschaften selbst entscheiden können«²³, findet die Kirche ihren Zweck vor, wie er z.B. in Mt 28,19f. als Auftrag zur Lehre und zur Taufe bzw. allgemeiner in CA 7 als Verkündigung des Evangeliums und Darreichen der Sakramente formuliert ist.

10. Würde Kirche sich selbst einen anderen Zweck geben, wäre sie nicht mehr die Kirche Jesu Christi. Strategieentwicklungen und Zielfindungsprozesse haben in der Kirche mit ihrem vorgegebenen Ziel daher von vornherein einen anderen Charakter als in autonomen weltlichen Organisationen.

11. Die Fähigkeit zum Leiten, die Kybernetik, ist nach 1Kor 12,28 eine **Geistesgabe**, die nicht jeder und jede besitzen muss.

12. Weil das Fleisch auch dann seine Macht behält, wenn wir im Geist Gottes leben und arbeiten, haben auch wir Getauften und Geistlichen immer wieder Anlass, **uns selbst zu prüfen**, ob wir von Missgunst und Neid, Selbstsucht, Maßlosigkeit, Eitelkeit oder Streitlust gesteuert werden.

13. Positiv können wir uns für ein Leben und Leiten im Geist an den **Früchten des Geistes**²⁴ orientieren, die Paulus nennt: Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Güte, Rechtschaffenheit, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung (Gal 5,23) sowie Wissen um die Zusammengehörigkeit bzw. Solidarität (1Kor 12,26). Heute würden wir unsere Ideale vielleicht anders benennen: Wertschätzung, Kommunikation auf Augenhöhe, Förderung der intrinsischen Motivation, Aufeinander-Hören, Integrität, Beachtung von Grenzen, Zuverlässigkeit, Verzicht auf Manipulation sowie auf Zwang und Gewalt, Impulskontrolle.

3. Leiten im Geist statt »Geistlich Leiten«

Leiten in der Kirche ist also immer ein **Leiten im Geist**, bedeutet immer: Getaufte, also **Geistliche**

leiten. Gegenüber dem geläufigen Ausdruck des »Geistlichen Leitens« hat der Begriff »Leiten im Geist« den Vorteil, dass das Geistliche nicht als ergänzendes Attribut oder Zusatzqualifikation erscheint, sondern sich sprachlich und theologisch eng an den paulinischen Begriff des Wandels »im Geist« (Gal 5,16) anlehnt. Deswegen plädiere ich dafür, sich von dem Begriff »Geistlich Leiten« zu verabschieden und stattdessen vom Leiten im Geist« zu sprechen.

Dieser Geist lässt sich nicht operationalisieren, nicht in eine Methode überführen, sondern erscheint als eine Macht, die einen Gestaltungsraum für ethisches Handeln innerhalb und außerhalb der Kirche eröffnet. »Leiten im Geist« ist daher kein weiterer Anforderungskatalog und mehr als eine Haltung. **In der Gemeinde Christi zu leiten und Menschen zu führen²⁵ heißt insofern nichts anderes, als ein Leben im Geist zu führen, heißt: Der Geist Gottes nimmt mich für ein Handeln in Dienst, das dem neuen Sein aus der Taufe folgt.**

Damit ist letztlich die Taufe die theologische Grundlage auch für eine kirchliche Ethik des Führens und Leitens. Insofern ist das Leiten im Geist theologisch von der Rechtfertigung her zu denken.

Natürlich sagt uns Paulus nicht, wie wir heute im Einzelnen leitend handeln sollen. Aber er nennt uns **Kriterien**, mit denen wir entscheiden können, wer für welche Aufgabe geeignet ist, welche Instrumente des Führens und Leitens im kirchlichen Raum denkbar sind und auf welche Weise sie durchgeführt werden. Und ich bin sicher, dass man unserer Seelsorge, unserem Dienstrecht, unseren Zielformulierungen, unseren Leitbildern, Visitationen, Jahresgesprächen und 10-Jahres-Gesprächen, unserer strategischen Steuerung, der Atmosphäre in unseren Einrichtungen, unserem Ton und unserem Stil abspüren kann, wenn wir nicht vom Fleisch, sondern vom **Geist** geleitet werden und die Früchte des Geistes zur Entfaltung bringen.

Darüber hinaus haben wir nach wie vor die Möglichkeit, die Weisheit der Welt zu nutzen und wie andere moderne Organisationen eine Kultur der **Transparenz** zu etablieren, **Reichtum** und **Chancen** statt Mangel zu fokussieren, **inhaltliche Vertiefung** zu fördern,²⁶ Strukturen und finanzielle Mittel den **Inhalten** folgen zu lassen, unsere **Persönlichkeit** und die der anderen zu respektieren, die **Wechselwirkung zwischen dem Umgang mit sich selbst und dem mit anderen** zu beachten, eine **gute Balance zwischen Menschlichkeit**

und Effektivität zu suchen,²⁷ Nachhaltigkeit vor Schnellebigkeit zu setzen.

Natürlich ist das alles nicht immer einfach, sondern ein ständiger Prozess, bei dem wir unsere Strukturen und uns selbst immer wieder in Frage stellen werden. Aber wenn das wahr ist, was Paulus schreibt, dann leitet uns dabei der Geist der **Hoffnung** und der **Freude**.

Anmerkungen:

¹ Für einen Überblick zum Thema »Geistliches Leiten« vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.), epd-Dokumentation 6/2012, abrufbar unter: http://www.kirche-im-aufbruch.ekd.de/images/2012_02_03Geistlich_leiten_.pdf; Gemeindegemeindekolleg der VELKD, Leiten mit Geist, Kirche in Bewegung 20/36 (2011), abrufbar unter http://www.gemeindegemeindekolleg.de/fileadmin/gk_dateien/zeitschr/2011%20Mai%20KIB.pdf. Darin finden sich kritische Stimmen zum Begriff des Geistlichen Leitens etwa bei Ulrich Müller-Weißner, Gesetzt den Fall, es gäbe geistliche Leitung, in: Leiten im Geist, 7. Wilfried Härle, Führen und Leiten in der evangelischen Kirche (EKD-Gutachten) verzichtet sogar gänzlich auf diesen Begriff.

² Zu dem weiten Bedeutungsfeld des Lexems ruach vgl. Heinz-Josef Fabry, Art. רוּחַ in: Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament 7, Sp. 385–425.

³ Vgl. Dtn 32,11 (kreisen, hin und her fliegen); Jer 23,9 (zittern).

⁴ Vgl. Gerhard Wegner, Was ist geistliche Leitung? Zehn Vorschläge zur Verständigung über Führung in Kirche und Diakonie, in: Pastoraltheologie 96 (2007), 185–200, Zit. 189; und Eberhard Hauschildt / Uta Pohl-Patalong, Kirche. Lehrbuch Praktische Theologie 4, Gütersloh 2013. Geistliche Übungen zum Thema bietet: Helmut Schlegel, Spiritual Coaching. Führen und Begleiten auf der Basis geistlicher Grundwerte, Würzburg 2007. Ein Beispiel dafür, wie Geistliche aus einer Region auf Gott hören, dokumentieren: Heinzpeter Hempelmann / Heinz-Michael Souchon, Auf Gott hören – Menschen wahrnehmen, Neuffen 2010.

⁵ Einen geistlichen Weg, gemeinsam zu Entscheidungen zu kommen, beschreibt: Bernhard Waldmüller, Gemeinsam entscheiden, Ignatianische Impulse, Würzburg 2008. Den Hinweis auf dieses Buch verdanke in den Kolleg/inn/en aus dem Gemeindegemeindekolleg der VELKD.

⁶ Vgl. dazu auch Josef Blank, Art. Geist, Hl. / Pneumatologie, A. Bibeltheologisch, in: Peter Eicher, Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, München 1991, 153–162, 159.

⁷ Blank, Geist, 159.

⁸ Vgl. auch Blank, Geist, 160.

⁹ Blank, Geist, 160.

¹⁰ Damit beschreibt Paulus diesen Geist in metaphorischer Sprache wie eine Flüssigkeit: wie das Wasser, in das wir bei der Taufe eingetaucht wurden (1Kor 12,13; vgl. Mk 1,8; Apg 1,5; 11,16) oder wie Tinte, die sich in unser Herz schreibt (2Kor 3,3).

¹¹ Vgl. Michael Wolter, Paulus. Grundriss seiner Theologie, Neukirchen-Vluyn 2011, 178.

¹² In der Übersetzung von Klaus Berger / Christiane Nord, Das Neue Testament und frühchristliche Schriften, Frankfurt am Main u.a., 6. Aufl. 2003.

¹³ Vgl. Wolter, Paulus, 157f.

¹⁴ Blank, Geist, 161.

¹⁵ Vgl. Wolter, Paulus, 162.

¹⁶ Vgl. Wolter, Paulus, 164.

¹⁷ Wolter, Paulus, 176.

¹⁸ So übersetzen Berger/Noord das Wort sarx in Gal 5.

¹⁹ Martin Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation (1520), vgl. WA VI, 407.

²⁰ »Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.«

²¹ Vgl. Härle, Führen und Leiten, 33.

²² »Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von diesem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer geben und geben lassen.«

²³ Stefan Kühl, Organisationen. Eine sehr kurze Einführung, Wiesbaden 2011, 21, vor, wie er z.B. in Mt 28,19f. als Auftrag zur Lehre und zur Taufe bzw. allgemeiner in CA 7 als Verkündigung des Evangeliums und Darreichen der Sakramente formuliert ist.

²⁴ Zu den Tugenden des Führens und Leitens vgl. aus dem katholischen Bereich Anselm Grün, Menschen führen – Leben wecken. Anregungen aus der Regel Benedikts von Nursia, München 2006; Schlegel, Spiritual Coaching.

²⁵ Vgl. die Übersetzung von 1Kor 12,28 durch Berger / Nord.

²⁶ Vgl. dazu z.B. Otto Scharmer, Theorie U. Von der Zukunft her führen. Presencing als soziale Technik, Heidelberg, 3. Aufl. 2013.

²⁷ Vgl. dazu z.B. Friedemann Schulz von Thun u.a., Miteinander reden: Kommunikationspsychologie für Führungskräfte, Reinbek 2000, 15f.

Wie bekomme ich ein effektives Gremium – Praktische Hinweise

Von Anja Gemmer, Vorsitzende der Dekanatssynode St. Goarshausen, Obertiefenbach;
Workshop 14.1

I. Kurz zu meiner Person:

Mein Name ist Anja Gemmer.

Ich bin 47 Jahre alt, nicht verheiratet (aber das wird sich in diesem Jahr noch ändern), keine Kinder.

Ich bin als Beamtin voll berufstätig.

Da mein Dekanat St. Goarshausen ein eher ländlich geprägtes Dekanat ist, habe ich einen Anfahrtsweg zum Arbeitsplatz von einer Stunde. Ich erwähne das, weil das wichtig ist im Bezug auf das Zeitfenster, das ich für ehrenamtliche Tätigkeiten übrig habe.

Seit 1999 – also 15 Jahre – bin ich Vorsitzende im Dekanat St. Goarshausen. Meine ehrenamtliche Tätigkeit nimmt in etwa 12-15 Stunden pro Woche ein.

Mehr Zeit habe ich nicht mehr übrig, aber die Aufgaben als Dekanatsvorsitzende – der sogenannten mittleren Ebene – wachsen ständig. Deshalb ist ein **effektives Gremium**, das mich unterstützt unbedingt erforderlich.

A. Wie werden die Aufgaben der mittleren Ebene wahrgenommen

Das Gefühl, das ich mit meinen Vorstandsmitgliedern teile, ist das Gefühl, als das »zu bearbeitendes Metall« auf einem **Amboss** zu liegen.

Sie wissen wie das geht?

Um dieses Metall bearbeiten zu können, wird es »von oben« mit einem Hammer traktiert.

Und das Gute bei einem Amboss, für den der »von oben« bearbeitet. Es gibt einen Rückschlag von unten, der auf das Metall in der Mitte auch noch mal seine Kraft ausübt.

So ist ehrenamtliche Vorstandstätigkeit in der mittleren Ebene:

Man bekommt »von oben« von der Landeskirche, der Kirchenleitung oder Kirchenverwaltung Aufgaben zur Umsetzung delegiert.

Diese Aufgaben werden in den seltensten Fällen als positiv wahrgenommen, aber hinzukommen noch Erschwernisse wie

– Fristen

– Einsparungen

– Vorlagen von Plänen /Programmen

– Anträge

Die die Sache zusätzlich erschweren.

Und »von unten« von den Kirchengemeinden kommt dann der Widerhall.... Und der tut manchmal mindestens genau so weh.

Als greifbares Beispiel sei hier die Pfarrstellenbemessung genannt:

Pfarrstellen müssen landeskirchenweit eingespart werden.

– Die Bemessung

– und das Ergebnis

werden in die Dekanate gegeben mit der Erwartung, dies zu einem Zeitpunkt wieder zur Genehmigung vorzulegen. Dem Dekanat tut solche Aufgabe natürlich weh.

Also: Letztendlich keine Letztentscheidung, aber den ganzen Ärger der Kirchengemeinden, die einen Pfarrer einbüßen pur und ungebremst.

Von OBEN der Schlag – von UNTEN der Widerhall.

Dazwischen ein Vorstand, der selbst im Grunde »nur den Ärger der Umsetzung hat«

II. Wie bekomme ich ein effektives Gremium

Vor diesem Hintergrund der Aufgabe, die das Gremium hat, ist es nicht ganz so einfach, überhaupt Menschen für die Vorstandsarbeit in der mittleren Ebene zu gewinnen.

A. Ein effektives Gremium fängt mit dessen WAHL an – Vorarbeiten zur WAHL

B. Geh-Struktur – Wenn ich andere gewinnen will, dann muss ich selber losziehen!

Die Vorstände auf der mittleren Ebene werden zwar in der EKHN von der Dekanatssynode gewählt, aber diejenigen

- die weiter machen aus der letzten Periode
- der Dekan
- die Vorsitzende, die über die Periode hinaus ihr Amt wahrnehmen möchte,

sollten sich vor einer Wahl Gedanken unter anderem machen:

1. Wer passt gut ins Team? (nicht nur nach den eigenen Sympathien entscheiden, aber es nützt nichts, wenn Menschen wild zusammen gewählt werden, die sich überhaupt nicht verstehen und auch keine Annäherung möglich ist)
2. Wer könnte Interesse haben, würde sich aber so schnell nicht trauen, von selbst tätig zu werden?
3. Wie können alle Regionen gut vertreten werden?
4. Wie können alle theologischen Ausrichtungen (von Liberal bis Charismatisch) Berücksichtigung finden?
5. Männer – Frauen – Verhältnis

Sicher gibt es da ganz unterschiedliche Merkmale, die Sie sicher alle für Ihr spezielles Gremium kennen und die Ihnen wichtig wären.

Aber genau diese Punkte sollten Sie bedenken, **wenn Sie Menschen ansprechen!!!**

C. Die persönliche WERBUNG

Jeder Mensch freut sich, wenn er etwas zugetraut bekommt.

Also wer wie auf diesem Bild auf die Suche geht, wird keinen Erfolg haben.

Wenn ich jemanden gewinnen will, muss ich selber **GESICHT ZEIGEN**. Auf mein GESICHT kommt es an, meine Freundlichkeit, meine Überzeugungskraft.

»Wir sind dabei uns Gedanken zu machen über unseren neuen Vorstand und DU hast und gerade noch gefehlt mit Deinen Eigenschaften!

1. **Persönliche Werbung** – Wertschätzung inklusive!!!!
2. Und die **Glaubwürdigkeit** dieser Werbung.
3. Und die Freundlichkeit bei dem werbenden Gespräch

(wenn es zu dick wird mit den Komplimenten, dann macht man sich ungläubwürdig)

Ich habe in meinem Leben mich noch um kein Ehrenamt beworben, aber ich habe ziemlich viele, weil Andere mir etwas zugetraut und mich gefragt haben.

Wenn ich mit jemandem zusammen arbeiten möchte,

– dann brauche ich keinen Schreibtisch dazwischen,

– als auch meine Bedeutung nicht heraus zu kehren.

Wenn ich jemanden gewinnen will, dann nur, wenn ich mich ebenbürtig benehme.

Bsp.: Ich bin vor einem Jahr geworben worden aus Stiftungsratsmitglied. Geworben hat mich damals der Vorsitzende, der zu dieser Zeit noch Innenminister in Rheinland-Pfalz war. Als dieser hat er mich aber nicht angesprochen, sondern »Kind der Region, der diese Region gestärkt im Stiftungsrat wissen wollte«. Da sagt man so schnell nicht NEIN...

Genau das sollte man tun: wenn man sich einen Menschen im Gremium gut vorstellen kann, dann sollte man das ihm/ihr auch sagen, ganz egal, wie dann nachher die Wahl ausgehen wird, man hat diesem Menschenkind gut getan, weil man seine/ihre Fähigkeiten mal formuliert hat, und man hat sich ganz selten dadurch einen Feind/Feindin geschaffen.

ALSO: die Zusammenstellung eines Gremiums nicht dem Zufall und der Wahl der Synode ganz allein überlassen, sondern sich vorher Gedanken machen!!!!

Menschen ansprechen und aktiv und Personen bezogen werben.

D. Und dabei auch noch ein freundliches Gesicht machen:

Stellen Sie sich mal vor, sie werden für ein Ehrenamt geworben und bekommen erstmal erzählt,

- wie viel Arbeit das macht
- wie viel Ärger das gibt
- wie viel Zeit in elenden Sitzungen abgesehen wird

Klar muss man das auch sagen.

ABER: Warum machen Sie denn dieses EHRENAMT – doch nicht aus o.g. negativen Aspekten.

SIE gewinnen Menschen, indem Sie Ihnen erzählen, was Ihnen wichtig ist an diesem AMT, was Sie lieben und warum/wofür Sie sich einsetzen.

III. Und dann haben Sie ein Gremium – wie arbeiten Sie nun effektiv:

Sie haben nun ein Gremium, einen Vorstand und der ist bunt gewürfelt. Wie bekommen Sie ein effektives Gremium?

Ich nenne Ihnen an dieser Stelle meine Vorgehensweise. Ich weiß, das ist sehr individuell, aber ich kann Ihnen nur berichten, warum bei uns im Dekanat eine effektive Vorstandsarbeit statt findet.

A. Für wen tun wir das eigentlich?

Geschichte: Für wen gehst Du

In einem Kibbuz in Israel war einmal ein jüdischer Rabbi aus Amerika zu Gast. Und der beobachtete, wie abends dieses Kibbuz bewacht wurde. Da ging er zu einem dieser Wächter und fragte ihn, ob er ihn ein Stück begleiten könne.

Der Wächter willigte ein und so schritten die zwei ungleichen Männer eine Zeit schweigend nebeneinander des Wegs an der Grenze des Kibbuz.

Nach einiger Zeit fragte der Rabbi den Wächter: »Sag einmal, warum gehst du hier allabendlich und für wen gehst du?«

Da antwortete der Wächter, »ich gehe hier um dieses Kibbuz zu beschützen. Das ist meine Aufgabe, dafür bin ich eingestellt worden von der Leitung des Kibbuzes, dafür werde ich bezahlt.

Ich gehe um meine Aufgabe zu erfüllen für die ich bezahlt werde und ich gehe für den, der mir das beste Angebot macht.- und für wen gehst du, Rabbi?«

Nach einer weiteren Zeit des Schweigens sagte der Rabbi: »ich bitte dich, kündige deine Arbeit und gehe mit mir. ich will dir das Gleiche zahlen, wenn du mit mir gehst.«

»ABER was kann ich denn für einen Rabbi tun?« fragte der Wächter.

»Täglich sollst du mich fragen – für wen gehst du?«

1 Korinther 12,12-14.26-27:

12 ... Wie der Leib **einer** ist und doch viele Glieder hat,

alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind,
doch **ein** Leib sind: so auch der Christus.
13 Denn wir sind durch **einen** Geist alle zu einem Leib getauft,
wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie,
und sind alle mit **einem** Geist getränkt.
14 Denn auch der Leib ist nicht **ein** Glied, sondern viele.
26 Und wenn **ein** Glied leidet, so leiden alle Glieder mit,
und wenn **ein** Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.
27 Ihr aber seid Leib Christi und, einzeln genommen, Glieder.

B. Ehrlichkeit

Gehen Sie ehrlich und offen miteinander um:

a) *Dies gilt für den Umgang untereinander:*

Vermeiden Sie es übereinander zu reden. Das gehört nicht in die Vorstandsarbeit.

b) *Dies gilt in der Sache:*

Ihr Vorstand muss auf dem gleichen Wissensstand sein wie Sie.

Wissensvorsprünge tun keinem Gremium gut, weil sich dadurch Misstrauen breit macht.

Kommunizieren Sie zu einem Tagesordnungspunkt alles, was Sie dazu wissen.

(BSP.: Wenn ich auf einer überregionalen Tagung war, bei der wichtige Dinge – auch für mein Dekanat – zu Sprache kamen, und die nächste Sitzung meines Vorstandes noch weit in der Zukunft liegt, dann informiere ich per Email. Oder ich informiere die Verwaltungskraft, die die Infos an alle weiter gibt)

C. Beteiligung, keine Überforderung

Beziehen Sie Ihren Vorstand in Ihre Aufgaben mit ein.

Lassen Sie Ausschüsse zu, bei denen Sie nicht beteiligt sind und erst das Ergebnis vorgelegt bekommen.

Haben Sie Vertrauen in die Fähigkeiten der Anderen.

Beispiel: Ich weiß von mir, dass ich keine großen diplomatischen Fähigkeiten besitze. Aber ich habe ein bis zwei Vorstandsmitglieder, die das Spiel der Diplomatie beherrschen. Und ich habe ein Vor-

standsmitglied, die durch ihre Liebenswürdigkeit vielfach Spannungen einfach entladen kann.

Wenn ich also in Kirchengremien eingeladen werde, in denen es brodelt und die meiner Meinung nach mal wieder ein bisschen »ausgerichtet« werden müssen, dann mache ich das nicht alleine – das wäre völlig kontraproduktiv. (Mit mir würden die erfolgreich Streit anzetteln)

Ich nehme mir eines oder zwei der o.g. Vorstandsmitglieder mit. Das gibt mir Sicherheit und dem Abend einen entspannteren Verlauf.

Nutzen Sie die Unterschiedlichkeit Ihrer Vorstandsmitglieder – gut das nicht jede alles können muss.

ABER ACHTUNG: Achten Sie auf Ihre Vorstandsmitglieder, damit niemand überfordert wird mit der Aufgabenstellung.

Ehrenamt soll auch »Spaß« machen.

D. Gemeinschaft – Gemeinsame Mahlzeiten

Für mich ist eine gute Gemeinschaft auch im Vorstand nötig.

Ich höre ab und zu, dass sich Vorstände nicht gut untereinander vertragen. Das wäre für mich ein Grund, ein Amt nicht weiter zu führen.

Ich meine: nur in guter Gemeinschaft lässt sich auch **effektiv arbeiten**.

Das heißt ja nicht, dass man immer einer Meinung sein muss, aber man muss um seine Meinungen so ringen, dass keiner dabei Verletzungen davon trägt.

In einer guten Gemeinschaft kann man diskutieren und streiten – und dann kommt man auch zu Ergebnissen.

Eine Vorstandssitzung ist keine »GREUEL-ABENDVERANSTALTUNG«, nach der ich eine Nacht nicht schlafen kann.

Sondern, ich treffe mich mit Menschen, mit denen ich die Probleme, Aufgabenstellungen, Streitigkeiten besprechen und diskutieren kann, und wenn wir auseinander gehen, fühle ich mich getragen.

Beispiel:

KV-Arbeit, die mich 12 Jahre schlaflose Nächte gekostet hat. Ich hab sie gelassen!

Deshalb essen wir zusammen.

Und die Menschen, die uns an diesem Abend beratend zur Seite stehen, sind dabei am Tisch.

Da wird

- geplaudert,
- gelacht,
- Rezepte ausgetauscht.
- Neuigkeiten erzählt etc.

Danach kann man umso konzentrierter Arbeiten.

Beispiel: unser Dekan kam einmal eine Stunde zu früh zu der Sitzung, die bei mir zu Hause statt fand und ich musste noch das Essen richten. Es gab Bratkartoffeln und Wurstsalat. Das waren die besten und effektivsten Bratkartoffeln, weil wir in der Stunde gemeinsam am Herd standen, richtig Spaß hatten und so eine positive Stimmung verbreiten konnten, dass alle Beschlüsse nur so durchliefen.

E. Misserfolge teilen

Machen Sie aus Ihrem Herzen keine Mördergrube, sondern teilen Sie auch die Misserfolge mit Ihrem Vorstand.

Das Schlüsselwort heißt: **TRANSPARENZ**

Ihnen werden nur einmal Dinge um die Ohren fliegen, die sie versucht haben, zu verbergen, oder klein zu reden.

- Gehen Sie mit Misserfolgen offen um.
- Gehen Sie auch mit Ihren Fehlern offen um,

dann wird sich Ihr Gremium auch hinter sie stellen.

Das kleine WORT **ENTSCULDIGUNG** wirkt manchmal Wunder.

Erfolge feiern

Feiern Sie die Erfolge Ihres Gremiums, und seien sie noch so klein, die Erfolge!!!

Wenn man was geschafft hat, dann darf man sich auch darüber gemeinsam freuen.

Laden Sie auch mal ein zu einem Gläschen Sekt, am Anfang des Jahres.

Resümieren Sie ein Jahr mit einem schönen Weihnachtessen.

Feiern Sie die Genehmigung der Pfarrstellenbemessung doch mit dem Gremium, das beteiligt war – es war doch harte Arbeit, dann kann man im Ziel doch auch mal jubeln.

Denken Sie daran: Arbeit – auch ehrenamtliche Arbeit – darf auch Spaß machen.

Deshalb: Verpassen Sie keine Gelegenheit, den Spaß an der Gremienarbeit mit den anderen Mitgliedern zu teilen!

F. Präsent sein

Wenn Sie ein effektives Gremium leiten wollen, dann bauen Sie Distanzen ab.

Nur wer Beziehungen bauen kann und dies auch will, kann Beziehungen in einem Gremium schaffen, die für ein gutes Arbeitsklima sorgen.

Das Zauberwort heißt: »EMPATHIE«

Die Wikipedia-Definition zu Empathie:

»...bezeichnet die Fähigkeit und Bereitschaft, Gedanken, Emotionen, Motive und Persönlichkeitsmerkmale einer anderen Person zu erkennen und zu verstehen. Zur Empathie gehört auch die Reaktion auf die Gefühle Anderer wie zum Beispiel Mitleid, Trauer, Schmerz oder Hilfsimpuls. Die Grundlage der Empathie ist Selbstwahrnehmung; je offener wir für unsere eigenen Emotionen sind, desto besser können wir die Gefühle anderer deuten....«

Auch unsere Gremiumsmitglieder kommen aus ihrem Alltag in die Sitzung.

Nicht jeder/jedem gelingt es, die Sorgen oder den Ärger vor der Tür abzulegen.

Dies zu spüren und darauf richtig zu reagieren, bestimmt die Stimmung der Sitzung,

- bestimmt den Verlauf
- bestimmt die Beschlüsse
- bestimmt den Erfolg

Auch wenn Persönliches nicht in die Arbeit hineingehört, wir wissen es selber, es spielt immer eine große Rolle.

Deshalb seien Sie verständnisvoll.

Gehen Sie in Liebe miteinander um.



Wie bekomme ich ein effektives Gremium?

Von Dr. Viva-Katharina Volkmann, Präsidium der 11. Synode der EKD, Verden;
Workshop 14.1

Dieses Thema betrachte ich unter dem Aspekt, welche Erfahrungen kann ich aus dem Präsidium der EKD-Synode in meine Arbeit als Vorsitzende einer Kreissynode einbringen und nutzbar machen. Dabei schaue ich auf das Präsidium und die Synode und schildere Ihnen einen Ausschnitt von sechs Erfahrungen.

1. Wahl, auf Zeit, Kandidatenansprache

Wesentliche Merkmale einer Synode und seiner Gremien ist die Wahl und die zeitliche Begrenzung der Amtszeit. Also beginnt das Ganze mit der Suche nach geeigneten Kandidaten. Ein Grundsatz ist, dass die zu Wählenden nach Möglichkeit unsere Kirche nach Landeskirchen, Glaubensfärbungen, Alter, Geschlecht und vor allem: Kompetenzen wie auch anderer denkbarer Kriterien abbilden.

Dazu gibt es einen Nominierungsausschuss, der die Kandidaten sucht und anspricht. Selbstverständlich können aus dem Plenum weitere Vorschläge gemacht werden. Das passiert jedoch regelmäßig nicht, da die Kandidatensuche verantwortlich in diesen Suchausschuss gelegt wird, dem wiederum auch Vorschläge direkt zugetragen werden. Dieser Nominierungsausschuss ist schon selbst entsprechend der o.g. Kriterien bunt besetzt.

Was nehme ich mit auf die mittlere Ebene:

- Genug Zeit für die Kandidatensuche.
- Kandidaten mit den unterschiedlichen Typologien unserer Kirche gewinnen.

2. Der Anfang: Kandidaten gewählt, Kennen lernen, erste gemeinsame Arbeitsschritte

Freude über die Wahl, Fotos, erstes gemeinsames Treffen mit Essen, Vorstellung, Vor-Erfahrungen, Austausch über Ideen, Absprachen über Arbeitsweisen.

Das Präsidium tagt nie allein, kräftige Unterstützung des Amtes, Amtsleitung, Pressestelle, Referenten etc., das sind manchmal mehr an der Zahl als Mitglieder des Präsidiums (7). Der Sitzungstisch ist groß und lang.

Informeller Austausch ohne Mitarbeiter des Amtes, beim Kaffee usw. erste Vertrautheit.

Das ist eine wichtige Phase, um ein gemeinsames Verständnis der Arbeit und der Aufgabe zu gewinnen. Wer kann was? Wer will was? Wie schätzen wir uns gegenseitig ein? Persönliches.

Was nehme ich mit auf die mittlere Ebene:

- Genug Zeit für den Anfang und das Aufeinander-einstimmen lassen. Das lohnt sich.

3. Arbeiten in der Synode, Vorbereiten

Das ist ein über die gesamte Amtszeit andauernder Prozess mit dem Ziel, die Themen der TO nicht nur frontal und ermüdend abzuhandeln.

Ziel ist, eine hohe Beteiligung und Transparenz zu ermöglichen. Kirche hat komplizierte Strukturen und Entscheidungswege. Und wir haben ein ständiges Ausrastieren zwischen Haupt- und Ehrenamt und zwischen Ordinierten und Nicht-Ordinierten, zwischen Lutheranern und Unierten, zwischen Männern und Frauen usw.

Das erfordert Methodenkompetenz, von World-Café bis Speed-Dating. Diplomatie und Nachtsitzungen. Experimentierfreude und Abwechslung schaffen. Die meisten Menschen sagen in kleinen Gruppen eher etwas als am Rednerpult auf der Bühne.

Was nehme ich mit auf die mittlere Ebene:

- Methodenwechsel
- Gesprächsmöglichkeiten in kleinerem Rahmen schaffen
- Beides schafft Zufriedenheit

4. Steuern eines Parlaments

Eine Synode lebt auch von der Arbeit der Ausschüsse. Diese haben definierte Grundaufgaben. Einmal im Jahr trifft sich das Präsidium der Synode mit den Vorsitzenden der Ausschüsse und der Gruppen. Wir besprechen, welche Themen anliegen und in die Synode eingebracht werden, und wer es wie einbringen wird. Zum einen kön-

nen dadurch Doppelungen vermieden werden, zum anderen werden Absprachen über die Vorbereitung getroffen. Und hierzu ist wiederum das Amt sehr hilfreich und bereitet Themen bis zu möglichen Pressetexten vor.

Manche Themen haben in der Öffentlichkeit ein großes Interesse, daher ist gute Vorbereitung wichtig.

Was nehme ich mit auf die mittlere Ebene:

– Der Kirchenkreistagsvorstand trifft sich regelmäßig mit den Vorsitzenden der Ausschüsse zum Austausch und zur Absprache über die zugewiesenen Aufgaben.

– Einzelne Mitglieder des Präsidiums kümmern sich jeweils um 1-2 Ausschüsse und halten Kontakt.

– Die Anliegen der Ausschüsse und die TOPs können gemeinsam abgestimmt und geplant werden.

– Der Informationsfaden geht hin und her.

5. Die Doppel-Rolle der Präses / der Vorsitzenden

Die Präses ist nicht nur Vorsitzende des Präsidiums, sondern zugleich Mitglied des Rates. Sie ist das Bindeglied zwischen den beiden Gremien. Sie berichtet dem Präsidium von der Ratsarbeit, das Präsidium weiß frühzeitig was ansteht und kann sich darauf einstellen. (nach GAU: »Familienpapier«)

Die neue Präses schreibt nach jeder Präsidiumssitzung einen Informationsbrief über die Arbeit des Präsidiums und des Rates. Denn beide Gremien sind der Synode gegenüber verpflichtet. Das schafft Transparenz.

Was nehme ich mit auf die mittlere Ebene:

– Ich informiere meine Präsidiumsmitglieder sehr offen über die Verhandlungen im Kirchenkreisvorstand.

– Ich fordere den Kirchenkreisvorstand auf, auf jeder Tagung der Kreissynode von seiner Arbeit, seinen Beschlüssen zu berichten.

– Ich habe die Superintendentin aufgefordert, Beschlüsse und Themen, die für die Kirchengemeinden von Bedeutung sind, nach jeder Sitzung eines Kirchenkreisvorstands per Email zu informieren.

– Andererseits informiere ich Kirchenkreisvorstand und Kreissynode über das, was das Präsidium macht und vorhat.

6. Rückschau

Nach jeder Sitzung halten wir gemeinsam Rückschau. Was ist gut gelaufen? Was nicht? Was kann man ändern, verbessern? Wie hat die Presse reagiert? Haben sich die Gäste wohl gefühlt? Usw.

Wir haben Stimmungen aufgenommen und tauschen uns aus.

Und ganz wichtig: gemeinsame Freude, wenn etwas funktioniert hat.

Was nehme ich mit auf die mittlere Ebene:

– Rückschau bringt uns weiter

– Anregungen aufnehmen

– Gemeinschaft und Freude über Gelungenes

EKD-Synoden sind sehr anstrengend, ca. eine knappe Woche, für das Präsidium von 7.30-22.00 Uhr, mit anschließendem informellem Austausch bei Wein, Bier & Co. Dazu bedarf man gewisser Grundqualitäten: Belastbarkeit und Langmut, Humor und Glaubensfestigkeit. Und nicht vergessen: Raum für Frömmigkeit geben, Posaunenchor, gemeinsam Lieder singen und gute Andachten und Gottesdienste feiern. 

Geistliches Wort

Von Annette Kurschus, Präses der Evangelische Kirche von Westfalen

Liebe Schwestern und Brüder,

ein Morgen in der Bochumer Jahrhunderthalle.
Der Raum hat durchaus eigenen Charme.

Früher eine Industriehalle – heute eine Kulturstätte. Eine Art Ur-Ort der Transformation des Ruhrgebiets.

Im Jahre 1842 wurde auf diesem Gelände die Glockengießerei der *Gußstahlfabrik Mayer und Kühne* gegründet. Knapp 4.000 Einwohner hatte Bochum damals. 30 Jahre später waren es bereits 150.000. Und Anfang des 20. Jahrhunderts über 320.000.

Mit der Kohle hatte diese Bevölkerungsexplosion zu tun. Und mit dem »Herzschlag aus Stahl«, der die Region lange am Leben hielt.

Längst sind Kohle und Stahlindustrie weitgehend ausgewandert aus dem Ruhrgebiet. 1968 wurden die letzten Hochöfen stillgelegt. Auch diese Halle verlor ihre Funktion. Und stand daraufhin lange brach. Vor zehn Jahren wurde sie neu eröffnet. Als »*KulturKathedrale*« präsentiert sich heute, was ehemals industrielle Kraftzentrale des Bochumer Vereins war.

Wobei – ich zitiere aus dem Prospekt der diesjährigen Ruhrtriennale – »*der einzigartige Innenraum mit seiner morbiden Ausstrahlung ... nahezu unverändert belassen*« wurde.

Strukturwandel heißt das Zauberwort für solche Prozesse. Dürrer Euphemismus für einen deutlich sichtbaren, eigentlich beklagenswerten Niedergang? Schmerzhaftes Verlustgeschichten stecken in diesem Wort. Tiefgreifende Identitätskrisen und Existenzängste hocken darin. Und erst wer dies alles ehrlich zulässt, mag dem Zauberwort schließlich auch eine Verheißung entlocken: *Strukturwandel* als Chance, sich zu besinnen und neu auszurichten. Geburtshilfe für ungeahnte Möglichkeiten – und nie gekannte Wirklichkeiten.

Der *Strukturwandel* betrifft nicht nur die Wirtschaft und die Kommunen – hier und anderswo. Er betrifft – hier und anderswo – auch die Kirche und den Glauben.

Aus sehr handfesten wirtschaftlichen und demografischen Gründen. Aus tiefer liegenden sozialen

und geistesgeschichtlichen Gründen. Womöglich sogar aus theologischen Gründen.

Schmerzhaftes Verlustgeschichten, Identitätskrisen, Existenzängste; »*morbide Ausstrahlung*«; Selbstbesinnung, Neuausrichtung: Die Bibel hat ein eigenes Wort für solche Erfahrungen – auch und gerade dann, wenn sie von der Kirche spricht. Es ist ein starkes, ein saftiges, ein brennendes Wort.

Wir gebrauchen es ungern, das Wort, weil es allzu sehr kontaminiert scheint mit Moralin und Höllenangst und allerhand theologischen Schwermetallen.

Es heißt: »*Gericht*«.

Auch in dem viel zitierten Abschnitt aus dem 1. Korintherbrief über die Kirche als Gottesbau ist vom *Gericht* die Rede. Und zwar unmittelbar im Zusammenhang mit der tröstlichen Gewissheit von dem einen Grund, der gelegt ist.

Ausgerechnet da taucht dieses brennende Wort auf; kaum je bedacht – und doch für unsere Kirche von höchster Bedeutung:

¹¹ *Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. 12 Wenn aber jemand auf den Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh, 13 so wird das Werk eines jeden offenbar werden. Der Tag des Gerichts wird's klar machen, denn mit Feuer wird er sich offenbaren. (1. Korinther 3,11f)*

Das predigt der Apostel Paulus einer Gemeinde, die er selbst vor nicht einmal zehn Jahren gründete: Was sie gebaut haben, wird verschwinden, vergehen, verbrennen.

Man stelle sich solche Predigt heute vor – angesichts von Gemeindefusionen, Pfarrstellenstreichungen, Kirchenentwidmungen, Kündigungen und Spardiskussionen ... !? Die Wahrheit vom Verschwinden und Aufhören und Vergehen: Wie nehmen wir sie heute in den Blick; wie nehmen wir sie heute zu Herzen?

Und: Wie nehmen wir sie heute in den Mund?

Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, heißt es in Artikel VII der Confessio Augustana.

Was damit jedenfalls *nicht* gemeint ist, das lernen und buchstabieren wir seit geraumer Zeit. Tag für Tag. Wir lernen und buchstabieren es auf allen Ebenen unserer Kirche. Wir tun es lamentierend und fürchtend und hoffend. Wir tun es planend und handelnd. Wir sollten es immer wieder auch *hörend* tun.

Dann hören wir Paulus predigen. Er predigt über Gemeindeaufbau. Er spricht von »Kirche mit Zukunft«. Und er redet eine brenzlige Rede vom *Gericht*, vom Vergehen, vom Verschwinden, vom Aufhören.

Ein solcher Prediger muss entweder selbst ein Tor sein. Oder der Prediger eines Toren.

Wir predigen die Torheit des Kreuzes.

Wir wollen und wir müssen als »weise Baumeisterinnen und Baumeister« Verantwortung tragen für ein Haus, für ein Gebäude, für eine Kirche, der dieser törichte Grund gelegt ist – und kein anderer. Ein Grund, der nach der Logik der Welt schwach ist und ärgerlich. Ein Grund, den Gott so erwählt hat.

Man muss kein Architekt sein, um zu ahnen, dass es ein törichtes, ein wackliges, ein ärgerliches Gebäude ist, das sich auf *diesem* Grund erhebt. Gewiss keine *ecclesia triumphans*. Vielmehr eine Dauerbaustelle, ein Provisorium. Ein Bau, der das Wissen um die eigene Begrenztheit und Vergänglichkeit in und an sich trägt.

Mickrig muss der Bau deshalb noch lange nicht sein. Das sehen wir – nebenbei bemerkt – an der Jahrhunderthalle. Auch wenn es ihr gewaltiger Name nicht verrät, auch wenn man´s ihr nicht ansieht: Diese riesige Halle wurde von Beginn an so konstruiert, dass sie komplett demontierbar ist. Ein solcher kompletter Abbau ist tatsächlich einmal geschehen: Ursprünglich für eine Industrieausstellung im feinen Düsseldorf errichtet, wurde die Halle 1903 bis zur letzten Schraube eingepackt, um dann hier in Bochum eine neue Funktion zu finden – schwärzer, schweißtreibender und (wie ich finde) ehrlicher.

Dem Bau, der auf dem kruden Grund des Kreuzes steht, ist die Vergänglichkeit ins Material eingeschrieben: *Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh*. Als Protestanten, Theologinnen und Kir-

chenjuristen sollten wir getrost auch das *Papier* hinzufügen.

Nur – und das ist der Clou dieser Aufzählung! –, dass die Bauleute während des Bauens keine Ahnung haben, was was ist. *Heu, Stroh, Holz, Papier, Gold, Silber, Edelsteine*: Was ist was? *Erst der Tag des Gerichts wird´s klar machen*.

Das ist *abenteuerlich* – denn gebaut werden muss doch!

Das ist *beunruhigend* – denn es werden heikle Konstruktionen entstehen, die jeden Statiker um den Schlaf bringen.

Und das ist *ernüchternd* – denn wer baut, wägt ab, wählt aus, will´s so gut wie möglich machen – und kann doch zuletzt nicht wissen, was was ist.

Unsere Reformprogramme: Gold? Silber? Heu? Stroh? Oder eben doch nur Papier? Vielleicht am Ende gar Edelsteine?

Wenn wir´s nur wüssten! Und wir wissen´s nicht. Das ist das eigentlich Brenzlige. Es liegt nicht im Gericht. Brenzlig ist die Ungewissheit beim Bauen. *Der Tag des Gerichts wird´s klar machen*.

Wie abenteuerlich, wie beunruhigend und wie ernüchternd!

Und zugleich:

Wie *befreiend*, wie *tröstlich* und wie *überraschend*!

Denn die heilsame Klärung des Gerichtes wird auf diesem kruden Grund und in diesem kruden Bau nicht nur, nicht immer, noch nicht einmal zuerst fauliges Holz offenbaren, schäbige Substanz und hohle Fassaden. »*Die morbide Ausstrahlung wurde nahezu unverändert belassen*«? – Im Gegenteil!

Ich ahne: Wir werden erlöst aus unseren Kompetenzkorsetten und den Bunkern unserer Gewissheiten. Wie befreiend! Ich hoffe: Wir werden getrennt von unseren elenden Halbheiten und all den quälenden Sachzwängen; von unserem Übermut und unserm Kleinglauben. Wie tröstlich!

Und ich gehe davon aus: Wir werden uns wundern. Was wie dürres Stroh schien, war Gold wert und wird Gold wert bleiben. Was als morsches Gebälk knirschte, kann sich als funkelndes Kleinod erweisen. Und es mag sich versilbern, was mir

wie lästiger Schimmel und peinlicher Rost vor-
kam. Wie überraschend!

Der Tag des Gerichts wird's klar machen.

Die Jahrhunderthalle war zuerst ein Ausstel-
lungsbau und verkörperte die Leistungskraft des
deutschen Stahls; später war sie Industriehalle
und lieferte Energie für ein ganzes Werk und
einen ganzen Stadtteil; sie wurde aufgebaut – und
sie wurde abgebaut. Sie wurde wieder zusam-
mengesetzt, sie wurde umfunktioniert – und dann
doch verlassen. Weil sie irgendwann zu groß
war, zu alt – und schließlich dysfunktional. Und:
Sie wurde wiedergefunden. Als »Montagehalle für
die Kunst«.

Was mag der Kirche in unserem Land bevorste-
hen? Als was mag sie offenbar werden? Unsere

geliebte Kirche mit ihren wunderlichen und wun-
derbaren Menschen; mit ihren großen, alten, hier
und da dysfunktionalen Strukturen; mit ihren
schönen und kostspieligen Gebäuden?

Vielleicht wird unsere Kirche offenbar als »Mon-
tagehalle für Glaubens- und Lebenskunst«?

Gelassen und großzügig, klar und herausfor-
dernd, bescheiden und zuversichtlich?

Menschen sind da. Künstler und Handwerker,
Weise und Toren in Christo. Räume sind da. Ehr-
lich und ehrwürdig, hallig und heimelig. *Material*
ist da. Gold, Heu, Holz, Silber, Papier, Stroh und
Edelsteine. Und der *Grund* ist gelegt, welcher ist
Jesus Christus.

Amen.



2017 und darüber hinaus – Welche Bedeutung hat das Reformationsjubiläum für die Zukunft der Kirche?

Podiumsgespräch Katrin Göring-Eckardt, Mitglied der Synode der EKD; Dr. Ulrich Kühn, NDR Kultur; Prof. Dr. Margot Käßmann, Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum; Prof. Dr. Udo Di Fabio, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats »Luther 2017«

Göring-Eckardt: Guten Morgen, Ulrich Kühn vom Norddeutschen Rundfunk und ich, wir dürfen Sie durch diesen Vormittag navigieren.

Am Ziel des Navigationsprozesses soll natürlich stehen das Jahr 2017 und all das Große, was wir da natürlich vorhaben.

Ich hoffe und nehme an, Ihre Koffer sind jetzt alle gepackt und an einem festen Ort, an dem Sie sie nachher auch wiederfinden werden. Ich gehe davon aus, dass darin eine Reihe von zerknitterten Hemden liegen und glücklicherweise auch viele zerknitterte Blusen. Und ich gehe davon aus, dass in diesen Koffern auch noch was Anderes ist von diesen Tagen. Ich hoffe, da ist Heiterkeit drin.

Ich hoffe, da ist Aufbruch drin, da sind Ideen drin, Kontaktadressen, aber ganz bestimmt auch eine ganze Reihe neue Grübeleien über die ganze Republik und vielleicht auch ein bisschen geistlicher Trost als reformierende Reformprozessbeauftragte in ihren jeweiligen Orten.

Heute Morgen wollen wir in den Blick nehmen, was Großes vor uns steht. Was Großes vor unserer Kirche steht und wo vor allem alle hinschauen werden. Worauf alle gespannt sind und wo wir uns, ja auch beweisen müssen. Wo wir gefragt werden, was wir heute eigentlich glauben und woran und warum wir zweifeln und warum wir eben doch ganz sicher sind, dass die Freiheit des Evangeliums das größte Geschenk ist, was wir in diese Welt bringen können und das Tröstendste ebenso.

Reformprozess und Reformationsjubiläum, das ist der Weg, den wir heute Morgen versuchen. Leuchtfener und Seifenblasen habe ich gelernt und vielleicht eben auch ein bezaubernder Balanceakt in noch so alten Hallen. Ich freue mich sehr, dass wir zwei Menschen gewonnen haben, uns dabei zu helfen und zu unterstützen die Fragen, die wir haben, aber vor allem auch die Ausblicke, die großen Ideen und die großen Erwartungen zu formulieren.

Der eine ist Udo Di Fabio und Sie kennen ihn natürlich als Richter am Verfassungsgericht, am höchsten deutschen Gericht. Sie kennen ihn als einen, der klar und deutlich sagt, was er denkt, der profiliert ist, manche sagen auch, er sei konservativ, in beiden Fällen passt er natürlich zauberhaft zur evangelischen Kirche und zwar nicht obwohl er katholisch ist. Herr Di Fabio herzlich willkommen hier auf unserem Podium.

Kühn: Meine Damen und Herren, einen sehr schönen guten Morgen auch von mir – und einen herzlichen Dank dafür, dass Sie mich in ihren Reihen dulden. Geistlichen Beistand haben Sie von mir nicht zu erwarten und auch nicht zu befürchten, denn ich bin nicht wirklich vom Fach. Als studierter Theaterwissenschaftler weiß ich allerdings ein wenig um gemeinsame Ursprünge von Theatralität und Religion im Kultus und dergleichen und bringe als engagierter Bürger einige Fragen mit, auf die ich mir Antworten erhoffe. Vielleicht können Sie davon profitieren, dass einer noch einen Blick von außen zu werfen vermag... Ihnen Margot Käßmann vorstellen zu wollen, käme in etwa dem Unterfangen gleich, den Bochumern erklären zu wollen, was die Jahrhunderthalle sei, dieser Urort der Transformation, wie wir vorhin gelernt haben. Oder einem Ozean beibiegen zu wollen, was es denn mit Wasser und Fischen auf sich habe, frei nach Heine: Wenn Sie jemand fragt, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie ihm, wie der Fisch im Wasser; oder sagen Sie, wie Heine in Paris. Margot Käßmann auf dem Zukunftsforum: Sie ist gekommen zu uns als Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum 2017; und eine Botschafterin, wenn sie nicht ausschließlich Diplomatin ist, hat für gewöhnlich etwas mitzuteilen. Wenn man sich ein bisschen informiert darüber, was Margot Käßmann bisher zu diesem Reformationsjubiläumsjahr schon mitzuteilen hatte, findet man recht rasch den Gedanken, dass der Gründungsvater Martin Luther als solcher immer wieder vereinnahmt worden ist auf ganz unterschiedliche Art und Weise. Ich muss Ihnen das nicht erklären: Er war der Pietist. Er war der Frühaufklärer. Er war der Gründungsvater der deutschen Nation und vieles mehr, je nach dem

was gerade ins Konzept gepasst hat, was vielleicht ein gewisser Geist der Zeit auch nahelegte. Und damit stellt sich natürlich sofort die Frage mir als dem Außenstehenden, ob denn auch wir unseren Luther und damit unsere Reformation uns zurechtlegen werden, wie uns das passend erscheint – vielleicht sogar, ob wir das wollen oder nicht.

Was soll eigentlich gefeiert werden im Jahr 2017? Wer feiert da und mit wem, und welche Bedeutung hat dieses Feiern für die Zukunft der Kirche? Das sind viele Fragen.

Margot Käßmann, seien Sie doch so freundlich, kommen Sie zu uns, damit wir gleich beginnen können. Ganz herzlich willkommen!

Was soll da eigentlich gefeiert werden, Frau Käßmann? Ist es die glorreiche Vergangenheit, ist es eine vielleicht fragile und durch das Feiern zu stabilisierende Gegenwart, oder ist es ein Feiern mit Blick auf eine Zukunft, die man sich wünschen mag? Was wird gefeiert?

Käßmann: Ja, zunächst kann ich an den Ratsvorsitzenden eben anknüpfen, der gesagt hat, wir wollen dieses Mal, wenn wir auf die anderen Jubiläen zurückschauen, nicht ein deutschtümelndes Lutherjubiläum feiern, sondern mit offenem Blick ein internationales Reformationsjubiläum mit ökumenischem Horizont. Es gibt ja so ein bisschen Skepsis, dürfen wir feiern oder dürfen wir nicht feiern? Ich finde, wir wären verrückt, wenn wir das nicht täten. Es geht darum, diese Gelegenheit 500 Jahre Reformation wahrzunehmen. Wir können feiern die Rückbesinnung auf Christus, die Konzentration auf die Bibel – darum ging es Martin Luther. Wir können aber auch feiern, dass wir eine Lerngeschichte der Reformation haben. Wir sind nicht stehen geblieben bei 1517! Wir werden auch nicht nur historisierend zurückschauen, sondern ich nehme mal das Thema auf: wir können feiern, dass Glaube und Bildung in der Reformation ganz eng zusammengehalten wurden, von allen Reformatoren. Das ist eine Lerngeschichte, die für uns heute wichtig ist, in einer Zeit des Fundamentalismus. Wir brauchen gebildeten Glauben, Menschen dürfen Fragen stellen, sollen sich selbst orientieren. Das sind Gründe zu feiern und auch eine Lerngeschichte was die dunklen Seiten der Reformation betrifft, beispielsweise mit Blick auf den Dialog Christen und Juden. Also es gibt auch zu feiern, dass wir heute mit den römischen Katholiken zumindest auf einem gemeinsamen Weg uns sehen, wenn wir auch keine Kirchengemeinschaft

gefunden haben, und das vielleicht auch gar nicht das Ziel der Protestanten ist, sondern sie in versöhnter Verschiedenheit leben können. Aber deutlich sagen zu können: uns verbindet mehr als uns trennt, das ist ein Fortschritt. Und: Reformierte und Lutheraner haben Spaltung überwunden im letzten Jahrhundert. Also es gibt zu feiern, dass es reformatorisch ein Weg nach vorne ist, auf dem wir die nächsten Schritte weiter gehen.

Göring-Eckardt: Herr Di Fabio, Sie haben sich bereit erklärt der Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirates zu werden für, ja Luther 2017. Ich weiß, dass jetzt wieder eine Reihe sagen, so darf es nicht heißen, aber so heißt der Beirat nun mal, und an Sie eine ganz ähnliche Frage, gibt es da tatsächlich etwas zu feiern? Oder geht es um so was wie Rückversicherung, um Identität, die man nun mal braucht und vielleicht so ein bisschen Befestigung, in dem was man sowieso macht und das reicht dann schon 2017, in all der Unübersichtlichkeit, die wir in unseren Strukturen, in unserem Alltag haben.

Di Fabio: Ja, das Feiern ist etwas sehr menschliches und eine der schönen Seiten der Menschen. Deshalb finde ich, dass man das Datum einer großen historischen Zäsur feiern sollte, wenn man diese Zäsur als grundlegend für unsere Gesellschaft, für unser Denken, für unsere Ideen ansieht. Der Ratsvorsitzende hat gerade angesprochen, dass wir auf der Suche nach dem Grund der Freiheit sind. Und wenn man danach sucht, dann stößt man auf die Reformation. Das ist für jemanden, der weltlich, nicht geistlich, auf die Reformation schaut, einer der Gründungsakte der modernen westlichen Gesellschaft, einer rationalen Gesellschaft, einer aufgeklärten Gesellschaft; aber vor allen Dingen einer Gesellschaft, die den Menschen in den Mittelpunkt ihrer Ordnung stellt. Die von dort aus alles deduktiv ableitet. Aus der Freiheit, aus der Gewissensfreiheit, der Glaubensfreiheit der Menschen heraus, wie das Artikel 4 unseres Grundgesetzes zum Ausdruck bringt. Und deshalb meine ich, lohnt es sich zunächst einmal darüber nachzudenken, und das zu interpretieren, bevor man dann mit dem Feiern beginnt.

Göring-Eckardt: sagt, der Wissenschaftler.

Kühn: Wenn ich ergänzend fragen darf: Sie haben, Herr Di Fabio, kürzlich geschrieben: Mit dem historischen Gedenken »findet eine Welt zu sich und sie erfindet sich zugleich«. Das könnte man dahingehend verstehen, als wäre garantiert, dass ein Zukunftsentwurf gelänge, wenn man nur

gut zu verstehen wüsste, was die Vergangenheit gewesen sei. Besteht aber nicht die Gefahr, dass man in eine Art Selbstvergewisserung hinein gerät, in der man dann verharrt? Eine Selbstbespiegelung sogar?

Di Fabio: Ja, was man mit der Rückbesinnung, mit dem Interpretieren von Geschichte macht, ist immer zeitabhängig. Frau Käßmann hatte darauf hingewiesen. Und auch wir werden nicht aus unserem Kontext heraustreten können, das kann niemand. Aber wir können vielleicht eine reflexive Kontextualisierung herbeiführen. D. h. wir können uns dabei beobachten, wie wir mit einem solchen Großereignis umgehen. Und wenn man sich nun Luther-Gedenkfeiern vor hundert Jahren anschaut, oder vor zweihundert Jahren, dann erkennt man: die Kontextualisierung war armselig. Sie wäre auch heute armselig, wenn man nur bestimmte Schattenseiten der Reformation herausgreifen und plakativ würde. Das wäre, glaube ich, höchstens auf dem Niveau der Vergangenheit. Wir haben eine ganz andere Chance. Wir haben wirklich die Chance über uns als Gesellschaften nachzudenken. Über unser Menschenbild nachzudenken. Und das hat nie etwas damit zu tun, dass man sich jetzt heimelig in der Vergangenheit einrichtet. Das ist bei fünfhundert Jahren auch gar nicht möglich, weil es viel zu weit weg liegt. Etwas anderes ist entscheidend: Man darf nicht vergessen, dass die Neuzeit als Renaissancehumanismus entstanden ist. D. h. man hat rückgeschaut, man hat sich eine Vergangenheit angeeignet. Natürlich in anderer Form. Und mit einer Richtung, die klar in die Zukunft gerichtet war, denn der Mensch sollte sich neu erfinden. Und das ist ja auch gerade in der Andacht im Blick auf die Halle gesagt worden. Die Halle ist in der Tat ein Symbol, sie mag morbide wirken, aber dass sie schon in ihrer Zeit als rekonstruierbar verstanden ist, das bedeutet doch, man kann sie abbauen und wieder aufbauen. Und das ist die Idee der Renaissance gewesen, der Wiederaufbau einer Welt, die Maß nimmt am Menschen. Und wenn es eine Zukunft für uns als moderne Gesellschaft gibt, dann indem wir es wieder genauso machen. Indem wir wieder Maß nehmen am Menschen.

Göring-Eckardt: Frau Käßmann, ich würde Sie gerne nach der Freiheit fragen. Herr Di Fabio hat gesagt, das ist das, worum es geht. Es geht darum, dass wir feiern, dass die Freiheit neu geboren worden ist mit der Reformation. Revolution des Geistes, haben Sie das genannt. Und deswegen meine Fragen an Sie, Freiheit ist es wirklich das, was wir am allermeisten brauchen, wo wir

uns am allermeisten danach sehnen, oder ist es eigentlich die ewige Entscheidungsnotwendigkeit bei all der Freiheit die wir ohnehin haben? Können wir Freiheit feiern, wenn wir über das Reformationsjubiläum 2017 reden?

Käßmann: Auf jeden Fall ist Freiheit ein ganz zentraler, wenn nicht der zentrale Begriff der Reformation. Ob Luther nun in Worms wörtlich gesagt hat, »ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen« oder das nur kolportiert wurde, schon als er auf dem Weg dann zur Wartburg war – diese Haltung ist das das Sinnbild der Veränderung. Ein einzelner Mensch ist in Glaubens- und Gewissensfragen frei. Und auch wenn wir in unserem Land manchmal denken, dass ist so eine Selbstverständlichkeit, so geht es doch der Reformation darum, dass ich auch weiß, worin ich frei bin. Deshalb habe ich auch nochmal die Bildungsfrage eben betont. Ich denke, dass viele Menschen auf der ganzen Welt diese Freiheit schätzen, sie würden gerne in einem Land leben, in dem du so frei bist, dass du deine Meinung auch äußern darfst, dass du Religionsfreiheit hast, auch die Freiheit ohne Religion zu leben in diesem Land. Das ist eine Freiheit die längst nicht weltweit durchgesetzt ist. Aber es heißt ja bei Luther, *’der Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan’*, aber gleichzeitig *’der Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan’*. D. h. es ist auch eine Freiheit, die eine Verpflichtung ist zur Gemeinschaft. Und das geht uns manchmal heute eher verloren, dass das eine Freiheit ist, die nicht Libertinismus meint: egal jeder kann tun was er will, nach der eigenen Fassung selig werden, sondern eine Freiheit die eine Bindekraft auch bedeutet für eine Gemeinschaft. Der Einzelne ist frei, ja sehr wohl, darf nicht von der Gemeinschaft unterdrückt werden in Gewissens- und Glaubensfragen, aber andererseits verpflichtet dazu für die Freiheit der anderen mit einzutreten. Insofern denke ich, ist das hoch aktuell, auch gerade in unserer Zeit diesen Gemeinschaftsaspekt von Freiheit zu betonen, in der die Individualität so weit geht, dass viele total vereinzeln und vereinsamen.

Göring-Eckardt: Können wir denn Gemeinschaft vorleben als Kirche, als Protestantinnen und Protestanten?

Käßmann: Das wünsche ich mir! Ich meine, das ist ja doch bei diesem Kongress schon mal schön, dass das gezeigt wird: Wir sind in der ganzen Bundesrepublik als Kirchen, die Kirchenkreise sehr unterschiedlich, die Gemeinden sind sehr

verschieden, aber wir haben beides, wir haben auch einen Cantus Firmus. Ich finde, das ist bei den Themenjahren sehr schön sichtbar, dass viele auch sagen: ah mal nicht über Sparmaßnahmen und Strukturdebatten reden, sondern über Inhalte. Besonders gelungen fand ich das 2012 bei Reformation und Musik. Da konnte der kleinste Ort sich andocken an das große Thema, ohne zu sagen: diktiert von oben, von der EKD. Sondern: Wir sind Teil einer großen Bewegung und füllen das aus, an unserem Ort ob jetzt in Südbayern oder in Ostfriesland, mit unserer Form evangelisch Christsein zu leben. Und insofern denke ich, hat das inhaltlich schon Bedeutung. Ich merke auch, dass in anderen Ländern die Furcht davor sinkt, dass wir hier dieses deutsche Lutherjubiläum abgrenzend gestalten. Als ich bei der Züricher Synode war, war vorher bei der Neuen Züricher Zeitung ein Artikel: »Die Deutschen Lutheraner machen Calvin zur Vorspeise und werden Zwingli dann zum Digestiv machen, mit ihrem Luther in der Mitte«.

Göring-Eckardt: Wenn die Vorspeise richtig gut ist?

Käßmann: Ich hatte es aber schwer dagegen anzuargumentieren, muss ich sagen. Ich denke einerseits, Lucian Hölscher hat nicht Recht, wenn er sagt, Luther war nur eine mittelalterliche Übergangsfigur. Das wird Luther nicht gerecht, mit seiner ganz besonderen Rolle, mit seiner Sprachkraft, auch mit seinem politischen Gespür. Aber gleichzeitig müssten wir sagen: Reformation war eine breite Bewegung im 16. Jahrhundert, an der viele beteiligt waren. Ich war gerade in Prag, da sagen sie natürlich, Reformation fängt schon mit Jan Hus an, jawohl. Manche sagen vielleicht sogar mit Wiclif. Auf jeden Fall war es aber eine breite Bewegung dahin, dass Menschen ihren Glauben selbst bekennen. Nicht aufgrund von Dogma, Konvention oder spirituellem Erleben, sondern so, dass sie selber nachdenken können und selber Subjekt werden. Und das ist, denke ich die große Errungenschaft, die wir auf unterschiedlichen Ebenen wahrnehmen können.

Kühn: Wenn man von Freiheit und von Gemeinschaft spricht, dann ist man sehr schnell bei dem Gedanken – der wieder und wieder ventiliert worden ist –, dass wir in einer Gesellschaft leben, die sich zunehmend fragmentiert; die einem sehr individualistischen Freiheitsbegriff huldigt und die kulinarischen Aspekte, die Sie eben ins Spiel gebracht haben, auch nicht eben gering schätzt. Und dann stellt sich die Frage – wenn gefeiert wird, wenn Reformation gefeiert wird, wenn das

alles in dieser differenzierten Form aufgenommen werden soll, wie Sie das eben umrissen haben: Wer feiert eigentlich mit wem? Feiert die Kirche im Wesentlichen »mit sich selbst« oder gewinnt sie auch die Breite einer Gesellschaft für sich, die dafür zu allererst einmal zu gewinnen sein mag, Herr Di Fabio?

Di Fabio: Da müssen Sie eigentlich die Kirche fragen und nicht den weltlichen Vertreter.

Göring-Eckardt: Hat die Welt was zu feiern, ist ja die Frage.

Di Fabio: Ich glaube das Entscheidende liegt in diesem Gedanken, dass der Begriff der Freiheit nur dann klar wird, wenn er auf Unterdrückung trifft. Und das eigentliche Problem der Freiheit beginnt, wenn sie gewährt ist. Ich glaube, das hat Luther bereits erkannt. Denn wenn man grundlegend darüber nachdenkt, kommt man auch zu grundlegenden Antworten. Und deshalb finde ich und wiederhole mich hier, muss man erst einmal darüber nachdenken, was man feiert. Sonst hat das Ganze etwas Beliebiges. Ich denke, die Gemeinschaft, die aus Freiwilligkeit entsteht – und das ist letztlich Kirche – ist etwas, das wieder mehr in das Bewusstsein zurückfinden muss. Denn wir haben im Kampf gegen die kollektiven Mächte, die den Einzelnen klein gehalten haben, eine gewisse Gemeinschaftsaversion entwickelt. Sobald einer mit Gemeinschaft zur Tür rein kommt, ob das Familie oder Kirchengemeinde ist, ob das politische Partei ist, sind wir mit einem gewissen Recht misstrauisch. Aber Gemeinschaften, die auf freien Willensentscheidungen begründet sind, das zeigen unsere Grundrechte – wo wir von Tarifautonomie, von Vereinigungsfreiheit reden, von den staatskirchenrechtlichen Artikeln sprechen – das sind ebenfalls individuelle Freiheiten, die zusammenfinden, die gebündelt werden und die ein neues Niveau erreichen. Und das deutlich zu machen, dass Kirche eine Kirche der sich findenden Freien ist, die sich zu einem Zweck zusammenfinden, zu dem Zweck nämlich etwas zu bekennen, ihren Gottesglauben zum Ausdruck zu bringen und aus dem Gottesglauben heraus die Welt zu verstehen und zu verändern. Das ist, glaube ich, eine Botschaft, die man mit dem Reformationsjubiläum verbinden sollte. Dabei wird man nicht darauf hoffen können, dass die Mehrheit in der Gesellschaft, vor allen Dingen derer, die der Kirche nicht nahestehen, das auch so sieht. Sondern dafür wird man ein Stück weit werben müssen.

Göring-Eckardt: Herr Di Fabio, jetzt haben sich die Protestanten einmal entschieden feiern zu wollen und jetzt kommen Sie und sagen nicht so schnell. Aber trotzdem die Nachfragen nach dem Übergang, ich würde sagen, ja, das ist, das ist wahrscheinlich etwas, was uns als Kirche unheimlich gut tun würde, wenn wir uns darauf besinnen können, dass wir in aller Freiheit: beieinander sind und nicht weil wir müssen und wir müssen auch nicht Schafe einsammeln, sondern sie sagen in aller Freiheit wir kommen dazu. Hat es irgendwas dennoch für Gesellschaft zu bedeuten, gibt es irgendwas dabei, wo Sie sagen, wenn das Kirche vormacht, dann wird das auch Auswirkungen auf die Gesellschaft haben?

Di Fabio: Also, ganz klar. Zunächst einmal ist es die pure Existenz einer Kirche, die ein Leitbild für die Gesellschaft darstellt. Als Zusammenschluss von Menschen, die nicht selbstgenügsam und nicht einfach hedonistisch libertär das Freisein genießen wollen, was ihr gutes Recht wäre; auch das erlauben unsere Grundrechte. Aber es gibt eine qualifizierte Form der Freiheit und das ist die, den anderen zu sehen und zu suchen. Und insofern sind Kirchen per se diese anspruchsvolle Form der Freiheit und nicht ein Überbleibsel aus vergangenem Kollektivismus. Deshalb aber natürlich werden Kirchen auch inhaltlich etwas an die Menschen, an Frauen und Männer bringen müssen. Und das ist letztlich: Für ein Menschenbild zu werben, das sich nicht allein auf unsere Einsichtsfähigkeit, auf unsere materiellen Werte bezieht, sondern das Transzendente erlebbar macht und zwar in einer Art und Weise, die etwas anders klingt, als ich das jetzt hier als Wissenschaftler begreifbar machen kann. Die z. B. singen, die von Gott in einer verstehbaren Weise reden. Ich glaube, wenn das den Kirchen wieder vermehrt gelingt, dann hätte das eine nicht zu unterschätzende Wirkung. Wissen Sie, als rheinischer Katholik feiert man praktisch immer, eingebunden in die Ordnung des Kirchenjahres und das wird natürlich auch erklärt, aber man würde nicht die Frage stellen – und dazu sogar einen wissenschaftlichen Beirat einsetzen – warum man feiert.

Göring-Eckardt: Sie wollen sozusagen mal den protestantischen Teil in sich selbst ausleben und den wissenschaftlichen Beirat vorsitzen.....

Di Fabio: Ich bin ein ganz braver Katholik. Wenn meine Kirche feiert, dann feiere ich mit und zwar voller Inbrunst und wenn der Sinn der Feier erklärt wird, dann höre ich das und akzeptiere das. Und insofern ist das für mich ein Ausflug in eine andere Welt, die ich mindestens ebenso faszinie-

rend finde, nämlich in eine Welt, wo über den Glauben letztlich nur am Maßstab der Schrift und der Vernunft, wie es Luther sagte, geurteilt wird und zwar durch jeden Einzelnen. Und weil das jeder Einzelne ist, kann man über Feiern diskutieren und kann fragen: Warum feiern wir eigentlich?

Kühn: Margot Käßmann, das ist ja eine interessante Beobachtung die man da machen kann: Rheinisch-katholischer Humor zündet unter Protestanten. Wäre es vielleicht eine gute Strategie, sich ein Scheibchen abzuschneiden für 2017?

Käßmann: Also ich möchte erst einmal sagen, es gibt auch protestantischen Humor, also so ist das nicht. Ich erlebe doch, dass die Protestanten wesentlich sinnlicher sind, als ihnen manchmal unterstellt wird! Und das muss man ja auch sagen, dass nun gerade die Reformation ja die Sinnlichkeit des weltlichen Lebens als gutes Leben vor Gott dargestellt hat! Wenn wir das mal ein bisschen wieder neu entdecken würden Wenn wir uns Luther angucken, dann sehen wir ja nun nicht, dass das so der ganz herbe Typ war, der überhaupt nie etwas zu feiern hatte. Und insofern denke ich manchmal, könnten wir da ein bisschen gelöster sein oder ein bisschen erlöster die Sachen angehen. Ich habe dazu auch noch eine kleine Passage nachher, wenn ich ihnen vorstelle, was wir so planen für das Jahr. Ich denke, dass wir die Strenge des Protestantismus manchmal überwinden können. Wenn Sie fragen, mit wem feiern wir: Zum einen ist mir wichtig, dass der Deutsche Bundestag einstimmig beschlossen hat, dass 2017 ein kulturhistorisches Ereignis für das ganze Land ist, alle Parteien haben zugestimmt. Wir feiern also über kirchliche Grenzen hinweg und erhalten staatlicherseits viel Unterstützung. Allein drei große nationale Ausstellungen sind geplant, die zeigen, dass auch ein staatliches Interesse an diesem Erbe da ist. Ich möchte ein Beispiel aktuell nennen: Auf Schloss Rochlitz hat am ersten Mai eine Ausstellung zu den Frauen der Reformation eröffnet, verantwortet vom Land Sachsen, nicht von der Kirche. Ich finde sie faszinierend. Wenn Sie Zeit haben gehen Sie bitte hin! Sie beginnt mit den Frauen, die die Stasi Zentrale in Leipzig gestürmt haben, um die Stasi Unterlagen zu sichern. Das ist Frauengeschichte, die fast vergessen ist und dazu kommt die fast vergessene Frauengeschichte der Reformation. Das ist ganz toll gemacht, weil es Reformation nicht belässt im 16. Jahrhundert, sondern sagt, hier ist eine Fortschreibung – in einer staatliche Ausstellung.

Dass wir über Grenzen hinweg feiern werden, zeigt sehr schön, zweites Beispiel, dass wir letztes Jahr in Zürich alle Partnerkirchen des Schweizer Evangelischen Kirchenbundes und der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammengebracht haben aus hundertdreißig Kirchen. Und da wurde gesagt: Ja tatsächlich, also es feiern nicht die Deutschen unter sich alleine, sondern wir werden kommen, wir werden das aufnehmen im Dialog, wir feiern international, reformatorisch. Auch Mennoniten waren in Zürich und werden 2017 dabei sein, Erst 2012 haben die Lutheraner ihre Schuld gegenüber den Mennoniten als Erben der Täuferbewegung bekannt, so wurde Versöhnung möglich.

Also sage ich mal, wir müssen nicht immer protestantisch nach diesem Grund zum Feiern suchen. Im Übrigen, wenn ich das vorsichtig jetzt sagen darf, sind es eher die Katholiken, die mich immer fragen, ob wir denn feiern dürfen, weil es doch angeblich eine Spaltung gewesen sei. Und ich finde, wenn wir da mal in unserem Geschichtsverständnis ein bisschen nach vorne gehen würden und sagen: Wir waren eine gemeinsame Kirche, die sich wie so vieles im 16. Jahrhundert ausdifferenziert hat, in verschiedene Formen, verändert sich der Blick. Meine Idee ist überhaupt nicht, dass – wie das Kardinal Brandmüller neulich gesagt hat –, lauter Nebenflüsse wieder in den großen Fluss bringen müssen. Ich glaube nicht, dass das ein evangelisches Einheitsmodell ist. Da geht es doch um die fröhliche Vielfalt zu sagen, da ist Kirche, wo Evangelium gepredigt wird und die Sakramente Taufe und Abendmahl evangeliumsgemäß verwaltet werden. Da ist Kirche in aller Gelassenheit und so können wir gemeinsam uns respektieren und Christinnen und Christen zu sein in der Welt, auch wenn wir sehr verschieden unseren Glauben leben. Ich finde diese Verschiedenheit, sie zeigt auch eine kreative Kraft in der konfessionellen Differenz.

Kühn: Jetzt möchte ich aber doch, wenn wir die Chance schon haben, einen ehemaligen Verfassungsrichter auf dem Podium zu haben, kurz nachfragen dürfen. Wenn von der staatlichen Unterstützung die Rede ist, Herr Di Fabio: Der Bundespräsident hat auf diesem Forum gesprochen; er hat die Kirche aufgefordert, moralische und spirituelle Avantgarde zu sein, nicht so wehleidig, nicht so selbstmitleidig zu sein. Die FAZ hat das etwas süffisant dahingehend zusammengefasst, er habe Tipps für die Kirche gegeben... Und da hat er selbst die Frage aufgeworfen: Darf ich denn das in meinem Amt? Durfte er?

Di Fabio: Ja, aus meiner Sicht, die natürlich nicht die Sicht des Bundesverfassungsgerichtes sein muss. Die Vorstellung unserer Verfassung ist die Vorstellung, dass der Staat neutral ist. Und wer nur »Neutralität« sieht, der denkt, darf der Bundespräsident überhaupt erscheinen? Dürfen Verfassungsrichter überhaupt mit Kirchenvertretern reden? Also, das ist ein Verständnis von Neutralität, das der Laizität sehr nahe kommt. Einer strikten Trennung des politisch-öffentlichen Raumes von dem religiösen Bereich. Das ist nicht die Vorstellung des Grundgesetzes. Das Grundgesetz setzt nicht auf Laizität, verlangt nicht, dass Schulkreuze in öffentlichen Räumen abgehängt werden. Das Grundgesetz ist eine Verfassung der wohlwollenden Neutralität. Das ist auch die Erklärung für das Religionsverfassungsrecht oder das Staatskirchenrecht, nur ein begrifflicher Streit, die Grundlinien sind klar: Der Staat des Grundgesetzes weiß, dass alle Menschen, die auf der Grundlage einer Gewissensentscheidung und auf der Grundlage von Glaubensüberzeugung oder auch Weltanschauungsüberzeugungen handeln, diejenigen sind, die in qualifizierter Freiheit auf Bindung, auf Weiterklärung und Weltveränderung ausgerichtet sind. Und weil das so ist, ist das Grundgesetz freundlich gegenüber den religiösen Zusammenschlüssen, gegenüber dem Glaubensbekenntnis. Natürlich, das muss man ganz deutlich sagen, so lange die Werteordnung der Grundrechte auch dabei akzeptiert wird. Und deshalb ist ein Bundespräsident wichtig, der nicht nur zu einem Gewerkschaftskongress geht, sondern der auch zu einer Kirche geht, der zu vielen Religionsgemeinschaften geht, der natürlich auch zu muslimischen Bürgern in unserem Land geht und zu ihnen spricht, und sie ermuntert im Rahmen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung, die den anderen in seiner Würde und Freiheit achtet, ihre Religion zu leben und ihre Inspiration mitzuteilen, damit man wahrnehmen kann, dass es noch etwas anderes gibt neben dem Zweckrationalen.

Und warum soll ein Bundespräsident das nicht tun? Dass natürlich die Kommentatoren darauf hinweisen, »ja, der ist ja ordinierter Pfarrer«, darauf kommt es überhaupt nicht an. Ich bin sicher, unser Bundespräsident würde auch mit derselben Überzeugungskraft vor Katholiken, vor Muslimen oder vor einer humanistischen Vereinigung sprechen können. Also wir haben ein pluralisiertes Bild, die Verfassung geht von der Pluralität aus, sieht den Staat aber als jemanden, der Kooperationsangebote macht, in Richtung Kirchen die Hand ausstreckt, der sehr weit geht, sie als öffent-

lich rechtliche Körperschaften anerkennt, wenn sie die Voraussetzungen dafür mitbringen.

Göring-Eckardt: Und auch der Bundespräsident ist wahrscheinlich einfach ein freier Mensch.

Di Fabio: Da wäre ich misstrauisch, also...

Göring-Eckardt: Ich habe das geahnt.

Di Fabio: Nicht was die Person angeht, sondern was das Amt angeht. Wer ein öffentliches Amt hat, ist nie ein freier Mensch in diesem Sinne. Wir trennen ja verfassungsrechtlich zwischen Staat und Gesellschaft und sobald ich ein Mandat habe, sobald Sie als Fraktionsvorsitzende auftreten, sind Sie ein Stück weniger ein freier Mensch. Natürlich – in der Substanz bleibt man das, auch Herr Gauck.

Göring-Eckardt: Dieser Vormittag hat sich schon gelohnt, herzlichen Dank.

Ich richte an Sie beide, als kleine Zäsur an diesem Vormittag, die Frage die man immer so stellt wenn man solche Dinge moderiert, die ich aber ganz ernst meine. Nehmen wir mal an wir haben das Jahr 2025 und Sie versuchen sich vorzustellen was da war im Jahr 2017, wahrscheinlich haben Sie auch alle eine Vorstellung davon, wie das in Ihren Supturen sein würde, in Ihren Dekanaten usw.. Wann würden Sie sagen, das ist ein geistlicher Aufbruch gewesen, das ist erfolgreich gewesen, das ist eine Zäsur gewesen, da haben wir was geschafft? Margot Käßmann, vielleicht haben dann mehr Taufen stattgefunden, angeblich sieben Jahre nach Großereignissen finden immer die Taufen dann statt, das ist eine, ja, das ist eine Theorie, die ich aus dem Kirchentag gelernt habe. Sieben Jahre später ...

Käßmann: Ich hätte jetzt so neun Monate später verstanden...

Göring-Eckardt: Das ist eine andere Philosophie.

Käßmann: Also 2025. Wenn wir zurückblicken würden und sagen könnten diese ganze Bewegung auf 2017 hin hat unserer Kirche geholfen, sich inhaltlich zu konzentrieren auf ihr geistliches und geistiges Erbe und die Festivitäten 2017 waren eine ungeheure Ermutigung. Ich denke auch an das Jugendcamp, das da 100 Tage lang 2.000 Jugendliche parallel beherbergen wird. Mir liegt an einer Ermutigung nach vorne zu gehen, als Kirche nicht dauernd Angst zu haben vor einer Minderheitensituation, nicht dauernd zu erschre-

cken vor Geldfragen und anderem mehr, sondern neues Zutrauen, zurück zur Bibel, Gottvertrauen. Luther hat gesagt, wir sind es nicht, die die Kirche erhalten, unsere Väter und Mütter waren es nicht, unsere Kinder werden es nicht sein, sondern Gott ist es, der die Kirche erhält. Mit diesem Zutrauen ist unsere Kirche evangelisch energisch nach vorne gegangen. Große ökumenische Offenheit ist wichtig und ein Selbstbewusstsein dafür, in einem Land, in dem Kirche und Staat getrennt sind, die prophetisch-politische Stimme durchaus zu erheben und sich nicht immer in die Ecke drängen zu lassen dabei. Es ermutigt, statt verängstigt nach vorn zu schauen, in großer ökumenischer Weite zu leben, mit dem Wissen: Es gibt nicht nur in Deutschland Protestantinnen und Protestanten sondern weltweit. Und wir können sogar fröhlich mit Katholiken feiern.

Kühn: Und Sie, Herr Di Fabio, um im Metaphernfeld zu bleiben, Geburtshelfer welcher Entwicklung sollte idealerweise das Jubiläum gewesen sein, wenn wir nach 2025 vorausschauen?

Di Fabio: Ich denke, dass dieses Jubiläum speziell für die evangelischen Christen eine große Chance ist, sich wieder stärker neu zu begreifen. Das muss jede Gemeinschaft tun. Und fortwährend tun. Das ist ja der eigentliche Sinn solcher historischen Jubiläen, dass man zurückdenkt. Man kann nicht alles, man muss auch nicht alles aus irgendwelchen Urgründen erklären. Aber nach Gründen zu suchen und nach Grundlegungen zu suchen, das ist für jeden gut. Ein Verfassungsrechtler denkt immer wieder auch über die Grundidee der Verfassung nach. Und wenn er das nicht tut, dann kann er im Alltagsgeschäft nicht Fälle klug und mit Weitsicht entscheiden, weil er sonst hektisch wird und den Plan verliert. Ein Politiker muss wissen, was die Konzeption, was die Interessen seines Landes, was die Interessen der europäischen Union sind und er muss eine Konzeption haben, damit er im Einzelfall und in der Krise entscheiden kann. Genauso ist das auch für Kirchen. Und was die Ökumene angeht, denke ich, die Katholiken sollten mitfeiern. Das löst im ersten Augenblick eine gewisse Irritation aus oder vielleicht ein Zögern, weil die Reformation nun eigentlich aus katholischer Sicht eine misslungene Reformation ist und zwar nicht wegen Luther, sondern weil der Vorwurf der Häresie zu früh kam und deshalb eine Chance für die Katholiken verpasst wurde, sich in einem ersten Schritt sofort zu reformieren. Historisch einigermaßen unwahrscheinlich, aber strukturell gesehen wäre es eine großartige Chance gewesen. Die Katholiken haben aber, und das muss man auch an dieser

Stelle sagen, sie haben die Reformation nicht nur bekämpft. Genauso wie die Reformation z. T. auch den Katholizismus bekämpft hat und die Papstkirche bekämpft hat. Es war nicht nur das Antipodische, es war nicht nur der Kampf, sondern es war eben auch das aneinander abarbeiten und dass man, über Krieg und unzählige Tote hinweg, letztlich im christlichen Glauben doch wieder zueinander gefunden hat. In einem Prozess der schmerzhaften Koevolution. Aber die katholische Kirche ist nicht mehr das, was sie im Mittelalter war durch den Vorgang der Reformation. Und auch die deutschen Protestanten sind durch die internationalen Entwicklungen, durch den Calvinismus, der sich entwickelt hat, nicht mehr dasselbe geblieben, was Lutherkirche vielleicht ursprünglich gewesen war auf deutschem

Boden. Wir verändern uns alle. Wenn wir uns auseinandersetzen und wenn wir begreifen, dass wir dabei auf einem Fundament der Freiheit und Toleranz zusammengehören. Und deshalb muss die katholische Kirche heute dankbar sein für die Reformation, denn sie hat ihr den Weg zurück zum Glauben auch erleichtert und wieder geebnet.

Göring-Eckardt: Fundamentaler Aufbruch. Sehr herzlichen Dank Ihnen beiden für Anleitungen zum Feiern und Fragen nach dem warum. Für einen fundamentalen Aufbruch sozusagen und für Ideen darüber, wie wir den Weg bis, aber eben auch über das Jahr 2017 hinaus gelingend machen können. 

Statement nach dem Podiumsgespräch

Von Katrin Göring-Eckardt, Mitglied der Synode der EKD, Gotha/Berlin

Ein Vormittag liegt hinter uns, von dem man wahrscheinlich sagen kann, der hat nochmal Fenster und Türen aufgestoßen.

Wir haben was gehört von Basisdemokratie der heillosen Verwirrung. Wir haben etwas gehört von gewöhnlich und besonders sein. Wir haben eine große Ermutigung nach dem großen Ach gehört. Wir haben etwas darüber gelernt, wie das gehen soll in Richtung 2017 und das ist noch nicht zu Ende.

Ich will aber die Gelegenheit nutzen, an dieser Stelle noch einmal zusammenzufassen, den Impuls aus dem wir überhaupt hier zusammen sind. Nämlich die Klammer zwischen Reformprozess und Reformationsjubiläum. Ich glaube, dass Sie diejenigen sind, die am besten verstanden haben, was der Unterschied ist, zwischen betriebswirtschaftlichem Denken und Strukturen verändern und tatsächlicher geistlicher Erneuerung. Überall wo ich war, egal ob in Kirchengemeinden, egal ob da wo kirchenleitend gearbeitet wird, haben alle gesagt, es geht um den Grund, es geht um das Eigentliche, es geht darum, dass wir über das Evangelium erzählen. Es geht darum, dass wir klar machen, es ist das, worum es geht und das ist nicht einfach nur fromm gemeint, sondern da ist mehr. Da, wo wir uns selbst im Weg stehen und wo die Verwaltung des Alten das große Bild verstellt, da, wo wir den uns anvertrauten Schatz dann doch lieber in der Erde vergraben, weil er dort schließlich gut aufgehoben ist und wir auf die Zeit oder vielleicht auch auf die eine günstige Gelegenheit warten, ihn wieder rauszuholen, da sind Sie es, die wissen: nein, das geht anders und das muss anders sein. Wir verändern uns als Kirche und zwar gemeinsam, nicht die da oben und die da unten. Wir verändern uns als Kirche, weil wir uns nicht einfach durch die Umstände

verändern lassen wollen. Und Sie sind die, die dafür sorgen, dass das Boot tatsächlich Fahrt aufnehmen kann und ankommt. Sie wissen, woher der Wind weht und das ist schon mal eine entscheidende Voraussetzung, aber Sie wissen eben auch, wie man ihn ins Segel bekommt. Und trotz manchem harten Manövers und trotz der Tatsache, dass es manchmal stürmt und regnet, manchmal ist auch die Hafeneinfahrt verdammt eng, auf die man hinsteuern muss, haben Sie das eine Große noch im Blick und weil ich Bild bleiben will und jemand bin, der weiß, wie es ist, wenn man seekrank wird, kann ich auch sagen, da hilft nur eines, da hilft es nur den Horizont im Blick zu behalten und dann weiter zu segeln.

Das sind Sie, die den Horizont im Blick haben und sagen können, da schau hin. Und so wird deine Seele gesund und so wirst du getröstet und so kannst du heil werden.

Und deswegen sage ich Ihnen, als Mitglied der Synode, aber vor allen Dingen als freier Mensch, als einfache Christin, meinen ganz herzlichen und meinen ja auch überschwänglichen Dank dafür, dass sie diese Reformatorinnen und Reformatoren sind und zwar jeden Tag und immer wieder und immer wieder neu. Weil Sie das tun und weil sie nicht aufhören können und weil wir dann 2017 wahrscheinlich doch ganz groß feiern, dann wird die Welt auch wirklich darauf gucken. Und da bin ich mir ganz sicher und weil wir das gut machen, dann wird das so enden wie in dem Werbespot einer großen Handelskette. Den haben 1,2 Millionen Menschen angeklickt und es wird ungefähr so sein, dass die Leute dann sagen, Kirche sehr, sehr gut. Bibel, hm, Protestantismus, supergeil. 2017, darauf kommt es an und Margot Käßmann sagt uns jetzt, wie es genau gehen soll. Vielen Dank. 

Welcher Aspekt der Reformation gibt mir Kraft, die Zukunft der Kirche zu gestalten?

Von Grzegorz Giemza, Präses der Synode der Lutherischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen

Vielen Dank, dass Sie mich eingeladen haben und ich hier beim Zukunftsforum sein kann.

Es war für mich eine schöne Überraschung, dass ich zu Ihnen über die Bedeutung der Reformation, gerade auch im Blick auf mein persönliches Leben, sprechen soll.

Wo fange ich an, was soll ich sagen?

Bei Jesus Christus? Bei der Heiligen Schrift? Das wäre zu einfach.

Es geht doch darum, welchen Einfluss die Reformation auf mein persönliches Leben hatte.

Und ja, sie hat einen großen Einfluss gehabt.

Zu Ihrer Erklärung: Ich komme aus einer Kirche, die 75 000 Mitglieder hat. Das entspricht wahrscheinlich der Größe einiger Dekanate oder Superintendenturen bei Ihnen. Das sind gerade mal 0,2 % der Bevölkerung in Polen.

Da können Sie sich vorstellen, unser Zugang zur Reformation ist ein sehr spezieller.

Für uns ist die Reformation ein gewaltiges Erbe, das wir aber nur positiv einordnen.

Vielleicht ist es erstaunlich, dass wir einen ausschließlich positiven Zugang zur Reformation haben.

Aber ich bin so erzogen worden. Die Reformation ist Teil meiner Identität. Ich bin Erbe der Reformation und als solcher evangelisch. Reformation und evangelisch sein gehörte für mich immer unmittelbar zusammen und ich denke, so geht es vielen evangelischen Lutheranern oder Reformierten in Polen. Deshalb fällt es uns manchmal schwer, wenn kritische Töne zur Reformation aufkommen. Ich bin es gewohnt, mich immer wieder damit auseinander zu setzen, mich zu wehren, zu kämpfen. Es gehört zu meinem Leben dazu, dass ich mich verteidigen muss, weil ich anders bin als die Mehrheit. Dieses Anderssein ist aber auch eine Kraftquelle für mich.

Drei Dinge sind mir wichtig, wenn ich betone, dass ich anders bin als andere.

1) Ich bin anders.

Das bedeutet ich bin eine Ausnahme und damit besonders. Ich war bereits in der Grundschule der einzige Evangelische und ebenso in der Hochschule. Das Anderssein war immer auch eine Herausforderung.

2) Ich bin dadurch auch ein Fremder.

Ich bin ein Fremder in meiner eigenen Gesellschaft. Ich habe mich fremdgefühl in der Schule oder wenn wir gemeinsam gespielt haben. Ich habe mich zugehörig und doch fremd gefühlt. Vor allem dann, wenn ich am Sonntag in die Kirche ging und alle anderen nicht oder zumindest nicht in die meinige.

Wir reden über die sozialistische bzw. kommunistische Zeit, wobei die Entwicklung in Polen anders verlief als in anderen Ländern. In Polen war die allgemeine/katholische Kirche immer stark. Sie hatte Gewicht und das hat auch uns Lutheranern gut getan. Es hat positive Auswirkungen für uns gehabt.

Wir haben uns auch stark gefühlt, aber eben ein wenig anders dabei.

3) Ich bin stolz.

Das klingt eventuell ein wenig hochmütig. Aber evangelisch zu sein, war immer ausgesprochen wichtig für mich.

Denn obwohl wir in Polen eine sehr kleine Minderheit sind, so klein, dass wir kaum wahrgenommen werden, so unbedeutend, sind wir sehr stolz. So auch zum Beispiel auf unseren ersten Premierminister Professor Jerzy Buzek, der nach der Wende deutlich hervorgehoben hat, dass er evangelisch ist. Das ist nicht selbstverständlich. Es ist heute kein Problem mehr, einer Kirche anzugehören. Früher war es das. Für uns ist es so wunderbar, dass jemand sagt, er ist in der Kirche und zwar in der evangelischen Kirche. Wir sind auch stolz auf unseren Nationalheld, den Ski-

springer Adam Malysz, er ist auch evangelisch. Für andere mag das keine Bedeutung haben, dass einer evangelisch ist und dies sagt, für uns ist das anders. Für uns ist das wichtig. Das schenkt uns Selbstvertrauen.

Es gibt natürlich zahlreiche Persönlichkeiten in der Geschichte, die für uns als evangelische Kirche von Bedeutung waren:

Martin Luther vor allem. Das brauche ich nicht auszuführen.

Als zweiten möchte ich Albert Schweitzer nennen, der für mich persönlich, gerade auch in meiner Jugendgruppe damals eine Art Vorbild war. Manchmal wird er als Held dargestellt. Das war er sicher auch, aber vor allem war er treu, geradlinig in seinem Handeln.

Daneben gibt es auch Eva von Tiele-Winckler aus Beuthen (heute: Bytom) in Oberschlesien. Sie benenne ich nicht nur, weil sie wie ich aus Oberschlesien stammt, sondern vor allem wegen ihrer Hingabe zu den Armen, Ihre großartige diakonische Arbeit ist bemerkenswert (Ausbildung zur Diakonisse in Bethel, Sie gründete eine eigene Schwesternschaft, baute das Haus »Friedenshort«, bot »Heimat für Heimatlose«, war aktiv bis hinein in die Chinamission, wurde zum Vorbild einer Reform der Heimerziehung etc.).

Aufgrund unserer besonderen Situation in Polen sehen wir u. U. anders auf das Erbe der Reformation.

In meiner Tätigkeit als Präses der Synode, als Leitungsorgan in der Kirche schenkt mir dieses Erbe der Reformation Kraft. Ich weiß, dass wir nicht allein sind. Das tut gut. Und wir können alle miteinander das Jubiläum feiern und zwar grenzübergreifend. Wir erkennen jetzt, wir sind nicht allein.

Wir gehören als polnische Lutheraner zu einer Familie, die größer ist als wir selbst. Selbstverständlich gibt es viele Unterschiede. Wir streiten auch um Positionen und Pluralität, aber wir haben alle einen gemeinsamen Ursprung, ein Erbe: die Reformation.

Das allerwichtigste möchte ich nicht zum Schluss nicht vergessen: Freiheit. Die Freiheit in Christus.

In den letzten fünf Jahren habe ich das neu erfahren, wie wichtig Freiheit in Christus und durch Christus für mich persönlich in meinem Alltag, meinem Beruf, meiner Leitungsaufgabe ist.

Danke schön für Ihre Aufmerksamkeit.



Welcher Aspekt der Reformation gibt mir Kraft, die Zukunft der Kirche zu gestalten?

Von Marianne Christiansen, Bischöfin des Bistums Haderslev/Dänemark

Welcher Aspekt der Reformation gibt mir Kraft, die Zukunft der Kirche zu gestalten?

Allein die **Gnade!** Das ist das Entscheidende! Der zentrale Aspekt in der Reformation – dass wir allein aus Gnade gerechtfertigt sind, allein durch Christus, der die Offenbarung der Liebe Gottes ist – ist das, was mir Kraft gibt, und es ist die Aufgabe der Kirche dieses zu verkündigen und zu feiern und in die Gesellschaft hinein, auszulegen.

Die Grundlagen der Volkskirchen in Skandinavien sind historisch gewachsen und unterscheiden sich in Vielem von den Bedingungen der Kirchen hierzulande. Aus den lutherischen Fürstenkirchen entwickelten sich im 17. Jahrhundert lutherischen Staaten, in denen der Regent als Oberhaupt der Kirche und des Staates die konzentrierte Macht im Kirchenstaat innehatte. Die Konfessionen galten unwiderrspochen – und darum in vielerlei Weise auch unreflektiert. Mit den demokratischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, wurden die Kirchen aus der Staatsverwaltung entlassen; aber nicht zuletzt in Dänemark sind Staat und Kirche bis heute nahezu unüberschaubar vernetzt. Eine Loslösung der Kirche vom Staat ist noch nicht wirklich in Sicht. Die dänische Kirche hat keine eigene Verfassung! Im Grundgesetz des Landes wird sie als evangelisch-lutherisch bezeichnet, gegründet auf den drei altkirchlichen Bekenntnisse, der Augsbургischen Confession und dem Kleinen Katechismus Luthers. Die Bischöfe sind für die Lehre verantwortlich, aber das Folketing (Parlament) und die Regierung bestimmen die Rahmenbedingungen und die Gesetzgebung – und nicht eine Synode. Die Kirchengemeinderäte vor Ort bilden die lokale Leitung.

Ich erwähne das, weil es besondere Umstände beschreibt, die für die skandinavischen Kirchen von Bedeutung sind, wiewohl ich im Folgenden nur auf die Bedingungen der dänischen Volkskirche eingehen werde.

Etwa 80% der dänischen Bevölkerung sind Kirchenmitglieder, d.h. sie sind getauft und entrichten Kirchensteuern. Theologisch hat die dänische Volkskirche eine breite Spannweite, da die pietistischen Erweckungsbewegungen und andere Bewegungen in die Volkskirche integriert wurden. Darum gibt es auch einen verbreiteten Dissens

über die Verkündigung und über nahezu alle Aspekte des kirchlichen Lebens. Unbestritten ist lediglich, dass kirchliches Leben sich in den Gemeinden, mit Anknüpfung an das lokale Umfeld, entfaltet. Die breit gefächerte Grundlage der Kirche bedeutet, dass viele Mitglieder sich weder über ihre Kirchengemeinschaft, noch über das Christsein überhaupt, bewusst sind. Es herrscht große Unwissenheit und heillose Verwirrung in Bezug auf Konfessionen, zeittypisch auch über die Bibel und weder über die kirchlichen Traditionen. Der allgemeine Kirchenliederschatz wird kleiner und die gemeinsamen Glaubensaussagen werden geringer. Der regelmäßige Kirchgang wird noch von 13% der Mitglieder wahrgenommen. Die Zahl derjenigen die lediglich am Heiligen Abend erscheinen, beträgt 40%. Aber 83% aller Verstorbenen wurden im vergangenen Jahr kirchlich bestattet (m.a.W., die Zahl der toten Christen übersteigt die Zahl der Lebenden s.o.). Die Statistiken zeigen einen stetigen Abwärtstrend, doch gibt es gesellschaftlich einen breiten Konsens darüber, dass Christsein etwas mit Nächstenliebe und Vergebung zu tun habe, und dass die kirchlichen Mitarbeiter und ihre Praxis dieses wider zu spiegeln haben!

Statt diesen Zustand zu beklagen, müssen die Impulse der Reformation der zündende Funke der kirchlichen Arbeit sein. Die Verkündigung der Gnade ist sehr provokant und zugleich lebensnotwendig in einer Gesellschaft, die in steigendem Masse taub und blind dem Begriff ‚Gnade‘ gegenübersteht, sowohl in der Theorie als auch in der Praxis. Rechtfertigung wird als Tauschhandel verstanden, wo ein Gleichgewicht zwischen dem, was gegeben und empfangen wird, herrschen muss. Der Gedanke an einen Gott, der gibt und vergibt, ohne dafür erst entlohnt zu werden, ist für Viele geradezu erschütternd. Nicht so sehr allerdings der Gedanke an einen Gott, denn die Zeiten sind nachgerade religiös. Die zeittypische Offenheit beschreibt auch die Hoffnung auf geistliche Phänomene, dargebracht mit dem wiederkehrenden Refrain: »Es gibt doch mehr zwischen Himmel und Erde...«

Aber die Verkündigung dessen, dass Gott faktisch auf Erden und im Himmel und in der konkreten mitmenschlichen Liebe zugegen ist, hat sowohl persönliche als auch gesellschaftliche Relevanz.

Die Zeit der großen Ideologien ist vielleicht vorbei – mit Ausnahme der einen großen, allumfassenden Ideologie, die Markt und Profit heißt. Und gerade daher ist die Verkündigung der ganz anderen Form der Rechtfertigung eine stete Provokation. Aber so lange es diese diffuse Sehnsucht nach Liebe und Vergebung unter den Menschen gibt, und die Erwartung an die Kirche, dass sie diese liefert, geht es darum so viel wie möglich über Jesus zu erzählen. Und dazu zählt der Mut, auch die Erbsünde anzusprechen! Die incurvatio in se hat so sehr Überhand genommen, weil die gesellschaftliche Forderung nach einem perfekten und guten Menschen unmenschlich geworden ist! Sie schneidet die Menschen davon ab, sich in einander hinein zu versetzen, und sich als Unvollkommene zu verstehen, die sowohl Sünder als auch Gerechtfertigte sind. Der Ausgangspunkt für die Diakonie und für die nächstenliebende Tat, wie sie in der Verkündigung verankert ist, entspringt aus der Erkenntnis der gemeinsamen Bedingungen in der Erbsünde und der Gnade. Die Fähigkeit sich in einen anderen hinein zu versetzen, geht von Gott aus und manifestiert sich in Jesus Christus. Es ist eine horizontale Bewegung, keine vertikale. Daher kann sich Kirche auch nie über die Gesellschaft erheben.

Das **Priestertum aller Gläubigen**. Wenn unsere Grundlage als Volkskirche in den skandinavischen Ländern bestehen soll, dann muss in uns das Bewusstsein, dass die Kirche aus allen Getauften besteht, immer wieder neu geweckt werden. Kirche ist keine hierarchische, religiöse Institution, die religiöse Leistungen und Erlebnisse vermittelt, sondern die Gemeinschaft der Getauften.

Die Vermittlung dieser Tatsache ist eine große Herausforderung, denn sie ist nicht sexy! Kirche darf aber nicht der Versuchung verfallen bloßer Lieferant von religiösen Produkten zu werden und gar die Gemeinde als Publikum oder Kunden zu bezeichnen – und so zu behandeln. Das machen schon genug andere. Das Wort ‚Mitglied‘ ist sozusagen evangelisch geladen, und muss in Wort und Tat in der Kirche und ihrer Struktur anerkannt werden.

Die **Schrift**. In Dänemark ist die Bibel zu einem schmückenden, aber stets verschlossenem Buch verkommen. Der schulische Unterricht kann eine Vermittlung nicht mehr gewährleisten, das bibel-

historische Wissen ist quasi verwelkt. In der Abiturklasse meiner Tochter wusste nur sie, wer David und Goliath sind. Es ist ein kulturelles und kirchliches Problem. Wenn es uns nicht gelingt »sola scriptura« wiederzubeleben, dann verliert nicht nur der einzelne Mensch einen Reichtum und eine ‚Zweisprachigkeit‘ in seinem Leben, sondern auch die Volkskirche verliert ihre theologische Vielfaltigkeit und den gemeinsamen Anhaltspunkt. Denn wir können Streit und Dissens nur dann ertragen und aushalten, wenn wir aus der Schrift heraus und um deren Auslegung streiten. Wenn wir aber die Schrift loslassen, wird der christliche Glaube zu einem Gefühl und zu einer zwischenmenschlichen Abhängigkeit in Glaubensangelegenheiten. Er verkommt zu einem losgelösten Coaching und zu metaphysischen, psychologischen oder ethischen Postulaten in Predigtform.

Der vierte Aspekt, denn ich nenne möchte, ist die **Bildung**. Die Bedeutung der Kunst, der Poesie und der Musik für die Verkündigung des Evangeliums zur Erbauung und zur Bildung. Es ist ein Geschenk Gottes und dient seinem Lob. Auch hier muss die Kirche im Dienst der Gesellschaft stehen, wo doch die Kultur in hohem Masse den Kräften des Marktes unterliegt. Nicht zuletzt für Kinder und Jugendliche muss die Kirche der Zusammenhang sein, wo man Teilhaber an Musik, Poesie, Kunst und Erzählung wird, um als Mensch damit bereichert zu werden und die Schönheit der Welt zu erfahren, zur Freude jedes Einzelnen und zur gemeinsamen Freude als Abglanz der Ewigkeit. Der reformatorische Impuls zur Bildung, zur Unterweisung und zur Bevollmächtigung des Einzelnen ist aktueller denn je, in einer Zeit, da die Informationsflut grösser denn je ist. Auch die Zahl der unehrlichen Produkte, der kommerziellen Ausnutzung ist hemmungslos, und keine Institution hat die Macht oder Achtung, diese durch das Gute, das Wahre und das Schöne zu ersetzen. Es mag ein peripherer Aspekt des evangelischen Wirkens der Kirche sein, aber die Wahrnehmung der Welt und des Nächsten geschieht in diesem Sinne sinnlich, und auch das Wort muss sinnlich wahrgenommen werden, um es anzunehmen.

Aber: Allein aus Gnade. Das ist die entscheidende Kraft! D

»Welcher Aspekt der Reformation gibt mir Kraft, die Zukunft der Kirche zu gestalten? Wie heißt der Reformator der Schweiz?«

Von Dr. theol. h.c. Peter Schmid-Scheibler, Vizepräsident des Schweizer Evangelischen Kirchenbundes

Ermutigung aus dem Plural

Wie heißt der Reformator der Schweiz? Wenn Sie jetzt nachfragen, welcher gemeint sei, dann verstehen Sie die Pointe meiner rhetorischen Frage. Es dürften Ihnen Zwingli und Calvin einfallen. Der eine – Calvin – ist spät gekommen und der andere – Zwingli – früh gegangen. Die Reformation hatte bereits eine jahrelange Entwicklung hinter sich als Johannes Calvin in Genf eintraf. Guillaume Farel muss deshalb genannt werden. Nach dem Huldrych Zwingli 1531 auf dem Schlachtfeld seinen Kopf verlor, führte Heinrich Bullinger die Reformation weiter. Da waren es schon vier! Würden Sie die Sichtweise von Wibrandis Rosenblatt einnehmen, dann könnten Sie weitere Reformatoren nennen: Oekolompad, Capito, Butzer. Sie war mit ihnen verheiratet, nicht gleichzeitig, sondern in geordneter Reihenfolge, weil sie ihre Ehemänner jeweils überlebte. Da waren es schon sieben.

Ich komme aus Basel. Sie werden Verständnis dafür haben, dass wir noch Erasmus von Rotterdam reformationsgeschichtlich einordnen müssten. Da waren es siebeneinhalb.

Die Reformation – und das nicht nur in der Schweiz – ist das Werk herausragender Persönlichkeiten, die heute noch genannt werden, aber darüber hinaus das Verdienst vieler Unbekannter und Vergessener. Sie alle lebten und wirkten nicht ausschließlich aus sich heraus. Ihr Denken und Handeln war geprägt von ihrer »Vorgeschichte«, von ihrer unterschiedlichen Herkunft und Ausbildung, vom Austausch mit Gleichgesinnten oder erbittert Andersdenkenden.

Weshalb führe ich das aus? Die starke Ausrichtung des Reformationsjubiläums auf Martin Luther birgt Risiken. Natürlich: »die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt (oder noch) höret überall« (Hans Sachs) bleibt in ihrer Bedeutung wichtig. Wie können wir neben ihm bestehen? Es entsteht der Eindruck, als hätte einer alleine – ein richtiger Kerl – das Ganze gemeistert. Wer heute Verantwortung für die Kirche trägt, könnte dem Irrtum verfallen, er oder sie müsse es ihm gleich-

tun und es auch alleine schaffen. Die Auswirkungen eines solchen Anspruches sind ernüchternd: anstelle des Heldentums droht Erschöpfung. »Mein Vater war ein Hüne, ich nur ein Hühnchen«, soll August Goethe einst gesagt haben.

Einzelne leisten zum Ganzen Herausragendes, aber Einzelne leisten nicht das Ganze. Gerade die Reformationsgeschichte eines mehrsprachigen Landes ist da »gnädiger« und führt mich zur ersten Ermutigung. Wir können es nicht alleine schaffen und sollten es auch gar nicht erst versuchen. In einer durch und durch individualistisch ausgerichteten Gegenwart wächst die Gefahr, dass sich Einzelne zu viel zumuten.

Ermutigung aus dem Unterschied

Zur Zeit der Reformation war die Suche nach der Wahrheit untrennbar mit der Suche nach Einheit verbunden. Pluralismus im heutigen Sinne war dem Denken jener Zeit fremd. Die Auseinandersetzungen fielen entsprechend heftig aus. Die Reformationsgeschichte ist die Geschichte einer Unterscheidung – zuweilen nur der Scheidung. Das wird am Beispiel der Schweiz offensichtlich. Ich kann hier die Unterschiede zwischen Calvin und Zwingli nicht darstellen. Die zahlreichen und durchaus gelungenen Einigungs- und Versöhnungsversuche verdienen Respekt – aber die Unterschiede haben ein langes Leben, sie spielen eine oft unterschätzte Rolle, in der Schweiz nicht zuletzt der sprachlich-kulturellen Differenz wegen.

Die Reformationsgeschichte in der Schweiz (und darüber hinaus) ist nicht zuletzt deshalb spannend, weil so vieles unterschiedlich gedacht wurde. Daraus ergibt sich für mich die zweite Ermutigung, die Differenz als Reichtum und Gewinn zu betrachten. Wohlverstanden, ich spreche nicht von einer Vielfalt, die einfach schulterzuckend (nicht) zur Kenntnis genommen wird. Es geht mir um das Potential, dass im Gespräch über die Differenz steckt.

Ermutigung aus dem Buchdruck

Wer wie ich in Basel lebt, denkt die Reformation in engster Verbindung mit dem Buchdruck. Die Bedeutung des Buchdruckes für die Reformation bedarf keiner Erläuterung. Der Entwicklungssprung im 15. und 16. Jahrhundert war gewaltig. Plötzlich konnten Flugblätter und Bücher im Vergleich zurzeit davor in ungleich höherer Geschwindigkeit und Menge verbreitet werden. Mit dem geschriebenen Wort konnte man zwar längst nicht alle, aber doch wesentlich mehr Menschen erreichen. Angesichts der damaligen kulturtechnischen Möglichkeiten war das Ausmaß des Geschriebenen und damit des Lesbaren gewaltig. Der Buchdruck revolutionierte den schreib- und lesefähigen Teil der Gesellschaft und stellte Kirchen, Staat und Bildungsstätten vor große neue Herausforderungen. Aus dieser Erinnerung leite ich meine dritte Ermutigung ab.

Die heutigen Kommunikationsmöglichkeiten und -technologien revolutionieren unsere Gesellschaft erneut. Wieder reiben wir uns angesichts des Tempos und der Menge die Augen. Erneut fragen wir nach Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren. Ich meine, dass wir trotz Skepsis die Chancen der neuen Kommunikationsmittel für unsere Kirchen entschlossen ausloten sollten.

Ermutigung aus dem Irrtum

Die Reformationgeschichte ist zum Teil die Geschichte der Irrtümer. Es hat eine hohe Logik,

dass diese aus dem zeitlichen Abstand deutlicher gesehen werden; insbesondere jene, die aus Zeitgebundenheit im 16. Jhdt. noch gar nicht als solche erkennbar waren. Die umstrittene Frage, wie weit sich aus der Geschichte wirkungsvoll etwas lernen lässt, kann ich hier nicht ausbreiten. Einige Irrtümer sind noch immer Herausforderungen, so der Umgang mit Andersdenkenden oder einer als störend eingestuften Kunst. Meine vierte und letzte Ermutigung bezieht sich nicht auf die »großen« Irrtümer der Reformation. Da gehe ich davon aus, dass wir uns redlich bemühen, die dadurch gelehrte Lektion auch zu lernen.

Es geht mir mehr um die kleinen, alltäglichen Irrtümer. Sie gehören dazu. Wer Leitungsverantwortung in der Kirche trägt, soll sich zwar redlich »immer strebend bemühen«, ist aber nicht zum Perfektionismus verpflichtet. Leitungsverantwortung heißt für mich: sich um vieles kümmern, aber nicht um alles sorgen. Eine gnadenlose Gesellschaft (und Kirche) neigt zum raschen Urteil. Wer noch etwas von der Gnade weiß, oder wenigstens ahnt, bleibt gelassener.

Liebe Schwestern und Brüder,

der legendäre Satz von Jodocus van Lodenstein (1620 - 1677), ist wohlvertaut: »Ecclesia reformata semper reformanda«! Der Satz wirkt schweißtreibend. Meine vier Ermutigungen wollen dazu beitragen, dass wir weiterhin kirchenleitend bleiben und nicht kirchenleidend werden. 

Wie feiern wir 2017?

Von Prof. Dr. Margot Käßmann, Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum

Liebe Teilnehmende,

meine Aufgabe ist nun der Werbeblock für 2017. Oh ja, schon höre ich Bedenken! Ist das denn das richtige Datum, war Luther da nicht noch Reformkatholik und hat er wirklich die Thesen an die Tür geschlagen? Außerdem: Darf denn eine Kirche feiern, die selbst mit zurückgehenden Mitgliederzahlen und Sparmaßnahmen zu kämpfen hat? Was soll das denn kosten? Und gibt es nicht eine Eventisierung, würde nicht ein kleines, feines Wissenschaftssymposium reichen?

Ach ja, so könnten wir nun lamentieren und sagen: Lass fahren dahin. Ich möchte gern sagen: Wir wären doch mit dem berühmten Klammerbeutel gepudert, wenn wir fünfhundert Jahre Reformation nicht feiern würden. O ja, die Entdeckung der Freiheit eines Christenmenschen, die Rückbesinnung auf die Bibel, die Offenbarung der Rechtfertigung allein aus Glauben. Und wenn wir das dann auch noch übersetzen können in unsere säkulare Erfolgsgesellschaft hinein, das wäre wahrhaftig Grund zu feiern. Und feiern können wir auch, dass die *ecclesia reformata* sich wahrhaftig weiter reformiert hat, eine Lerngeschichte gibt es. Wir haben die Judenfeindschaft überwunden, sind angekommen im demokratischen Staat, kennen eine ökumenische Bewegung. Wenn das alles kein Grund zum Feiern ist! Ich kann mir vorstellen, dass wir beispielsweise mit römischen Katholiken pilgern – das wäre ein schönes Signal für einen Weg nach vorn. Der Rat der EKD und die Deutsche Bischofskonferenz, aber auch ein Kirchenkreis, Gemeinden, sie könnten ökumenisch pilgern. Ja, wir haben uns auf getrennte Wege begeben ab 1517. Aber 2017 wissen wir sehr wohl: Es ist gut, gemeinsame Wege nach vorn zu gehen! Gehen wir das Jubiläum also fröhlich an, lassen wir es ein Fest werden!

Hören wir dazu Luther: *»So höret nun, was wir in Gottes Namen zu Euch sagen, nämlich, dass Ihr fröhlich sein sollt in Christus, der Euer gnädiger Herr ist. Lasst ihn für Euch sorgen: er sorgt auch für Euch, wenn Ihr auch noch nicht habt, was Ihr gern hättet. Er lebt noch, und erwartet das Beste von ihm, das gefällt ihm, wie die Schrift sagt, als das beste Opfer. Denn es gibt kein lieblicheres Opfer als ein fröhliches Herz.«¹*

Vor ihnen liegt nun auf dem Tisch ein Holzwürfel. Ich gebe zu: Nicht der Inbegriff ästhetischer Schönheit schlechthin – aber trotzdem Dank an Luise Woldt und die Geschäftsstelle insgesamt, die in relativ kurzer Zeit überlegt haben, was sie Ihnen mitgeben können. Lassen Sie mich einen Vorschlag machen: Der Würfel geht auf Ihren Schreibtisch bis 2017. Und danach können Sie ihn im Internet als Souvenir 2017 einstellen.

Also: Es wird beginnen mit dem 31. Oktober 2016. Anfang November wird eine Art Reformationstruck quer durch Europa fahren. Auf einem europäischen Stationenweg soll gefragt werden: Was meint Reformation heute in Prag und in Genf, in Straßburg und in Budapest? Auch deutsche Städte sollen dabei sein: Coburg und Aurich, Worms und Marburg. Nutzen Sie das! Es ist eine Chance, in Ihrer Stadt, an Ihrem Ort mitzumachen, nicht allein bei einem historisierenden Ereignis, sondern bei der Frage: Wie geht unsere Kirche in die Zukunft des 21. Jahrhunderts?

Dieser Stationenweg soll am 4. Mai, dem Tag der Ankunft Luthers auf der Wartburg, Eisenach erreichen und am 20. Mai in Wittenberg ankommen. Dann wollen wir die Weltausstellung der Reformation eröffnen. Es geht um die Tore nach Wittenberg, die sich öffnen werden. Wittenberg ist zwar kleiner als Bochum, aber in aller Welt deutlich besser bekannt! Gerade in Übersee sind viele voller gespannter Vorfreude, diese Tore zu durchschreiten. Wie ist es mit dem Thema Gerechtigkeit, die im Tor gesprochen wird? Wie mit dem Tor zur Welt, das die Reformation war? Wie öffnen sich Tore zur Freiheit, etwa im ehemaligen Wittenberger Gefängnis, das zum Ort der Kunst und Kultur werden soll. Bis in den September hinein hoffe ich auf eine kreative Vielfalt, die zeigt: 2017 wird nicht deutsch-national-lutherisch gefeiert, sondern es wird ein internationaler Sommer der Reformation mit deutlich ökumenischem Horizont.

Parallel dazu wird es ein internationales Jugendcamp geben. Konfirmanden- und Jugendgruppen können zusammenkommen, 2000 parallel. Wir hoffen, dass Sie Interesse finden an der Reformation, vielleicht Luther twittern, wer weiß. Sie können den Jugendlichen bei Ihnen vor Ort sagen: Lasst uns im Sommer 2017 nach Wittenberg gehen! Vielleicht erleben wir da ja eine Art re-

formatorisches Woodstock 2017, das wäre doch großartig.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag findet vom 25.-27. Mai 2017 in Berlin statt. Parallel wird es Kirchentage auf dem Wege geben in der Tradition der Kirchentage in der DDR. Die Kirchen in Jena und Halle, in Erfurt und Weimar, in Magdeburg, Dessau, Halle und Leipzig wollen zeigen, was kirchliches Leben heute ist an den Orten der historischen Reformation.

Diese Kirchentage finden ihren Höhepunkt am 28. Mai 2017 mit einem Festgottesdienst auf den Elbwiesen vor Wittenberg. Wir erwarten 300 000 Menschen, und Sie alle sollten mit Ihren Kirchenkreisen dabei sein. Ein Jahrhundertereignis – nehmen wir die Chance wahr, dabei zu sein.

Seit zwei Jahren bin ich Botschafterin des Rates der EKD für das Reformationsjubiläum. Das ist eine wunderbare Aufgabe. Ich erlebe, dass die Menschen, ob Richter oder Ärzte oder Unternehmer spannend finden, was Reformation für sie bedeutet. Nun ist die Idee entstanden, dieses Konzept zu vervielfältigen. Warum nicht in jedem Kirchenkreis ein Botschafter, eine Botschafterin. Das ist eine tolle Idee, ich unterstütze sie gern. Nutzen wir die Chance!

Gerade erst hat die positive Resonanz, die wir zu dem Text »Reformation und Freiheit«, den wir in einer kleinen Kommission unter Leitung von Professor Marksches erarbeitet haben, gezeigt: Es gibt öffentliches Interesse an den theologischen Themen der Reformation. Über Sünde, Rechtfertigung, Gnade zu sprechen – die Nachfrage ist größer, als so mancher und manche vielleicht gedacht hätten. Die Aufnahme des aktuellen EKD-Textes zu 2017 macht Mut, das Reformationsjubiläum als Chance zu verstehen, über Kernthemen des Glaubens in unserem Land wieder ins Gespräch zu kommen. Ich bin gespannt auf Ihre Eindrücke und Reaktionen, wenn Sie den Text heute mit auf den Weg in Kirchenkreise und Gemeinden nehmen.

Lassen Sie mich enden mit einem Aufruf zur Gelassenheit angesichts aller Planungen für 2017. Oh, ja, es gibt Angst vor Eventisierung, die Befürchtung, Luthersocken und Tassen zu den Frauen der Reformation könnten alles merchandisen, es wird ein Lutheratorium, Lutherfilme, Lutherlieder geben, die Interessen von Landeskirchen, EKD, Bundesländern, Bundesregierung sind vielfältig. Aber Luther hat einmal gesagt, das Evangelium könne nur mit Humor gepredigt werden. Das hat mir schon immer gut gefallen. Prof. Dr. Werner Thiede schreibt: »In Luthers Humor begegnet kein weltentrücktes, immer heiteres Lächeln, sondern ein mitunter kampfeslustiges Lachen, wie es in den Auseinandersetzungen der Reformation notgedrungen seinen Ort hatte.«² Da ist nicht die Komik unserer Talkshow-Welt gemeint, auch kein dralles Lachen, sondern eine Glaubensheiterkeit, die von tief innen kommt. Wir glauben an den Auferstandenen und nicht an einen Toten! Strahlen wir etwas aus von diesem Bewusstsein der Rechtfertigung, des Erlöstseins, der Gnade Gottes! Ich kann Thiede nur zustimmen, wenn er folgert: »Christen sind Studenten eines im Glauben gegründeten Humors. Sie dürfen bereits hier und heute das eschatologische Gelächter einüben ...«³. Das gilt auch mit Blick auf 2017! Gehen wir gelassen auf das Jubiläumsjahr zu, fröhlich mit evangelischem Profil, offen mit ökumenischem Horizont, gespannt in internationaler Weite und voller Lust auf theologische Diskussionen über Reformation und Freiheit.

Anmerkungen:

¹ Schlag nach bei Luther, hg. v. Margot Käßmann, Frankfurt 2012, S. 84.

² Werner Thiede, Luthers Humor, in: Nachrichten der ev.-luth. Kirche in Bayern 11/2008, S. 321ff.; S. 324.

³ Ebd. S. 326.



Reformation existentiell – SMS-Aktion

Von Dr. Johannes Goldenstein, Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Der Sonnabendvormittag des Zukunftsforums stand ganz im Zeichen des Reformationsjubiläums 2017. Ein Videoclip präsentierte O-Töne von Passanten in der Bochumer Fußgängerzone auf die Frage »Was verbinden Sie mit dem Begriff Reformation?« Die Antworten reichten von »Gar nichts« über »Martin Luther« und »Der hat halt 'ne neue Religion erschaffen!« bis zu »Rebellen-tum« und »Das ständige Arbeiten an Gesellschaft«.

Einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Zukunftsforums befragte das Kamerateam nach der existentiellen Bedeutung der Reformation für ihre tägliche Arbeit: »Welcher Aspekt der Reformation gibt Ihnen Kraft, die Zukunft der Kirche mit zu gestalten?« Für den Oberhausener Superintendenten Joachim Deterding ist es »der lutherische Gedanke von einer Kirche, die sich selbst immer neu in Frage stellt und sich beim dem, was sie tut, immer neu am Wort Gottes orientiert.« Für EKD-Ratsmitglied Marlehn Thieme ist es »die befreiende Botschaft der Reformatoren«, die es heute dort »aktuell zu machen gilt, wo wir in einem der wohlständigsten Länder der Welt besondere Verantwortung für die Bewahrung der Schöpfung übernehmen müssen«. »Dass es nicht um's eigene Streben, sondern um's Empfangen geht,« meint Kirchenamtspräsident Hans-Ulrich Anke. Für Vizepräsident Thies Gundlach ist es »die Angstfreiheit« der Reformatoren, die die Kirche heute braucht: »dass wir uns nicht klein ma-

chen lassen, sondern mutig aufrecht stehen und manchmal auch sagen: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders!‘« Und der Vizepräsident der EKD-Synode Günther Beckstein sagte: »Selber als mündige Christen an der Zukunft der Kirche mit-zuwirken – was könnte es besseres geben?«

»Welcher Aspekt der Reformation gibt Ihnen Kraft, die Zukunft der Kirche mit zu gestalten?« Am Ende waren alle Teilnehmenden eingeladen, diese Frage zu beantworten und eine SMS auf die Video-Wand in der Halle zu schicken. Hier eine kleine Auswahl aus den fast 300 Antworten: »Das Ringen um die Sprachfähigkeit des Glaubens.« – »Kirche u welt sind veränderbar u wir menschen sind es auch. es muss nicht alles so bleiben, wie es jetzt gerade ist. das gilt auch für mich selbst.« – »Solus Christus« – »Kirche als Raum für einen gebildeten, erwachsenen Glauben« – »Die Erfahrung, sich furchtlos den Herausforderungen der Zeit und einem Weg in die Zukunft zu öffnen und ihn aktiv zu gestalten.« – »Die tollkühne Haltung noch einmal auch Gott neu zu denken.« – »Die Geistesgaben der Freiheit des Humors der Uner-schrockenheit und Menschenfreundlichkeit, die ich mit Luther und einer je neu zu reformieren-den Kirche verbinde.« – »die schoene konzentra-tion auf das wesentliche und die froehliche sinn-lichkeit luthers.« 

Unsere Kirche – ein Klang aus vielen Stimmen

Von Dr. Johannes Goldenstein, Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Eine Halle mit 700 Menschen zum Singen bringen, dazu braucht es eine gute Band. Oder Martin Burzeya. Der Kirchenkreiskantor aus Burgdorf bei Hannover hat zusammen mit dem Violinisten und Musikwissenschaftler Michael Meyer-Frerichs aus Lehrte und Christine Zarft, Dozentin an der Führungsakademie für Kirche und Diakonie (FAKD) in Berlin das Kursmodell »Führen nach Partitur« entwickelt. Es überträgt Erkenntnisse über die Strukturen, Arbeits- und Kommunikationsprozesse eines Orchesters auf die Führung von Teams im Raum der Kirche.

Wie inspirierend solch ein Perspektivwechsel in die Welt der Musik sein kann, erlebten die Teilnehmer des Zukunftsforums am Sonnabendvormittag in der Jahrhunderthalle. Sie sangen den Paul-Gerhardt-Choral »Die güldne Sonne« und

hörten, welche enorme Plastizität der Klang erhielt, wenn Einzelne beim Singen aufstanden, sobald in einer Strophe ihr Lieblingswort fiel. Sie erlebten, welche Effekte mit einem Lied durch unterschiedliche Singe-Tempi entstehen und was mit dem Klang geschieht, wenn jeder in seinem Lieblingstempo singt und auf dem Schlusston wartet, bis der letzte Mitsingende dort angekommen ist. Und sie wurden zu einem großen Chor, der den Kanon »Schalom Chaverim« selbst in seiner achtstimmigen Gestalt bravurös meisterte. Unter der Leitung von Martin Burzeya verwandelte sich der Raum der Jahrhunderthalle zum Klangkörper, und alle konnten sich davon überzeugen, dass die Evangelischen insbesondere für ihre Lieder und für das Singen bekannt sind. **D**

Impressum:

Herausgeber des **Sonderdrucks:**
Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover

Internet: www.ekd.de

Zusammenstellung durch das
Gemeinschaftswerk der Evangelischen
Publizistik (GEP) Frankfurt am Main
in Zusammenarbeit mit dem Projektbüro
Reformprozess im Kirchenamt der EKD,
Hannover

epd-Dokumentation Nr. 44/2014
Veröffentlicht am 4. November 2014

Druck: Druckhaus Köthen
Umschlaggestaltung: Anne-Ulrike Thursch
Gestaltungskonzepte, Hannover

Als Sonderdruck zu bestellen bei:

Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Fax: 05 11 / 27 96 - 457
E-Mail: versand@ekd.de

